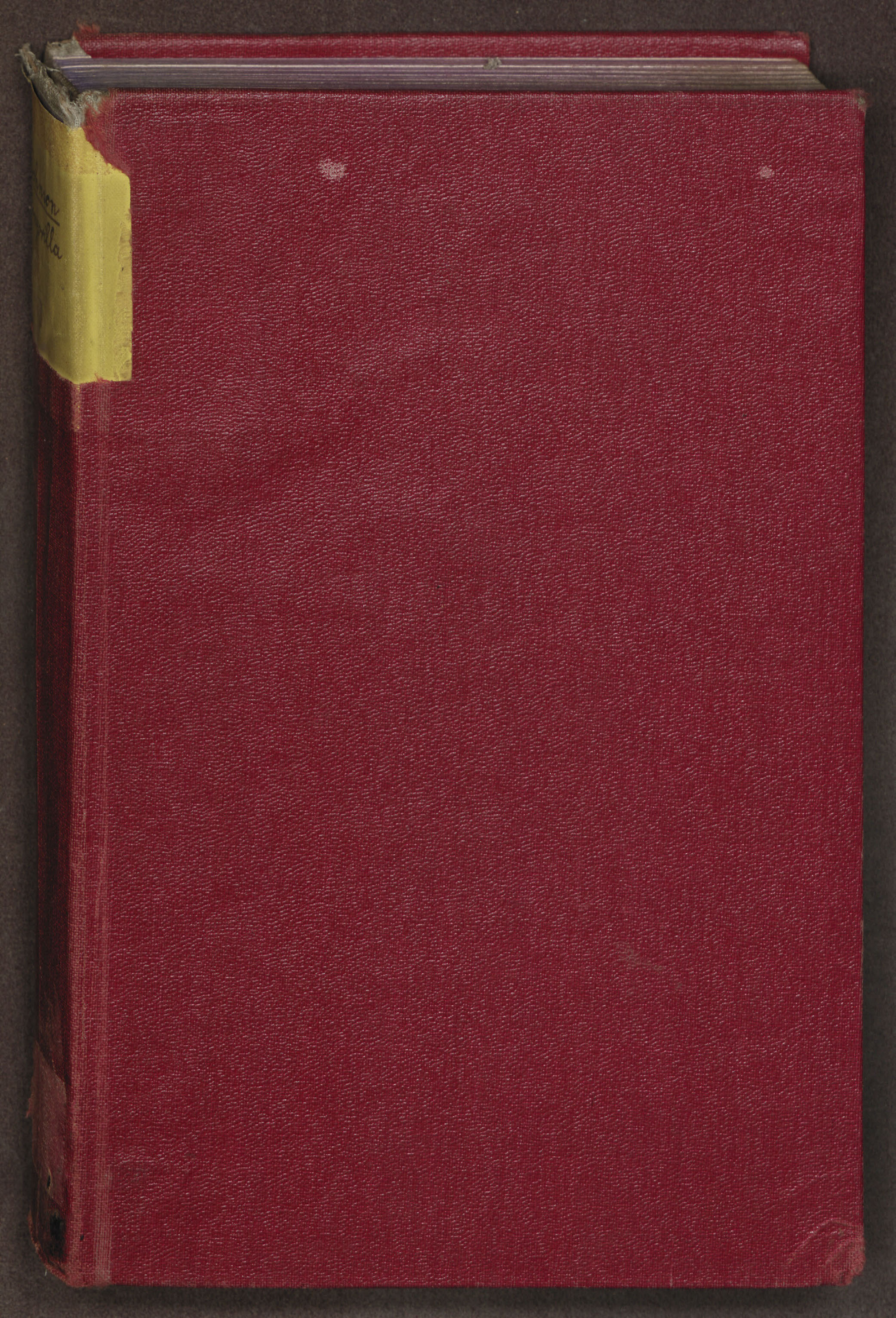
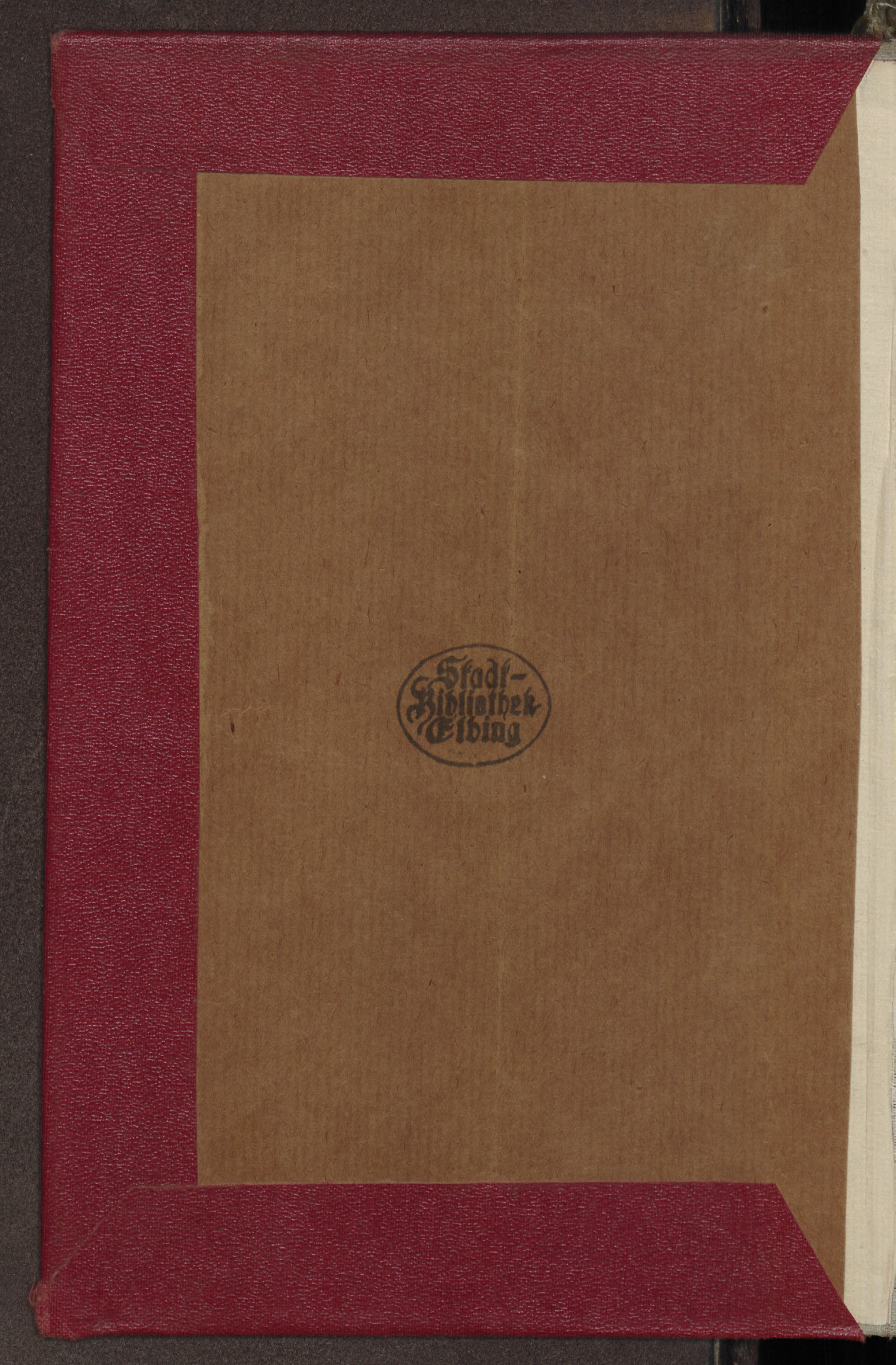
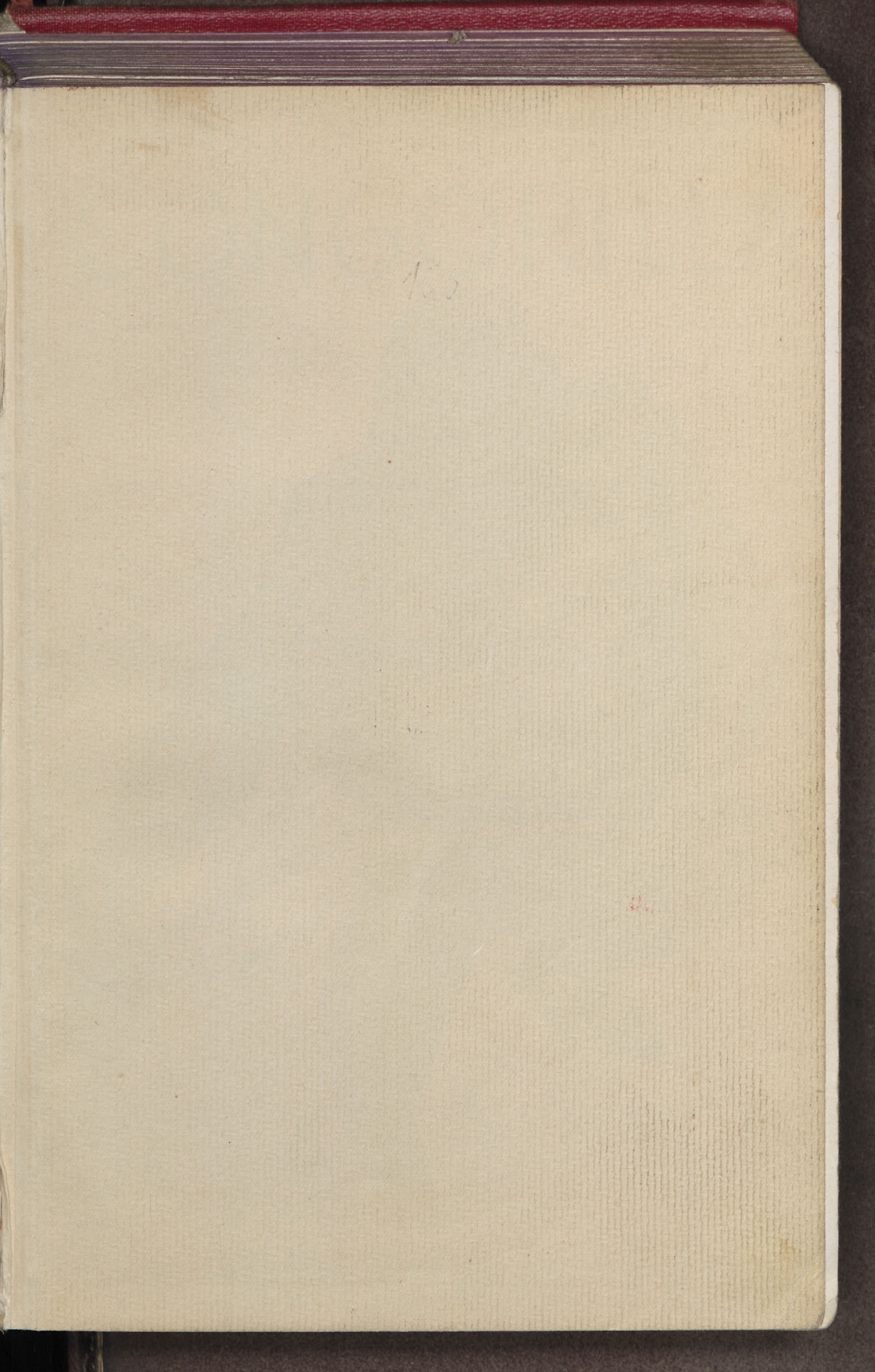
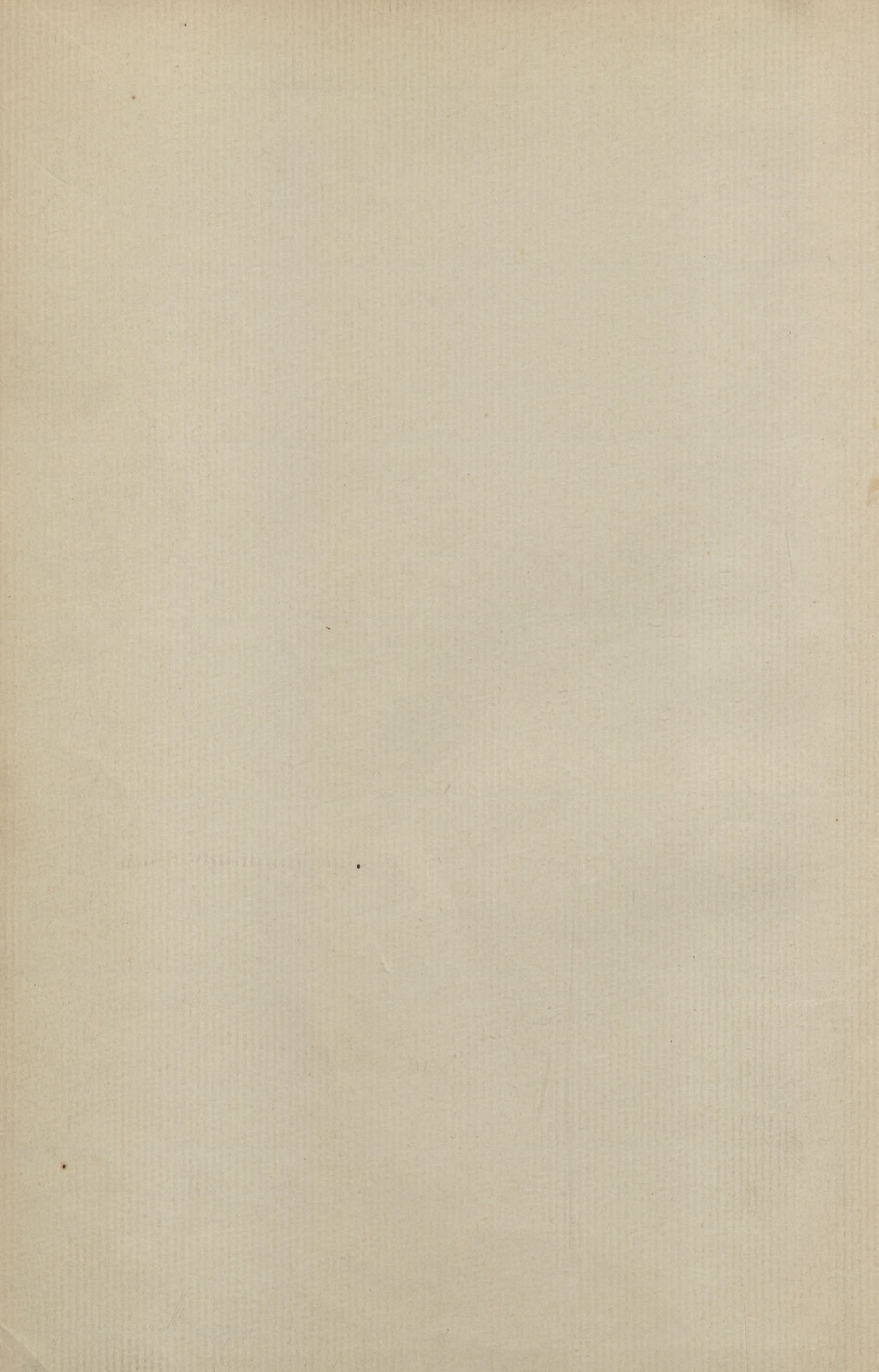



Stadt-
Bibliothek
Elbing





MARTIN JOHNSON

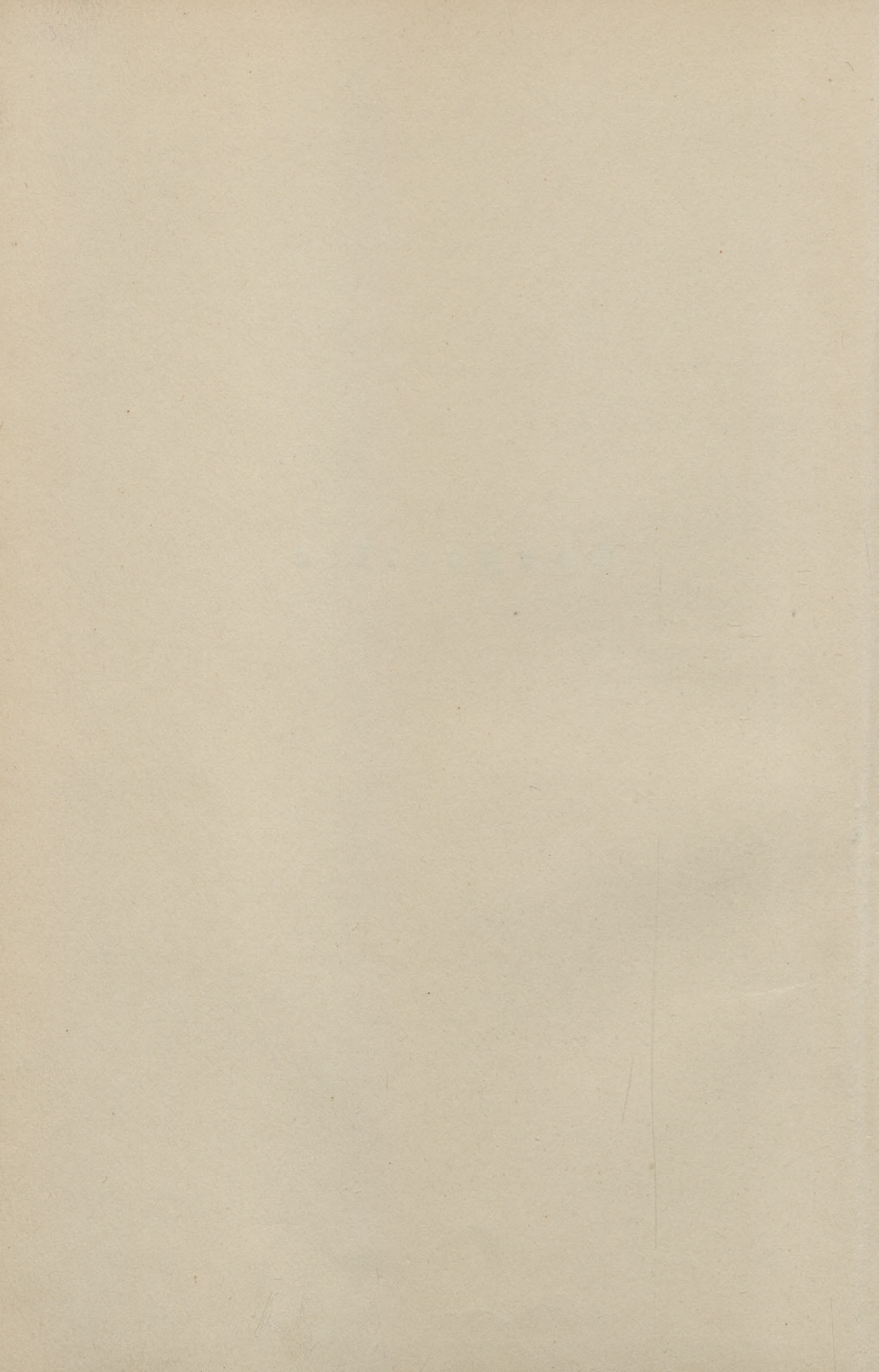
CONGORILLA



F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG.



Congorilla





Diesen Gorilla, wahrscheinlich ein Weibchen, überraschten wir schlafend im dichten Unterholz. Bei unserem Näherkommen sprang er für eine Sekunde auf den Baumstamm und verschwand dann kreischend in der Dschungel.

MARTIN JOHNSON

Congorilla

Filmabenteuer mit den kleinsten Menschen und den größten Affen

*

Mit 64 Abbildungen
und einer Karte



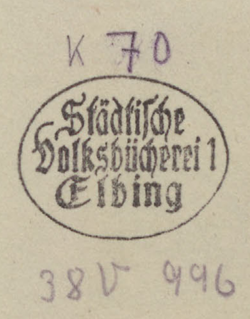
F. A. BROCKHAUS / LEIPZIG
1933



Aus dem Englischen von Dr. Karl Pfannkuch



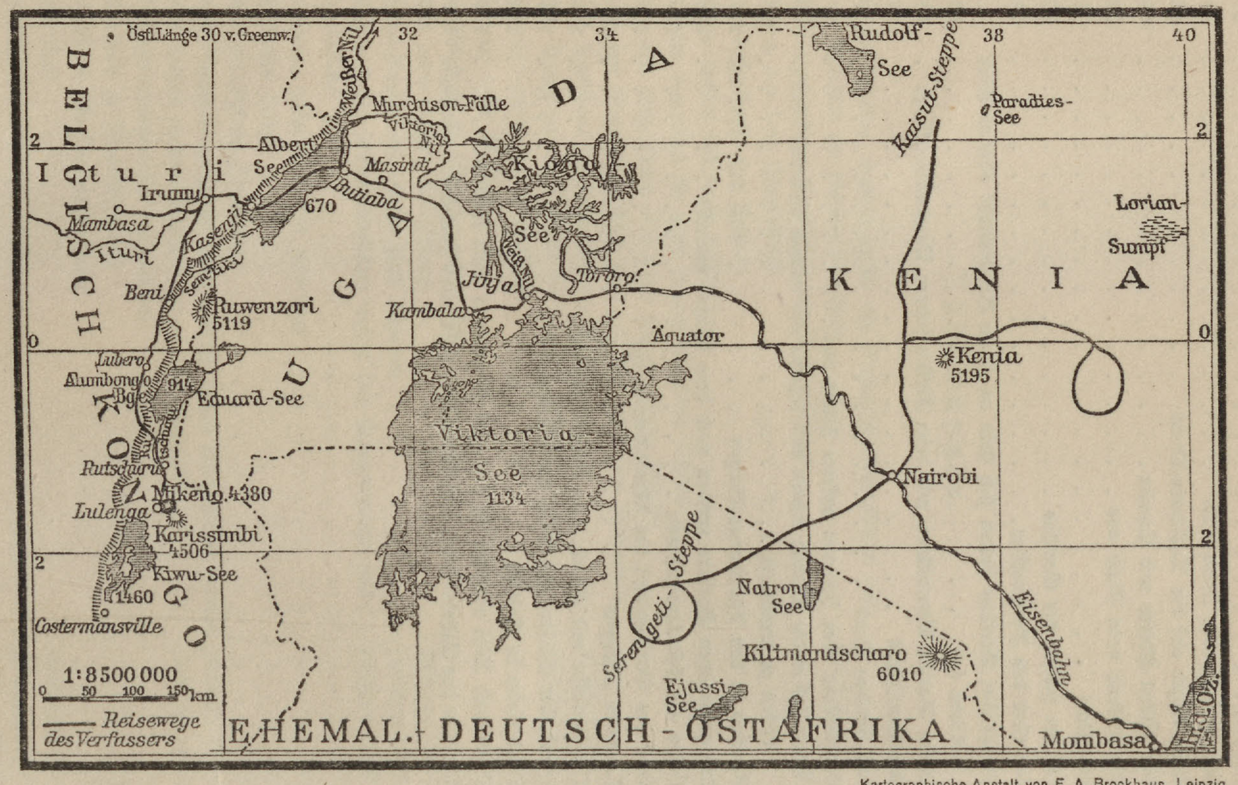




Einband und Schutzumschlag von Li Feddersen

Inhalt.

Abbildungen.



Kartographische Anstalt von F. A. Brockhaus, Leipzig.



Mittag an einem Wasserloch der Kaisut-Steppe.

Oryx-Antilopen, gemeine Zebras (mit den breiten Streifen) und ein Grevy-Zebra (mit den dünneren Streifen und der größeren Mähne).

Zwerg aus dem Ituri-Wald.

Die kleinen Pfeifen, die er um den Hals hängen hat, ahmen Vogelstimmen nach und werden von den Zwergen benutzt, um einander nicht zu verlieren, wenn sie im Wald jagen.

1. Wieder ruft Afrika.

Hoch oben in der kalten grauen Bergeinsamkeit des Mikeno und Alumbongo, da ist der Gorilla zu Haus — der Riese im dichten Haarkleid, über den so unheimliche Gerüchte im Schwang sind. Hieß es nicht, daß er das vor Angst aufkreischende Weib von der Seite des entsetzten Gatten weghole, um Ungeheuer, halb Mensch, halb Tier, mit ihr zu zeugen? Daß er Negerknaben raube, um in der Wildnis der Berge Räuber aus ihnen zu machen? Alles Unsinn natürlich; aber gibt es vielleicht doch irgendeine Quelle, aus der diese nicht verstummen wollenden Hirngespinste Nahrung erhalten?

Der Ituri-Wald in diesem selben dunklen Erdteil — welch krasser Gegensatz! Ein Land der Schatten, der Kühle, des Nebels. Dort lebt das fröhliche Völkchen der Zwerge, die mit einem Lied auf den Lippen durchs Leben tanzen, ein Leben in glücklichem Gleichmaß, von keiner Sorge oder Qual gestört. Ein Land für den sagenhaften Reisenden Gulliver, dessen Liliputanerabenteuer ich als Junge an Regentagen mit glühenden Wangen verschlang.

Gorillaland und Zwergenland — ihre Abenteuer lockten seit Jahren; sie sollten das Ziel unserer neuen Safari nach Afrika werden, dem Erdteil der Ursprünglichkeit, den Osa und ich so sehr lieben gelernt haben.

Der Gorilla, der gewaltige Bergaffe Afrikas, hat seit langem für den Gelehrten dieselbe Anziehungskraft wie für den Abenteuerlustigen. Der Forscher, der die Geheimnisse der Entwicklungslehre zu ergründen sucht, studiert dies Tier in der Hoffnung, das „fehlende Glied" zwischen Mensch und Affe zu finden. Für den Abenteuerlustigen sind die Schwierigkeiten, die sich vor dem Reisenden auftürmen, wenn er sich unterfängt, dem Gorilla in seine Schlupfwinkel nachzuspüren,

der eigentliche Anreiz. Für mich selbst waren die weitverbreiteten Geschichten von den menschenähnlichen Eigenschaften des großen Affen das stärkste Lockmittel.

Manch schöne Stunde vor dem Kaminfeuer habe ich mit meinem Freund, dem verstorbenen Carl Akeley, mit Gorillagesprächen verbracht. Jahrelang hat er dem Waldriesen nachgespürt. Seine Erzählungen von den Abenteuern in den Bergen entzündeten meine Einbildungskraft. Es gibt nur vier Menschenaffen, und jede der drei andern Arten — Orang-Utan, Schimpanse und Gibbon — hatte ich besessen und studiert. So konnte ich dem Wunsch, auch in die Lebensweise des größten unter ihnen einzudringen, nicht länger widerstehen — eine neue Filmexpedition war beschlossen.

Über dem Plänemachen wurden wir — meine Frau Osa und ich — uns einig, unsere andere Sehnsucht gleich mit zu stillen: wir legten den Reiseweg zu den Bergen der Gorillas durch den Urwald der Zwerge. Mit Zwergvölkern waren wir auf unsern Fahrten nach entlegenen Winkeln der Erde schon mehr als einmal in Berührung gekommen. Man findet sie auf Malakka ebenso wie im Innern Neuguineas, auch auf der Südsee-Insel Santos aus der Gruppe der Neuen Hebriden haben wir vor Jahren einen Stamm getroffen, mit dem wir Freundschaft schlossen. Diesmal aber wollten wir ins Herz des afrikanischen Zwergenlandes vordringen, um unverbildete Urmenschen zu sehen, unberührt von den Einflüssen der Zivilisation und der Welt des Menschen von heute. Endlich waren die Pläne in allen Einzelheiten durchgearbeitet, und wir verließen Neuyork in Richtung Afrika, mit unserm Heim in Nairobi als nächstem Ziel. Nairobi ist die Hauptstadt des britischen Kenialandes und liegt 1663 Meter über dem Meere auf einer Hochebene mit wundervoll gesundem Klima, 535 Kilometer von Mombasa an der Ostküste entfernt.

Unsere Abenteuer begannen mit drei Erlebnissen, die Gutes für den Ausgang des Unternehmens verhießen, nämlich mit drei Gelegenheiten zu Aufnahmen, wie sie in der Geschichte der Tierphotographie ganz ungewöhnlich dastehen. Sie boten sich auf einem unvorhergesehenen Abstecher nach der Serengeti-Steppe im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, den wir einschalteten, um uns die Wartezeit zu verkürzen, bis unsere Ausrüstung für die große Safari im Stande war, zugleich aber auch, um einige Lücken zu schließen, die unser Film über die Tierwelt dieses Gebietes noch aufwies.

Der erste dieser seltenen Bildstreifen zeigt einen Trupp wilder Hunde, die sich friedlich vor einer bewaldeten Schlucht sonnen. Diese braun-weißen Vettern des amerikanischen Wolfs sind als sehr scheu bekannt. Sie jagen in Rudeln, meiden die Nähe des Menschen und stehen im Ruf besonderer Wildheit. Um so größer die Freude, als uns diese bis auf 6 Meter herankommen ließen. Sie machten sich anscheinend sehr wenig daraus, daß wir dicht bei ihnen standen und ein Meter Film nach dem andern herunterdrehten. Mitten in den herrlichen Aufnahmen kam plötzlich eine Herde Giraffen aus der Schlucht hervor. Im Nu waren die Hunde hoch, machten kehrt und rasten wie toll hinter den Giraffen her — ein denkwürdiger Anblick und eine seltene Aufnahme.

Die zweite überraschende Filmgelegenheit bot eine Herde Grants Gazellen in einem Wäldchen mit krummen Stämmen, das wie ein Garten mit knorrigen Apfelbäumen wirkte. Der Schimmer der späten Nachmittagssonne spielte durch die Zweige, als wir ankamen und vor uns an die 400 Gazellen erblickten, die merkwürdig ruhig und furchtlos dort ästen. Wir pirschten uns so nahe heran, daß wir mit einer 4-Zoll-Linse arbeiten konnten. Tausende von Gazellen habe ich aufgenommen, aber noch nie zeigten sich die scheuen, lieblichen Geschöpfe so umgänglich.

Weniger „Handlung", aber in mancher Hinsicht ein ergreifendes Bild bot der dritte Film, Aufnahmen eines gerade eine halbe Stunde alten Giraffenbabys, das auf schwachen, zittrigen Beinen hinter uns her zu torkeln versuchte. Das Muttertier war, durch unser Herannahen erschreckt, davongelaufen, wohl in der Hoffnung, unsere Aufmerksamkeit von dem Jungen abzulenken, das sie in der kurzen Spanne seines Lebens die Gefühle der Furcht noch nicht hatte lehren können. Ängstlich schaute die Giraffe aus der Ferne zu, wie wir ihr vertrauenseliges Kleines filmten. Endlich war unser Bildhunger gestillt, und wir machten ihrer Mutternot ein Ende.

Auf der Serengeti-Fahrt begleitete uns Herr George B. Dryden aus Chicago mit seinem Sohn Eastman. Beide erwiesen sich in der ganz ungewohnten afrikanischen Umgebung als von echtem Sportgeist erfüllte Männer, selbst wenn es hieß, die im grundlosen Morast festgefahrenen Autos mit den Schultern aufs trockene zu heben.

Nach zwei herrlichen Monaten in diesem afrikanischen Wildparadies kehrten wir nach Nairobi zurück, um uns neu auszurüsten

und einen neuen Vorstoß zu machen, diesmal in das nördliche Grenzgebiet nach Abessinien zu, wo wir zwei weitere Monate mit Aufnahmen verbrachten: Elefanten, Nashörner, Büffel und all das in der Kaisut-Steppe heimische Wild. Als wir danach wieder in Nairobi eintrafen, konnten wir endlich die Vorbereitungen für unsere lang ersehnte Safari nach Belgisch-Kongo, ins Land der Zwerge, abschließen.

Die Regenzeit wollte nicht weichen, und in der Kenia-Kolonie sind dann die Straßen unfahrbar. Aber in Uganda sind sie das ganze Jahr über in Ordnung, daher sollten die Autos bis dorthin mit der Bahn geschickt werden. Unser Fahrzeugpark umfaßte sieben Willys-Knight-Wagen mit Seitenteilen und Dächern aus Aluminium, Netzdrahtwänden und gepolsterten, korkgefütterten Kästen für Filme, Platten und das empfindliche Aufnahmegerät. Die beiden Kamerawagen waren eigens so gebaut, daß man im Fahren filmen konnte, einer enthielt ein Mikrophon für Tonaufnahmen. Auf Osas Wagen, dem meistbenutzten, ließ sich fast eine Tonne Gerät unterbringen.

Dann hatten wir zwei 2-Tonnen- und zwei 1-Tonnen-Lastwagen mit Karosserien nach eigenem Entwurf. Der eine enthielt eine Dunkelkammer mit Wandbrettern, Schubfächern, Ausguß, einen Wasserkasten für 75 Liter, dazu zwei Faltbetten, einen eingebauten Benzinofen und so viel Annehmlichkeiten und kleine Erfindungen, wie wir nur hatten ausdenken können. Wir hatten das Bestmögliche herausgeholt — diese sieben Fahrzeuge verkörperten zwanzig Jahre Safari-Erfahrung mit Kraftwagen.

Auf der Safari nach dem Kongo begleiteten uns: als Tonfilmoperateur Richard Maedler, zur Instandhaltung der Tonausrüstung Louis Tappan, und schließlich als Fachmann für unsere Wagen und die photographische Ausrüstung De Witt Sage. Jung, gesund und von zäher Ausdauer, wurde er ein wertvolles Glied unseres Unternehmens. Dazu kam sein wissenschaftliches Interesse. Seinen Bemühungen und seiner Begeisterung verdanken wir einige unserer besten Gorilla-Aufnahmen. Den Rest der Reisegesellschaft machten unsere Schwarzen aus, einundzwanzig ausgesuchte Leute, darunter zwei Köche, Diener, Aufseher und Gewehrträger. Manche von ihnen hatten uns schon seit elf Jahren auf Safari begleitet.

Beim Abschied schenkte uns ein Freund ein zahmes, halberwachsenes weibliches Äffchen. Später gesellte sich noch ein zweites hinzu, das wir nach einer Dame, der es glich, Elenor nannten. Beide waren

wundervolle Kolobus-Affen. Der Kleine hatte einen ausschweifenden Appetit und mästete sich; wegen seines hervortretenden Magens nannten wir ihn Tumbu, das Kisuaheli-Wort für Magen. Statt uns auf unsern Fahrten lästig zu fallen, waren uns diese Affen eine stets gegenwärtige Quelle der Unterhaltung. Sie waren lustig, anhänglich und zum Spielen aufgelegt. Immer uns auf den Fersen, zogen sie eine Menge staunender Zuschauer an.

Mit der Eisenbahn trafen wir ein Abkommen wegen eines Personenwagens für uns und offener Güterwagen für unsere Autoausrüstung. Alles was mit der Bahn in Verbindung stand, tat sein Bestes, um uns zu helfen, und ich empfand dankbar das erfreuliche Entgegenkommen, das uns längs der ganzen Bahnlinie entgegengebracht wurde. Die erste Nacht im Zug bescherte mir unerwartete Sorgen. Die Bahn ist nämlich schmalspurig, und unser Zug fuhr die Berge hinab und um die Kurven mit einer Geschwindigkeit, daß die schwerbeladenen Autos hinüber und herüber schwankten und taumelten. Jede Minute fürchtete ich, ein paar Wagen müßten sich loslösen und den Bahndamm hinabstürzen. Ein solcher Unfall wäre wirkliches Pech gewesen. Nicht nur hätte er unsere Safari aufgehalten, sondern sie vielleicht ganz in Frage gestellt. Mit so unerfreulichen Gedanken im Kopf kommt man nicht recht zum Schlafen.

Doch nichts Schlimmes geschah. Nach einer zweitägigen anstrengenden und wenig abwechslungsreichen Fahrt war Tororo in Uganda erreicht. Auf der Reise kamen wir uns vor wie ein Wanderzirkus. Bei jedem Halt strömten die Menschen herbei, um unsere mit Planen bedeckten Autos zu bestaunen. Wir ließen dann die Affen los. Die Schwarzen scharten sich um die munteren Tiere — im stillen mochten sie sich wundern, warum wir sie durch ein Land, in dem es von Affen wimmelt, mit uns schleppten. Die Eisenbahner längs der Strecke freuten sich stets über einen kurzen Besuch, wir brachten Abwechslung in das Einerlei ihres täglichen Dienstes.

Nach Tororo hatten wir Betriebsstoff vorausgeschickt. Jetzt konnten wir tanken, und bald fuhren unsere Wagen auf den glatten Straßen Ugandas flott dahin. Von Jinja, dem ersten Ziel, ging es am Ufer des Viktoria-Sees entlang nach Kambala. Genau vier Tage nach dem Aufbruch von Tororo rollten wir den Steilhang nach Butiaba am Albert-See hinab. Butiaba ist ein unglückseliges ödes Nest, wo bei der kochenden Hitze Wogen schwülen Dunstes aufsteigen, aber es

ist der Hafen für die Albert-See-Dampfer, den „Samuel Baker“ und den noch kleineren „Livingstone“.

Das telegraphisch bestellte Frachtboot lag bereit, um unsere Ausrüstung über den See zu schaffen; aber der „Samuel Baker“, der uns ins Schlepptau nehmen sollte, würde erst in einigen Tagen soweit sein, wurde uns eröffnet. Im Dock sahen wir den Arbeitern zu, die eifrig beim Aufbau des „Robert Coryndon“ waren, eines neuen Stahlschiffs von etwa 1000 Tonnen. Es war auf einer schottischen Werft fix und fertig gebaut worden und hatte dort auch Probefahrten gemacht. Dann war es in passende Stücke auseinandergenommen und nach Butiaba verschifft worden. Nun konnten die Arbeiter sich im Geduldspiel üben. Bei unserer Rückreise machten wir eine kurze Fahrt auf diesem Schiff, das, mit Elektrizität und allen neuzeitlichen Errungenschaften ausgestattet, eine fabelhafte Verbesserung gegenüber den beiden uralten Kähnen darstellt, die seit langen Jahren dort den Dienst versehen. Als es seine erste Fahrt antrat, stellte sich allerdings heraus, daß es für die meisten Häfen am See einen zu starken Tiefgang hatte; Fahrgäste und Fracht müssen daher ein- und ausgebootet werden.

Während wir auf den Dampfer warteten, kam uns der Gedanke, der schnell zum Entschluß reifte, den außergewöhnlich niedrigen Wasserstand des Viktoria-Nils und das trockene Wetter zu einem Besuch der Murchison-Fälle auszunutzen und dort Aufnahmen zu machen. Wir hatten die Fälle etwa drei Jahre vorher zum erstenmal gesehen und hielten die Gegend für das reichste Krokodil-, Flußpferd- und Elefantengebiet in ganz Afrika.

Der erzwungene Aufenthalt bot uns vortreffliche Gelegenheit, unsere Ausrüstung zu sichten und für die Verschiffung nach der Kongo-Seite des Sees vorzubereiten. In Butiaba fanden wir das große Safari-Gepäck vor, das wir wochenlang vorher in Nairobi verladen hatten: 150 Kannen Brennstoff, Öl und Fett für die Wagen, fast 100 Kisten mit Nahrungsmitteln, Außenbordmotoren, Zelten, Gewehren, Munition und anderem Lebensbedarf. Dazu kamen die fast 10 Tonnen Gepäck, die wir auf den Wagen verstaut hatten. Die Dampferbeamten versicherten uns, der „Samuel Baker“ stände in vierzehn Tagen zur Verfügung. Da das Schiff die ganze Ausrüstung nicht auf einmal bewältigen konnte, beschlossen wir, zunächst den Großteil der Körbe und Kisten sowie sechs Wagen nach Kasenji zu schaffen, dem Eingangshafen für Belgisch-Kongo, sie dort unter hinreichender

Aufsicht abzustellen und dann wegen des Ausflugs nach dem Viktoria-Nil nach Butiaba zurückzukehren.

Schließlich war alles bereit. Unser Frachtboot im Schlepptau, dampfte der „Samuel Baker“ um 4 Uhr nachmittags in den Albert-See hinaus. Dieses etwa 160 Kilometer lange und 50 Kilometer breite Binnengewässer gilt als eins der gefährlichsten der Welt, und in der Tat, es machte seinem schlechten Ruf alle Ehre. Wir gerieten in einen fürchterlichen Sturm. Meine Ängste begannen von neuem, war doch mit Ausnahme eines Wagens, einer bescheidenen Lagerausrüstung und eines Außenbordmotors, die für den Abstecher bestimmt waren, unser ganzes Hab und Gut auf dem Frachtboot. Beim Leuchten der Blitze konnte ich das schwerfällige Fahrzeug in den wilden, spritzenden Wellen rollen und stampfen sehen. Wieder eine Gefahr, alles zu verlieren, und mit fortschreitender Nacht machte ich mich auf das Schlimmste gefaßt. Zur Beruhigung erzählte mir der Kapitän von einem Benzinschiff, das die Woche vorher in einem ähnlichen Sturm der Blitz getroffen und in Stücke gerissen hätte. Diese Geschichte war nicht gerade dazu angetan, meine Stimmung zu heben. Doch alles hat ein Ende, und nach einer Nacht, die uns eine Ewigkeit dünkte, liefen wir heil und gesund gegen 10 Uhr morgens in Kasenji auf der Kongo-Seite des Albert-Sees ein, unsere Autos unversehrt und fest verschnürt auf dem Frachtboot. Belgische Beamte prüften unsere Pässe, und ich füllte zwei Sorten Zollpapiere aus, für zollpflichtige Ausrüstungsgegenstände (den Betrag sollte ich bei der Ausreise zurückerhalten) und für Nahrungsmittel, Chemikalien und Patronen, die wir im Kongo verbrauchen wollten. Die Beamten waren sehr freundlich und bemühten sich, uns in jeder Weise zu helfen.

Unsere nächste Aufgabe war, die Autos vom Schiff herunterzuholen und in Kasenji hinter dem Hotel zu parken. Das war ein einstöckiger Backsteinbau, der sich eines einzigen Gastzimmers, einer riesigen Bar und vieler dichtbesetzter Tische rühmen konnte. Als Wache ließen wir vier unserer Boys zurück.

Kasenji ist das belgische Gegenstück zu Butiaba, höchstens daß es hier noch etwas heißer ist. Kein Wunder, daß die Ansässigen froh waren, der Hitze und der Eintönigkeit für eine Weile entfliehen zu können. Nach Sonnenuntergang erschien alles an Bord, um sich einen vergnügten Abend zu machen. Jede Ablenkung, mag sie noch so kurz sein, und die bloße Gesellschaft anderer Weißer sind willkommen. So

flogen die Stunden bis zur Abfahrt des Schiffes unter Trinken, Essen und lustiger Unterhaltung dahin. Als die Stimmung den Höhepunkt erreicht hatte, wer stürzt da plötzlich an Bord? Die vier Schwarzen, die wir als Wache bei unserer Habe zurückgelassen hatten. Irgendwer hatte ihnen weisgemacht, die Kongoneger wären Menschenfresser und würden sie höchstwahrscheinlich zum Abendessen braten. Die Ärmsten glaubten die Geschichte und zitterten bei dem Gedanken, daß sie unter diesen Fremden allein zurückbleiben sollten.

„Natürlich sind sie keine Menschenfresser", versicherte ich ihnen, „außerdem werden die Belgier Euch schützen."

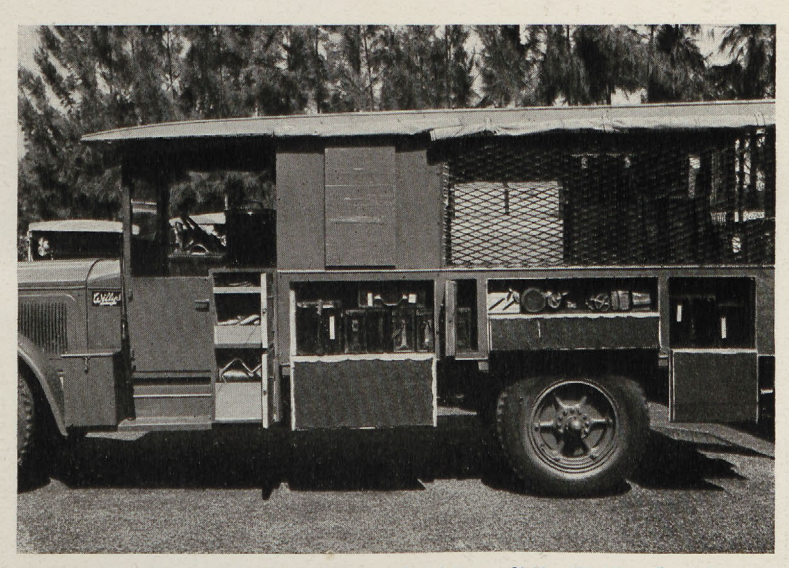
„Aber, Bwana", meinte da der eine, „die Belgier sprechen kein Englisch oder Kisuaheli. Was für Leute sind das eigentlich?"

Die armen, einfältigen Kerle! In Nairobi heimisch, hatten sie ihre alte Furcht vor englisch sprechenden Weißen trotz ihrer Maschinen und Zauberkünste allmählich überwinden lernen. Nun standen sie einer ganz neuen Sachlage gegenüber: Weiße, die eine unverständliche Sprache sprechen! Ich konnte den Leuten ihren Argwohn und ihre düsteren Ahnungen recht gut nachfühlen, wo sie nun in einer fremden Stadt allein zurückbleiben sollten und wir, von deren Schutz sie abhängig waren, wegfuhren. Ich sprach lange mit ihnen und konnte sie schließlich überzeugen, daß sie keine Belästigungen zu befürchten brauchten.

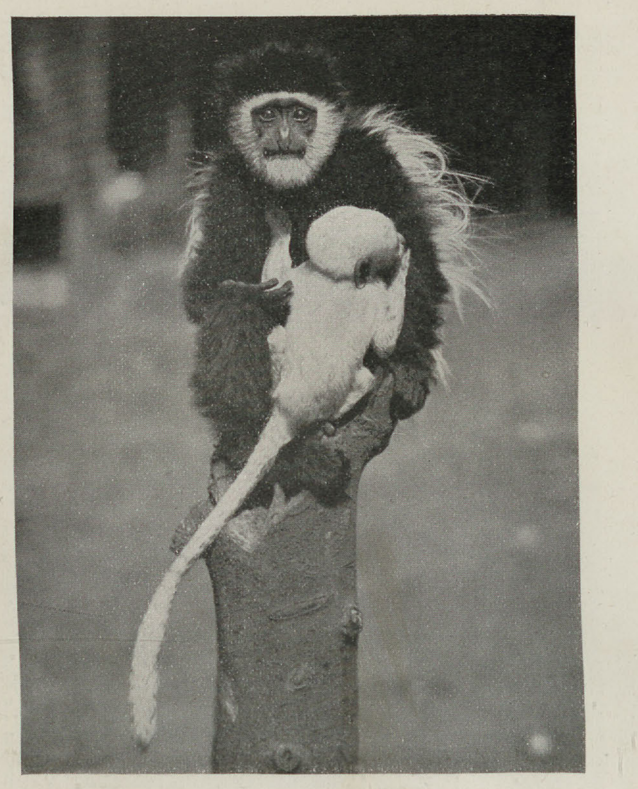


Beim Aufbruch von Nairobi.

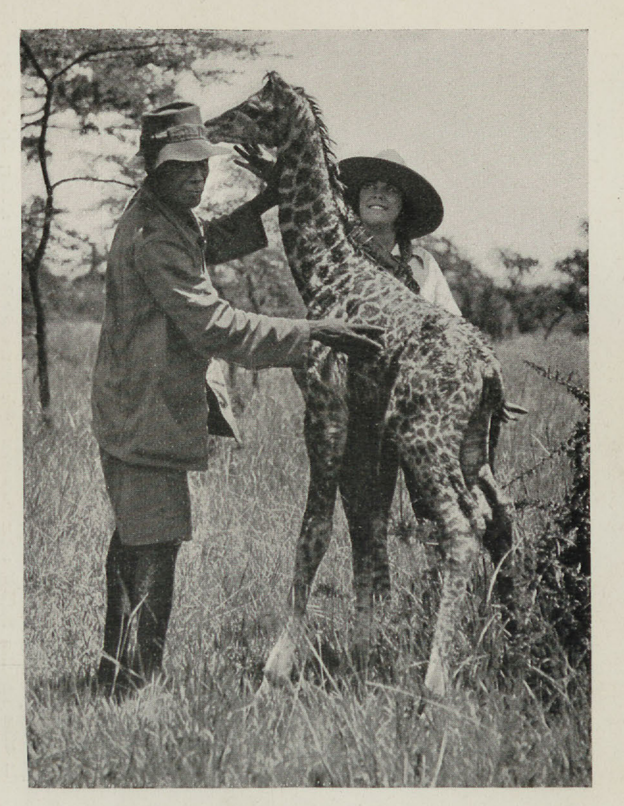
Von links nach rechts: Dick Maedler, Martin Johnson, Osa Johnson, De Witt Sage, Lew Tappan. Die Schwarzen waren meine Wagenführer, Köche, Gewehrträger, Zeltwärter und gelernten Gehilfen beim schnellen Aufstellen der Kameras. Sie waren also die Facharbeiter; Trägertrupps warben wir im Kongo an Ort und Stelle an.

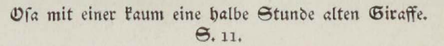


Einer unserer 2-Tonnen-Lastwagen, auf denen wir bei langen Reisen Lichtbildgerät trocken und kühl aufbewahren. Die Kastenwände sind mit Kork und zolldickem Filz ausgeschlagen. Nachts werden die Wagen mit Segeltuch bedeckt, das in Zeltform geschnitten und genäht ist. Meine Dunkelkammer liegt über dem größten Fach.



Tumbu bemuttert ein ganz junges Kolobus-Äffchen, das die Zwerge zu uns brachten.





Osa mit einer kaum eine halbe Stunde alten Giraffe. S. 11.

Tierkinder.

2. Im wohlgehüteten Krokodil-Paradies.

Einen Erlaubnisschein zum Besuch der Murchison-Fälle, die auf der Uganda-Seite des Sees liegen, zu erhalten, ist alles andere als einfach. Rechts von den Fällen dehnt sich ein geschlossenes Wildschutzgebiet aus, das Land zur Linken ist wegen der Tsetse-Fliege gesperrt. In ihrem mutigen, Erfolg verheißenden Streben, die Schlafkrankheit in Ostafrika auszurotten, möchten die Engländer am liebsten niemandem die Genehmigung zum Betreten des verseuchten Gebiets erteilen, denn jedes von der Tsetse-Fliege neu gestochene Opfer bedeutet einen Krankheitsherd für die von dem Unheil noch nicht betroffenen Landstriche.

Der Feldzug gegen die Schlafkrankheit wird planmäßig geführt. Ganze Negerstämme haben die Engländer vorübergehend umgesiedelt und ihnen die Rückkehr zu ihren Wohnsitzen erst gestattet, nachdem alle Krankheitsüberträger ausgerottet waren. Als wertvolle Hilfe im Kampf gegen diese Geißel der Menschheit haben sich die Citrus-Bäume erwiesen, da sie von der Tsetse-Fliege gemieden werden. Eine andere vorzügliche Waffe ist das Schlagen von 30 Meter breiten Schneisen. Diese Stechfliegen entfernen sich nämlich nie mehr als 12 Meter vom Schatten oder vom Wasser, die breiten leeren Streifen bilden daher eine Schranke, die sie nicht überschreiten.

In einigen Teilen Belgisch-Kongos, Ugandas und des ehemaligen Deutsch-Ostafrikas sind die Tsetse-Fliegen besonders gefährlich, weil sie die Schlafkrankheit auf den Menschen übertragen, ähnlich wie die Stechmücken das gelbe Fieber und die Malaria. In unserem ehemaligen Lager am Paradies-See im Norden Ostafrikas verbreiteten die Fliegen die Krankheit nur unter den Haustieren. In der dortigen Gegend war es unmöglich, Ochsen, Kühe oder Pferde zu halten; die Eingeborenen haben allerdings Schafe, Ziegen und Buckelrinder gezüchtet, die der Krankheit Widerstand leisten.

2 Johnson, Congorilla.

Der Erlaubnisschein zum Besuch der Fälle kostete uns einen schweren Kampf mit dem Bürokratismus, aber mit freundlicher Unterstützung durch zuvorkommende Beamte wurde er siegreich bestanden. Zunächst telegraphierten wir an den Gouverneur und erklärten ihm unsere Absichten, die er guthieß. Dann mußten wir etwa 50 Kilometer zurückfahren, nach der Stadt Masindi. Dort besuchten wir den Provinzialbevollmächtigten, der uns Scheine ausstellte, die die Einreise bewilligten, vorausgesetzt, daß der Bezirksbevollmächtigte seine Zustimmung gab. Der schickte uns seinerseits zu dem Arzt, dem der Feldzug gegen die Schlafkrankheit unterstand. Der Herr Doktor untersuchte uns und jeden unserer Schwarzen einzeln und schickte uns zum Bezirksbevollmächtigten zurück. Dort wurden die Namen unserer Boys und ihre Fingerabdrücke zu Protokoll genommen. Nun wurden wir noch einmal zum Provinzialbevollmächtigten geschickt und erhielten tatsächlich die endgültige Einreiseerlaubnis. Anschließend hatten wir zwei Listen aufzustellen, eine über unsere Gewehre mit genauen Angaben über Kaliber und Fabrikat, die andere über die Munitionsvorräte, die wir mitnehmen wollten. Als nächstes empfingen wir eine amtliche Liste der Stellen, wo wir landen und Lager aufschlagen durften, und zum Abschluß hatten wir ein Schriftstück zu unterzeichnen, das die Regierung von jeder Verantwortung befreite, uns dagegen verpflichtete, das Tsetse-Gebiet links der Fälle nicht zu betreten und nur zu schießen, wenn es zum Schutz unseres Lebens nötig wäre.

Einzig der gute Wille der beteiligten Beamten machte es möglich, diesen Papierkrieg so zu beschleunigen, daß alles Erforderliche im Verlauf eines Tages erledigt werden konnte. Am nächsten Tag, nach Butiaba zurückgekehrt, entliehen wir ein Rettungsboot vom „Robert Coryndon" und gingen an Bord des „Livingstone", der in Richtung auf die Fälle losdampfte, röchelnd wie ein Elefantenbulle im letzten Stadium des Asthmas.

Osa und ich waren auf allerhand Unbequemlichkeiten für unsere Fahrt auf diesem Dampfer gefaßt, und unsere Befürchtungen sollten sich bewahrheiten. Der alte Kasten hat nämlich Holzfeuerung und ein ewig hungriges Feuerloch, das riesige Holzmengen frißt. Für eine zwölfstündige Fahrt muß außer dem Vorratsraum noch das ganze Deck hoch mit Holz bepackt werden. Den Fahrgästen bleibt nur eine winzige Kabine im Vorderschiff als Unterkunft. Die Kesselhitze macht im Verein mit der üblichen recht hohen Außentemperatur den Raum

zu einer Gluthölle. Natürlich wird das Holz auf Deck zuerst verbraucht; trotzdem vergehen Stunden, ehe Platz genug ist, um sich draußen zu bewegen.

Zur Aufmunterung unserer Reisegefährten erzählten wir ihnen von unserer ersten Fahrt nach den Fällen, drei Jahre vorher auf demselben Schiff. Wir waren abends in die Kabine gegangen, um uns schlafen zu legen. Aber es war so heiß, daß wir fürchteten, zu Fettflecken zu zerfließen, wenn wir drinnen blieben. Wir versuchten dann unter einer Deckbrücke zu schlafen, aber auch dort war es nicht auszuhalten. Als letzte Zuflucht kletterten wir oben darauf und breiteten unsere Schlafdecken unter dem freien Nachthimmel aus. Ein leichter Wind brachte etwas Kühle, und wir nickten ab und zu ein paar Minuten ein, als das Schiff unter einem großen Baum, auf dem Hunderte von Vögeln saßen, vor Anker ging. Die Vöglein waren gerade über uns und benahmen sich alles andere als höflich. Schließlich bewogen wir die Besatzung, noch ein Stück stromaufwärts zu fahren, wo es kein Hindernis zwischen uns und den Sternen gab.

So ungemütlich war diese Fahrt nicht. Wir erreichten den Viktoria-Nil gegen Sonnenuntergang. Die Moskitos aus ganz Afrika schienen sich dort ein Stelldichein gegeben zu haben, sie fielen über uns her wie ein Rudel hungriger Wölfe. Diese Mücken finden wunderbare Brutplätze in den Suudgebieten, die sich von der Mündung an meilenweit auf beiden Seiten des Flusses entlang ziehen. Suud ist ein etwa 2,5 Meter hohes Dickicht aus Papyrusgras und Tigergras. Es bedeckt riesige Flächen und ist oben so weich wie eine frischgemähte Wiese.

Bei Tagesanbruch wurde der Anker gelichtet, und nach etwa einstündiger Fahrt erblickten wir das erste Wild: Wasserböcke, Mantelmöwen, Paviane und Kolobus-Affen. Bald tauchten auch einige Krokodile und Flußpferde auf. Schleunigst brachten Dick und Lew ihre Tonkamera auf dem Oberdeck in Stellung, und ich meine stumme auf dem unteren. Jetzt zeigten sich einzelne Elefantenbullen, dann Gruppen von vieren oder fünfen. Krokodile platschten von beiden Ufern ins Wasser, und Flußpferde watschelten in Gruppen von fünfzig und sechzig einher.

Die Aussichten für ein paar gute Tonaufnahmen schienen günstig. Wenn nur das Geräusch unseres Dampfers nicht gewesen wäre! Das Mikrophon zeichnete es zusammen mit den Lauten der Tiere auf, und der ganze Eindruck war verdorben. Wir faßten darum den Plan, so-

2*

bald wir uns Tieren näherten, die Maschine zu stoppen und das Schiff ruhig dem Ufer zu gleiten zu lassen. Der Gedanke war gut, aber dem Maschinisten, einem Inder, ging jedes Verständnis oder Mitgefühl für Aufgaben und Sorgen der Filmleute ab. Er hatte Bedenken, den Dampfdruck im Kessel steigen zu lassen, und gerade wenn wir in Stellung gingen, um mit den Aufnahmen zu beginnen, dann ließ er Dampf ab. Das rauhe Zischen erschreckte natürlich die Tiere und verpfuschte die Tonaufnahme. Trotz aller Hindernisse gelangen uns aber einige gute Bilder.

Was die Elefanten anbelangt, waren unsere Anstrengungen allerdings verlorene Liebesmühe. Wir konnten einfach nicht dicht genug herankommen für gute Aufnahmen. Einmal sichteten wir fünfzehn, die ins Wasser gehen wollten, und ein andermal dreißig auf dem Weg nach dem Strom. Aber das Schnauben und Rasseln unseres stolzen Raddampfers flößte ihnen Angst ein, sie machten kehrt und verschwanden im Walde.

Am frühen Nachmittag erreichten wir unsern alten Landeplatz, 1,5 Kilometer unterhalb der Murchison-Fälle, und schlugen ein paar hundert Meter vom Fluß entfernt das Lager auf. Am nächsten Tag schälten wir einen unserer Außenbordmotoren aus seiner Hülle und brachten ihn an dem ausgeliehenen Rettungsboot an, mit dem wir es nun auf 10 Knoten die Stunde brachten.

Das Wasser unterhalb der Fälle wimmelt buchstäblich von Leben. Millionen stromaufwärts schwimmender Fische machen kühne, aber vergebliche Anstrengungen, die Fälle zu erklimmen. Sie schießen aus den tosenden Wellen empor und fallen klatschend in den Strom zurück. Einem Wolkenbruch gleich prasseln die Fischmassen nieder; ein Knallen wie von heißem Fett in einer riesigen Schmorpfanne. Die Fischmassen locken Tausende von Krokodilen an, und die gewaltigen Panzerechsen leben Hunderte von Jahren im Fluß. Der Pflanzenwuchs, der hier die Ufer bedeckt, behagt den Flußpferden, darum ziehen sie gern an diese Stellen. Den Suud schätzen die Kolosse nicht, ihr Wohngebiet liegt daher zwischen den Fällen und der Flußmündung.

Mit dem glänzend arbeitenden Außenbordmotor am Boot fuhren wir nach einem Krokodilpfuhl, den wir von unserm früheren Besuch her kannten. Tatsächlich lagen die Echsen dort zu Hunderten schlafend am Ufer, in der üblichen Haltung, den gewaltigen Rachen weit aufgesperrt. Einige Ungeheuer waren dabei, die 7 bis 8 Zentner

wiegen mochten. Die Kameras waren auf 70 Meter eingestellt, und ich war am Lande, als das Boot mit abgestelltem Motor dem Ufer zu glitt. Ich lief am Rande des Wassers entlang, wie ein Wahnsinniger tobend und schreiend, um die schlafenden Krokodile in Aufregung zu versetzen. Endlich ließen sie ihre schweren Kiefer zusammenklappen; das klang wie ein Begrüßungschor: „Plupp, plupp, plupp.“ Dann brachten sie sich nach ihrem Pfuhl zu in Sicherheit; sie ließen sich mit einem dumpfen Schrei ins Wasser fallen und schlugen mit den Schwänzen um sich, bis das Wasser für zehn Minuten oder länger zu brodeln schien.

Ein schläfriger, alter Kerl war dabei, der größte von allen. Er kam nicht mehr so schnell in Bewegung, blieb daher am Lande und zog mit den unentwickelten Beinen seinen schweren Leib mühsam vorwärts. Doch sein Schwanz war noch voll Leben. Als ich herankam, holte er damit zu einem furchtbaren Schwung aus, der nur um ein paar Handbreit sein Ziel verfehlte. Hätte er mich getroffen, so wäre ich erledigt gewesen.

Wir fuhren weiter nach den Fällen zu bis an eine Ausbuchtung, die mit Felsen angefüllt war, auf denen Krokodile schliefen und sich sonnten. Auf den Klippen wimmelte es von den schleimigen Tieren, und auch aus dem Wasser ragten überall die abscheulichen Rachen. Das Lager war in ständiger Bewegung. Da ließ sich ein Krokodil faul vom Felsen herabgleiten und weckte dabei die schläfrigen Genossen auf. Dann tauchte ein anderes auf, um seinen Platz in der Sonne einzunehmen. Nachdem wir viele hundert Meter Film gedreht hatten, feuerte ich eine Gewehrkugel ins Wasser. Darauf begann eine wilde Flucht, deren Getöse das Rauschen des Wasserfalls übertönte.

Wir fuhren dann noch dichter an die Fälle heran und beobachteten die Fische, die auf den Fluß niederregneten. Flußabwärts hatten wir Tausende von Krokodilen, aber nur ein paar Flußpferde vor uns. Die Strömung war zu schnell für den Geschmack dieser Dickhäuter, ihr Lagerplatz war in einiger Entfernung.

Die nächsten zwei Tage verbrachten wir auf dem Fluß mit der Jagd nach Bildern — wir machten den Krokodilen und Flußpferden das Leben recht sauer. Einmal, als wir auf eine schöne Sammlung von aufgesperrten Krokodilrachen zu hielten, entdeckten wir über uns, um einen vorstehenden Ast gewickelt, eine 6 Meter lange Pythonschlange. Wir versuchten beizudrehen, um eine Aufnahme zu erwischen,

aber unser Lärmen machte das Tier scheu, und es schlängelte sich schleunigst davon, ehe wir eine Kamera aufnahmebereit hatten.

Ein andermal war es beinahe um die ganze Expedition geschehen. Wir hielten auf ein riesiges Krokodil zu, das auf einem überhängenden Uferstück in der Sonne lag. Schnell glitt das Boot heran, und als wir uns fast senkrecht unter dem Ungeheuer befanden, fiel es diesem ein, ins Wasser zu gehen. Es ließ sich herabgleiten — und 600 Pfund Krokodil landeten auf unserm Bug. Das Boot tauchte mit der Nase tief ein und nahm viel Wasser über. Das Krokodil rollte hinab — in den Fluß zu unserm Glück. Wäre es nach der andern Seite gerollt, dann, lieber Leser, hätten Sie dies Buch nicht vor sich.

Überhaupt, die Tage an den Murchison-Fällen waren kein Sonntagsausflug. Jede unserer Bootfahrten war ein gefahrenschwangeres Unternehmen. Es ist schwer, sich die Tausende von Flußpferden und Krokodilen vorzustellen, von denen der Strom wimmelt. Würden sie plötzlich, alle auf einmal, den Fluß verlassen, ich glaube tatsächlich, der Wasserspiegel sänke merkbar. Auf dem Rücken eines Krokodils brach uns der Haltestift der Bootsschraube ab, und als wir zwischen die Flußpferde gerieten, zerbrachen wir ein halbes Dutzend. Ersatzstifte mußten wir aus Nägeln zurechtbiegen. Oft kratzten die Flußpferde beim Emportauchen unter dem Kiel unseres Bootes entlang. Eins überraschten wir schlafend auf einer winzigen Insel und waren kaum ein paar Meter von ihm entfernt, als es erwachte. Schnaubend tauchte das massige Tier unter unser Boot und warf uns fast um.

Obwohl wir Männer die Hauptarbeit im Boot leisteten, kann gerade Osa von Glück sagen, daß sie von diesem Unternehmen mit heiler Haut zurückgekehrt ist. Zweimal stand sie im Schatten des Todes. Als eifriger Angler, der begeistertste, den ich kenne, kam sie bei den Millionen Fischen im Viktoria-Nil ganz auf ihre Kosten. Eines Nachmittags trat sie beim Angeln auf einem Felsen ein paar Schritt rückwärts und stolperte beinahe über eine tödliche Brillenschlange. Aufgeschreckt, griff das Tier an. Gott sei Dank kann die Brillenschlange nur so weit springen, wie sie lang ist, und diese verfehlte meine Frau nur um ein paar Zentimeter. Hätte sie sie mit den Zähnen gepackt, der Tod wäre nur eine Frage von Augenblicken gewesen. Das andere Mal schwebte Osa in Todesgefahr, als ihr Fuß von einem Felsen am Ufer ausglitt. Kaum hatte er das Wasser berührt, als ein Krokodil darauf losstürzte. Im Augenblick gewann sie das Gleichgewicht wieder

und stand mit beiden Füßen an Land, gerade als sie den dunklen Umriß des sich abwendenden Krokodils unter Wasser vorbeiziehen sah.

Trotz wiederholter Versuche wollte mir keine Blitzlichtaufnahme von Flußpferden gelingen. Fast jede Nacht fiel etwas Regen, und von der Feuchtigkeit beschlugen die Linsen der Kameras. Das Ergebnis meiner ersten nächtlichen Bemühung war ein kleiner Vogel, der gegen den Abzugsdraht für das Blitzlicht flog. Die zweite Nachtaufnahme zeigte ein kleines Krokodil, aber die dritte ein Flußpferd, ein richtiges Flußpferd. Doch wie es das Glück so wollte, schritt der Dickhäuter nicht auf die Kamera zu, sondern von ihr weg. Sonst war das Bild recht klar, und ich glaube, ich darf ohne Übertreibung den Ruhm für mich in Anspruch nehmen, das beste Bild der Welt zu besitzen vom Nordende eines Flußpferdes, das nach Süden wandert.

Einmal versetzte ich meine Begleiter in große Aufregung. Hinter einer schmalen Landzunge hervorkommend, entdeckten wir am Ufer sieben Elefanten, die in aller Ruhe zur Tränke schritten: zwei Bullen, zwei Kühe und drei halberwachsene Kälber. Als die Herde zu saufen begann, kurbelten Dick und Lew eifrig los, De Witt saß am Steuer.

Trotz der unwilligen Grimassen meiner Mitreisenden gab ich De Witt durch stumme Zeichen zu verstehen, er sollte das Boot 8 Meter vor den Tieren stoppen. Noch immer gaben die Elefanten keine Obacht auf uns. Als ich bemerkte, daß Dick nur noch 100 Meter Film auf der Rolle hatte, stieß ich einen lauten Schrei aus, der meine Gefährten ebenso erschreckte wie die Elefanten. Einen Augenblick standen sie stockstill, dann hoben sie die Rüssel und schwangen sie zwischen den Vorderbeinen — ihre Angriffsstellung. Der eine große Bulle schwang seinen rumpelnden Bauch vor und zurück.

Knapp bevor der Filmvorrat erschöpft war, drehten die wütenden Tiere sich um, wedelten ihren Schwanz in die Luft und hasteten den Hügel empor in den Urwald. Sofort ließ Osa eine kräftige Strafpredigt auf mich los, weil ich die ganze Gesellschaft in solche Gefahr gebracht hätte. Sie wurde indessen bald still, als ich ihr vorhielt, wir hätten nun 15 Jahre lang Elefanten photographiert, und sie wüßte nicht einmal mehr, daß Elefanten nie einen Angriff ins Wasser hinein unternehmen.

Die zwei Wochen an den Fällen bedeuteten für uns alle ein Ereignis. Jede Minute war mit Abenteuer und Spannung geladen. Nervenpeitschende Erlebnisse und Gefahren ringsum, wundervolle,

nicht auszuschöpfende Aufnahmegelegenheiten, wahrlich ein Paradies für Filmleute. Stets hieß es auf der Hut sein und jeden Schritt prüfen. Ein Fehltritt ins Wasser hätte das Knacken der Kiefer eines Krokodils und den schnellen Tod bedeutet. Waren wir auf dem Fluß, dann stießen die schwerfälligen Dickhäuter und Echsen von unten gegen unsern Kiel, und wir waren ständig in Gefahr, durch den Anprall in den Fluß geschleudert zu werden.

Zu Land war es nicht anders. Längs der Ufer lauerten Giftschlangen; Elefanten, Flußpferde und Büffel weideten dicht bei unsern Zelten, einige trotteten nachts auf dem Wege vom und zum Wasser mitten durch unser Lager. Jedes nur irgend geeignete Uferfleckchen war von einem Krokodil besetzt, das jeden Ruhestörer mit einem furchtbaren Schlag seines mächtigen Schwanzes begrüßt hätte. Die 6 Meter lange Pythonschlange, die wir gesehen hatten, war auch nicht zu verachten. Zweifelsohne gab es noch mehrere in der Nähe, lässig zwischen den unteren Zweigen hingerollt, die darauf warteten, daß ein Opfer in Reichweite des zermalmenden Zugriffs ihrer Körperwindungen käme.

War diese Flußlandschaft für den Abenteuerlustigen wie geschaffen, so bereitete sie dem Schönheitsuchenden keine Enttäuschung. Hunderte von Affen lebten kämpfend und spielend in den Bäumen ringsum, darunter herrliche Stücke des schönen Kolobus-Affen, die, den langen, buschigen Schwanz wie einen Kometenschweif hinter sich, durch die Zweige sprangen. Die Bäume bildeten ein riesiges Amphitheater, mit den Wasserfällen als Bühnenmitte, und der kleinen Lücke, durch die der Fluß geruhig entströmte, als Ausgang.

Die Vorstellung auf dieser Bühne ging Tag und Nacht ohne Unterbrechung fort, ein unendliches Lebensbild der Urwelt. Selbst unsere zahmen Affen ergriff der Zauberbann, Elenor und Tumbu erwiderten die Rufe ihrer Vettern der Wildnis und schrien ihnen in die Baumwipfel zu.

Allnächtlich wurden wir von der Musik der Fälle in den Schlaf gewiegt. Klingend, trillernd stürzte das Wasser über die Felsen, ein Potpourri gedämpfter Schallbecken, von unsichtbaren Händen gespielt, mit einem machtvollen Schluß, wenn die fallenden Wasser auf das felsige Flußbett aufschlugen. In die Musik des Stromes mischten sich die Nachtrufe der Wildnis, ein schauerlicher Chor, aber mit der Umwelt im Einklang. Eines Abends horchte Lew, der ehemalige Radiotechniker, am Lagerfeuer überrascht auf. Tack — tack, tack — tack — tack klang es,



Bei den Murchison-Fällen wimmelt der Fluß von Krokodilen.

Im Rutschuru tummeln sich die Flußpferde.



Der Urwaldschatten ist die Heimat der Zwerge.

Zwergenfamilie im Ituri-Wald.

wie ein Morsetelegramm. Alle lauschten dem sonderbaren Geräusch, bis wir uns schließlich einigten, es sei der Gesang des Telegraphenvogels.

Morgens, wenn die ersten schüchternen Sonnenstrahlen uns ins Freie lockten, mischte sich eine neue Begleitmusik mit der Melodie der Fälle — der Gesang der gefiederten Choristen, die auf den Bäumen versammelt waren; Vögel aller Federn scharten sich zusammen, um den Tag mit einer Freudenhymne zu grüßen.

Hunderte von Vögeln in farbenfunkelndem Gefieder belebten das Wipfeldach. Wenn sie vor dem Hintergrund des grünen Blattwerks dahinflitzten, leuchteten ihre bunten Flügelspitzen wie Geschmeide in den Strahlen der goldenen Sonne. Der sattfarbene Pelz der Affen, besonders des Kolobus, des schönsten von allen, brachte noch eine neue Note in das prächtige Bild.

Unser Blut rann schneller durch die Adern, wenn wir beim Erwachen uns in all dieser Herrlichkeit fanden. Und wenn mit den zerrissenen Nebelfetzen ein schwacher Duft vom Fluß zu uns drang, dann durchströmte uns neue Lebenslust, wir fühlten uns bereit für die aufwühlenden Erlebnisse, die, wie wir wußten, der neue Tag für uns im Schoß hielt.

Ich glaube wirklich, die Murchison-Fälle sind der Ort der Erde, wo man in einer Stunde die meisten spannenden Erlebnisse erwarten darf. Hier fanden wir Afrika, wie es vor 10000 Jahren aussah, den unermeßlichen Urwald, noch von keines Menschen Hand berührt, riesige Schlingpflanzen von ungezähltem Alter, nach dem Fluß zu Dickicht, das jeden Pfad verschlang, und Blumen, die zwischen Baumstämmen und Gras uns freundlich zulächelten.

Die Tage flogen so schnell dahin, daß ich überrascht aufhorchte, als ich den „Livingstone“ den Fluß hinaufpuffen hörte, der uns nach Butiaba zurückholte.

Nach eintägigem Aufenthalt ging es mit dem „Samuel Baker“ über den See nach Kasenji. Dort fanden wir unsere schwarzen Wächter in nächster Nähe der Autos hocken, sichtlich noch immer nicht überzeugt, daß ihnen keine Gefahr drohte. Wie echt ihre Freude war, uns wiederzusehen, konnten wir aus dem Begrüßungsgrinsen ersehen, mit dem sie auf uns zustürzten.

3. Die Zwerge.

In Kasenji erhielten wir einen neuen Reisegenossen, einen jungen Schimpansen namens Teddy, den ich einem belgischen Zollbeamten abkaufte. Teddy erschien bei uns in blauen Breecheshosen und blauer Mütze, die ihm seine frühere Herrin gemacht hatte. Er war vergnügt, freundlich und lebhaft, zu lebhaft bisweilen. Der kleine Kerl besann sich keinen Augenblick, einen tollen Lärm zu vollführen, wenn er zu fressen haben oder beachtet sein wollte.

Jetzt war unsere Safari ins Land der Zwerge also wirklich im Gang. Unser nächstes Ziel war Irumu, der Hauptort des westlichen Abschnitts des Ituri-Waldes. Stunde für Stunde, fast 50 Kilometer weit, mühten sich unsere Wagen an einem Hang ab, der uns der steilste in der Welt schien. Wäre er noch eine Spur steiler gewesen, so wäre kein Auto hinaufgekommen. Die Straße drehte und wand sich in spitzen Windungen empor, als hätte eine irr gewordene Schlange sie entworfen. Doch diese Anlage war nötig, um die Steigung zu vermindern und den Autoverkehr überhaupt zu ermöglichen. Endlich hörte die Steigung auf, und die Straße verlief eben nach Irumu hinein.

Dort waren wir für die Nacht bei Baron und Baronin van Zuylen zu Gast, die uns so freundlich unterstützt hatten, als wir vor ein paar Jahren dort waren. Ich hatte dem Baron von meinem Plan, die Ituri-Zwerge zu studieren, geschrieben, und er war so liebenswürdig, bei den Eingeborenen Auskünfte für mich einzuholen. So war es leicht, das Gebiet, das für unser Dauerlager in Frage kam, annähernd genau zu bestimmen. Ein vorläufiges Lager errichteten wir in ebenem Gelände, etwa 10 Kilometer von Irumu und 8 Kilometer vom Ituri-Wald entfernt. Von dort machten Osa und ich einen Vorstoß, um nach einem Platz für das Standlager Ausschau zu halten. Seit unserem letzten Besuch hatte die Kongo-Regierung zwei der Eingeborenenwege

verbreitern und zu erträglichen Straßen ausbauen lassen. Sie gabelten sich dicht bei unserem Lager in Form eines V, an dessen linkem Ende Beni lag und der Semliki, am rechten dagegen Mambasa und das Herz des Ituri-Waldes. Die Zwerge hofften wir in dem von beiden Straßen eingefaßten Dreieck zu finden.

Bald holperten Osa und ich mit einem unserer Wagen die Straße nach Beni entlang, die andern blieben im Lager zurück. In diesem Teil des Waldes waren die Bäume viel größer als auf der Seite, wo wir ihn betreten hatten, auch die Dschungel war dichter. Finsternis, Nässe und trübe Stimmung hingen zwischen den Bäumen. Der Wechsel in der Szenerie war überall offensichtlich. Selbst die Eingeborenen schienen schwärzer. 50 Kilometer lang fuhren wir durch eine dichte Kette von Dörfern, in denen jeder Eingeborene mit einem Speer oder mit Pfeil und Bogen bewaffnet war.

Dann hörten die Dörfer auf, und viele Meilen lang erblickten wir nur stattliche Bäume und dichtes Unterholzgestrüpp auf beiden Seiten der Landstraße. Wir bemerkten frische Elefantenlosung, die von der letzten Nacht stammte. Sumpfgras und niedriges Buschwerk waren so dicht verwachsen, daß eine Herde Elefanten ungesehen hätte hindurchtrampeln können. Einmal hörten wir das knackende Geräusch flüchtender Tiere von einem einsamen kleinen Sumpf her. Es mögen Büffel gewesen sein, aber wir konnten nichts entdecken.

Ein vereinzeltes Dorf oder zwei, dann tauchten die drei schneegekrönten Spitzen der Ruwenzori-Kette auf, die die Grenze zwischen Uganda und Belgisch-Kongo bildet. Wir machten halt, um die Aussicht auf diese majestätischsten Berge Afrikas zu genießen.

Bei Einbruch der Dunkelheit erreichten wir die Regierungsstation in Beni, erhielten die Auskünfte, die wir brauchten, und kehrten dann auf derselben Straße zurück. Wir hatten vor, noch ein paar Stunden zu fahren, um einen Ort zu finden, der Aussichten für das Studium der Zwerge bot. Dort wollten wir die Nacht verbringen und früh am Morgen nähere Umschau halten.

So übernachteten wir auf einer wundervollen Urwaldlichtung und begannen am andern Tag mit der Erkundung. In jedem Dorf längs der Straße fragten wir die Eingeborenen aus, aber es wurde spät am Nachmittag, ehe wir die verheißene Berührung mit den Zwergen fanden, und zwar in Bwana Suras Dorf, das, wie alle im Ituri-Wald, den Namen des Häuptlings führt. Wie gewöhnlich scharten

sich die Eingeborenen um uns, als wir hielten, und da bemerkten wir unter den Umstehenden zwei Zwerge, die ersten auf dieser Safari.

Der ältere, Dihlja, so klang mir jedenfalls der Name, war ein freundlich aussehendes altes Männchen mit Backenbart, etwa 1,16 Meter groß, er mochte 60 Jahre alt sein und an die 60 Pfund wiegen. Beweglich war er wie ein Affe. Seine Kleidung bestand in einem Lendenschurz aus Baumrinde und einer unbeholfen gearbeiteten eisernen Halskette. Er hatte dichtes, wolliges Haar und eine große, breitgedrückte Nase. Sein Körper war stark behaart, aber von ausgeglichenem Bau. Die großen Augen blickten starr, und die wulstigen Lippen zogen sich in den Mundwinkeln aufwärts, so daß es aussah, als grinste er ständig.

Der jüngere Zwerg war Dihljas Sohn Salu, ein für seine Verhältnisse außergewöhnlich großer Mann. Er maß etwa 1,27 Meter und mochte 90 Pfund wiegen; trotzdem er also recht fett war, schien er ebenso beweglich wie sein Vater. Auch er hatte eine Nase, die das ganze Gesicht einnahm, einen breiten, grinsenden Mund und große, starrende Augen. Er erzählte uns auf Kingwana, er wäre der Häuptling aller Zwerge der Umgegend.

Wir waren begeistert. Wir hatten die Zwerge gefunden, und gleich zwei intelligente Leute, auf deren Hilfe — das fühlten wir — wir würden rechnen können. Wir fragten Salu, ob es viele Zwerge in der Nähe gäbe. Ja, die gäbe es. Ob er sie uns herbringen könnte, wenn wir ein ständiges Lager hier errichteten? Salu wandte sich an einen Neger, der dabei stand, und hatte eine kurze Besprechung mit ihm. Das war Bwana Sura, der Dorfhäuptling.

Der Mann in zerlumptem Rock und uralten Hosen, die einst weiß gewesen sein mochten, war mir schon aufgefallen, aber da er nicht für einen Pfennig Verstand zu besitzen schien, hatte ich mich nicht mit ihm abgegeben. Er war etwa 35 Jahre alt und trug einen Ziegenbart. Sein Kopf war etwas zu groß im Verhältnis zum Körper. Wie man mir erzählte, sollte er etwas einfältig sein und wenig Ansehen bei seinen Stammesgenossen besitzen. Für die Zwerge war er jedoch ein mächtiger Mann.

Nachdem Bwana Sura und Salu sich beredet hatten, teilten sie mir mit, daß sie viele Zwerge herbeirufen könnten, indessen sei das kleine Völkchen gar nicht vertraut mit dem Anblick und dem Benehmen der Weißen. Ich würde daher durch Geschenke von Tabak und Salz

ihr Vertrauen erst zu gewinnen haben. Auf diese Botschaft hin verloren wir keine Zeit, einen Platz für das Standlager in diesem verheißungsvollen Gebiet zu suchen. Dann teilten wir etwas Tabak und Salz aus und vereinbarten mit Bwana Sura, er sollte in vier Tagen eine Lichtung für uns fertiggestellt haben. Gerade als wir zum Aufbruch rüsteten, kamen zwei weitere Zwerge aus dem Wald. Wie Dihlja und Salu hatten sie eine hellere Hautfarbe und einen besser ausgeglichenen Körperbau als die Neger. Ihre Augen waren groß und weit und schienen ständig Überraschung zu spiegeln.

Auf der Weiterfahrt fragten wir noch in mehreren Dörfern an der Straße nach, aber wir fanden keins, das einen so vielversprechenden Eindruck gemacht hätte wie Bwana Sura. Sehr mit uns zufrieden, setzten wir uns zum Abendbrot nieder; es gab von meiner Frau gefangene Fische. Dann legten wir uns zur Ruhe und kehrten am Morgen gemächlich nach dem vorläufigen Lager zurück.

Am folgenden Tag nahmen wir die andere Straße vor. Wir überquerten den Ituri auf einer Schiffsbrücke aus acht Kanus und gelangten bald tiefer in den feuchten, dämmrigen Urwald. Die Eingeborenen unterschieden sich deutlich von den Negern an der Straße nach Beni, sie waren schwärzer, von wilderem Aussehen und dem Trunk ergeben. Jenseits des Ituri fuhren wir 16 Kilometer lang durch Dutzende von Dörfern, in denen tatsächlich alle Bewohner betrunken waren.

Dann kamen wir in ein Gebiet, wo die Eingeborenen mehr und mehr denen längs der Beni-Straße glichen. Aber keins der Dörfer bot etwas für unsere Absichten, bis wir Piligbos Dorf erreichten. Der Häuptling hielt gerade eine Versammlung ab, an der wohl ein Dutzend Unterhäuptlinge und sein hundert Mann starker Hofstaat teilnahmen. Piligbo mochte 50 Jahre alt sein, er hatte ein rundes, gutmütiges Gesicht und machte auf mich den Eindruck des intelligentesten Schwarzen, dem ich bisher begegnet bin. Er trug einen sauberen weißen Anzug und einen gelben Helm, der einst weiß gewesen war. Wie wir anhielten, nahm er mit einem höflichen: „Dschambo, Bwana et Madame", den Hut ab.

Als wir ihm unsere Wünsche vortrugen, meinte er, er glaube, sein Reich biete alles, was wir suchten. Er selbst könnte uns hundert Zwerge herbeiholen und durch seine Unterhäuptlinge weitere vierhundert zusammenbekommen. Er würde sogar einige bestellen, um uns zu erwarten, falls wir auf der Rückfahrt bei ihm anhalten wollten.

Am nächsten Tag gegen Mittag erreichten wir Mambasa, eine gottverlassene Urwaldlichtung mit ein paar roh gezimmerten Häusern. Wir waren nur zu froh, daß wir umkehren und bei der sechs Kilometer rückwärts gelegenen amerikanischen Missionsstation einkehren konnten, wo wir zu Mittag aßen. Das Missionarsehepaar erzählte uns, daß ihr Sohn eine neue Station in Piligbos Dorf errichte und daß er die Landessprache beherrsche. Das machte dies Dorf noch anziehender für uns.

Um 5 Uhr waren wir wieder bei Piligbo angelangt. Bei ihm fanden wir sieben Zwerge, kleine Wesen mit wilden Augen und so scheu, daß man fürchtete, sie könnten jeden Augenblick mit einem Satz im Urwalddickicht verschwinden. Doch ein paar Geschenke — Steinsalz, Zigaretten und Streichhölzer — flößten ihnen Vertrauen zu uns ein. Bald fühlten sie sich unbefangen genug, um ganze Hände voll Salz hinunterzuschlingen. Piligbo versicherte uns, wenn wir in drei Tagen zurückkehrten, sollte eine ansehnliche Schar Zwerge bei ihm versammelt sein.

Nach der Rückkehr zum vorläufigen Lager hatten wir fast zwei Tage in Irumu zu tun. Wir ließen unsere Boys aus Nairobi eintragen, stellten ihren Lebensmittelbedarf zusammen, schickten Telegramme ab und forderten Jagdscheine an. Osa, De Witt und ich bezahlten jeder rund 600 Mark für die volle Jagdgenehmigung, mit der wir befugt waren, jeder zwei Elefanten zu schießen sowie sämtliches andere Wild, mit Ausnahme des seltenen Okapis, des Bongos und des Schimpansen.

4. Wir schließen Bekanntschaft mit den Zwergen.

Früh am dritten Morgen fuhren wir wieder nach Piligbos Dorf. Was für ein Anblick bot sich uns! Dort waren die Menschen, um derentwillen wir die weite Reise von Amerika gemacht hatten: an die sechzig Zwerge sangen und tanzten im hellen Sonnenschein zum Klang zweier Trommeln. Sie wirkte wie ein Gnomenzug aus dem Märchenland, diese Schar winziger Wilder mit den stets umherwandernden Augen. Ihre Hautfarbe war heller als die der Neger. Einige waren in der Tat kaum dunkler, als es unsern Sonnenbräuneschwärmern als Ziel vorschwebt. Trotz der Kleinheit waren die Körper der Zwerge wohlentwickelt, besonders der Brustkasten unter den breiten Schultern. Dadurch wirkten sie wie kleine Boxer.

Sobald wie möglich stellten wir sie vor unsere Kamera, einzeln und in Gruppen, redend, singend, tanzend und Trommel schlagend. Anfangs waren die Frauen und Kinder scheu und gleichgültig, aber nach und nach besiegten wir ihre Schüchternheit; wir brachten ihnen sogar Geschmack an der Sache bei, so daß sie unsern Anweisungen bald willig folgten.

Dieses erste Zusammentreffen mit einer größeren Gruppe der „Kleinen" machte uns den Eindruck, als seien sie die glücklichsten Menschen auf Erden, und unsere späteren Erfahrungen haben an dieser Meinung nichts geändert. Sie sind unverdorbene Naturkinder auf der Geistesstufe von Zehnjährigen, ganz auf Rhythmus eingestellt, immer bereit, ihrer Freude in Tanz und Gesang Ausdruck zu geben. Das Leben ist für sie ein einziges Spiel.

Bill Deans, der junge Missionar, gesellte sich zu uns und half uns geduldig die Gruppen stellen. Erst als wir Schluß machten mit Filmen, schlug er vor, im Versammlungshaus des Häuptlings Gottesdienst abzuhalten. Daß heute Sonntag sein könnte, war uns Kameraleuten nicht aufgefallen. Es wurde der interessanteste Gottesdienst, den ich je miterlebt habe. Bill hielt eine Predigt auf Kingwana, der die Ein-

geborenen aufmerksam folgten. Wie ernst und gesammelt diese Schwarzen beteten! Sie sangen mit Ausdruck und melodischer Stimme. Die verschüchterten Zwerge ahnten natürlich nicht, was das alles bedeuten sollte.

Die Ereignisse dieses Tages überzeugten uns, daß Piligbos Dorf reichere Möglichkeiten für unsere Arbeit bot als Bwana Suras. Wir beschlossen darum, dort etwa drei Wochen zu verbringen und dann nach hier für eine längere Arbeitsspanne zurückzukehren. Bill half uns, einen herrlichen Lagerplatz an einem Fluß ausfindig zu machen und erklärte sich bereit, das Ausroden und Einebnen des Grundes zu überwachen.

Nun brachen wir unser vorläufiges Lager bei Irumu ab und schlugen das erste Standlager in Bwana Suras Gebiet auf, wo wir es uns trotz allerhand kleiner Spitzbübereien von seiten des Häuptlings und seiner Getreuen schließlich recht gemütlich machten. Osa und ich hatten ein Zelt mit einem so hohen Dach, daß wir in jeder Ecke aufrecht stehen konnten. Dazu gute Betten, ein fein eingerichtetes Badezimmer, eine schöne Veranda und die meisten andern Annehmlichkeiten eines richtigen Heims.

Um sicher zu gehen, daß uns unsere Schwarzen klares Wasser aus dem nahen Fluß brachten, also ohne hineinwaten und Schmutz aufwühlen zu müssen, bauten wir einen Damm, der einen Wasserstrom auf eine schmale gedeckte Rinne leitete. Zu den weiteren Anlagen fürs allgemeine Wohl gehörte auch ein Grashüttchen vor unserm Zelt für Teddy; Tumbu und Elenor erhielten ein kleines Zelt.

Die Affen fühlten sich gleich zu Haus und tobten bald in den Bäumen umher, von wo sie nur herabstiegen, wenn sie Bananen oder sonst etwas zu fressen haben wollten. Sie gewöhnten sich wieder so an die Freiheit, daß sie unbedingt nachts in den Bäumen schlafen wollten. Glücklicherweise war der alte Dihlja im Erklettern von Bäumen und im Schwingen von Ast zu Ast ebenso geschickt wie die Affen und konnte die Ausreißer zur Erde niederholen, wenn wir sie brauchten. Um das abendliche Einfangen zu erleichtern, banden wir Elenor einen kurzen Strick um. Um Tumbu brauchten wir uns nicht viel zu sorgen. Sie tauchte ständig auf, um Nachschau zu halten, ob es nichts zu fressen gäbe. Immerhin war es möglich, daß Elenor in das Leben der Wildnis zurückfiel, und dann mochte sie die Kleine mitnehmen. Der Strick erwies sich indessen für unsern beamteten Baumkletterer nicht als so nützlich, wie wir erwartet hatten. Das Seil verfing sich immer in den Zweigen und machte die Sache für Dihlja



Zwerge beim Kochen.



Dihlja war zu allem zu gebrauchen.
S. 28.

Ein paar Wagen voll Zwerge.





Ituri-Zwerge mit einem Pack Zigarren.



Osa und ein Kikuju-Mädchen lachen den Kameramann aus.

Okapifelle.

Die Zwerge boten uns solche Mengen zum Kauf an, daß wir glauben, das Okapi ist dort nicht selten und ein von den Zwergen geschätztes Wildbret. S. 44.

noch schwerer. Glücklicherweise machte er sich nichts daraus und dankte stets mit breitem Grinsen für die Extraportion Salz und Tabak, die er zur Belohnung für seine Mehrarbeit erhielt.

Teddy, der Schimpanse, hatte mehr Sinn für die Dinge auf dem Erdboden als die andern. Er besaß ausgezeichnete Tischmanieren und war meist gut zu leiden. Lief er jedoch frei umher, dann war es unmöglich, ihn vom Unfug abzuhalten. Er war der geborene Dieb, und seine stärkste Begierde hieß Marmelade. Er pflegte den Vorratsraum nach Beute zu durchstöbern und konnte den Inhalt eines gestohlenen Marmeladeglases mit verblüffender Schnelligkeit hinunterschlingen. Ihn zu strafen war zwecklos. Er schmollte zwar ein wenig, aber bei der ersten besten Gelegenheit begann er doch wieder zu stehlen. Von den beiden andern lernte er, unsere Zeltwände herabzurutschen; das war aber eine schlimme Sache, denn mit seinen 40 Pfund hätte er leicht das Zelt einreißen können.

Dihlja und Salu verbrachten fast ihre ganze Zeit damit, mit Teddy zu spielen und uns beim Bau des Lagers zuzusehen. Täglich erhielten sie Geschenke, und täglich brachten sie ein paar neue Zwerge heran, darunter Mollipu, ein junges Mädchen von kleiner, rundlicher Gestalt, möglicherweise Salus Schwester. Sie war so schüchtern, daß wir sie stets suchen lassen mußten, wenn wir sie für Aufnahmen brauchten. Ihr Gesichtsausdruck war eine Mischung zwischen Schmollen und verschlagenem Grinsen. Ich könnte mir denken, daß das Mädchen daheim im Walde ein recht begehrtes Geschöpf war; die Natur selbst hatte ihr all die Kniffe und Tücken beigebracht, mit denen die Frauen überall auf der Erde die Männer anzulocken verstehen. Wenn es dahinten im verborgenen Lager der Zwerge so etwas wie Skandalgeschichten gibt, dann bin ich überzeugt, steckt Mollipu immer mitten darin. Diese Evatochter war eben zum Schäkern geboren. Alles in allem war sie die amüsanteste kleine Wilde, die mir vor die Augen gekommen ist.

Eine Woche lang photographierten wir die dreißig Zwerge. Es war ein Vergnügen, mit diesem glücklichen kleinen Völkchen zu arbeiten, sobald wir erst einmal ihre Oberherren aus dem Lager verbannt hatten. Bwana Sura und sein Vater, seine bevorzugten Unterhäuptlinge und seine Polizisten erschienen nämlich ständig mit allerhand Bitten: um Geräte, um Decken, um Schuhe, Kleider und Nahrungsmittel, alles als Gegenleistungen für ihre Dienste beim Säubern des Lagerplatzes und Heranholen der Zwerge. Schließlich wurden wir die unverschämte Bettelei leid und befahlen ihnen, wegzubleiben.

Mit den Zwergen dagegen war sehr gut auszukommen — sie waren fröhlich wie die Kinder bei ihrer ersten Zirkusvorstellung. Einem schenkte ich täglich irgendein kleines Stückchen Tand und so viel Salz, wie er haben wollte. Wenn ich ihm einmal mehr gab, als er vertilgen konnte, dann warf der verantwortungslose kleine Kerl es einfach weg, ohne daß ihm in den Sinn gekommen wäre, etwas für den nächsten Tag aufzuheben. Als sie uns besser kannten, bettelten auch die Zwerge ein bißchen, aber schüchtern und zaghaft, als rechneten sie gar nicht damit, daß sie bekämen, was sie wollten.

Außer den Zwergenaufnahmen erkundeten wir die Pfade für Urwaldbilder und nahmen die Negerdörfer auf. Osa und ich hofften auch auf einige Wildaufnahmen — vielleicht von seltenen und unerforschten Tieren —, denn Wild gibt es in den feuchten, fast undurchdringlichen Wäldern am Ituri im Überfluß. Zu diesem Zweck ließen wir uns von Dihlja und Salu nach einer Salzlecke tief im Urwald führen. Aber während eines viereinhalbstündigen Marsches sahen wir kein lebendes Wesen. Wir stießen zwar auf frische Spuren von Okapis, Elefanten und Büffeln, waren uns aber klar darüber, daß man in diesem Urwald unmöglich auf gute Tierbilder rechnen konnte; denn er ist hier dunkel und dicht — dunkler und dichter wahrscheinlich als irgendwo sonst in Afrika — und ständig naß und schlüpfrig. Es gibt zwar gelegentlich eine Lichtung, wo genug Helligkeit zum Photographieren durch die Bäume dringt, aber dort waren keine Tiere. Sie hatten auch nicht eine bestimmte, gut erkennbare Fährte hinterlassen, die als Führer zu ihren Schlupfwinkeln und zu ihrer Lebensweise hätte dienen können, sondern Tausende von undeutlichen kleinen Fährten kreuzten einander, und es gab keine Möglichkeit, herauszubekommen, wo die Kamera hätte aufgestellt werden müssen, um die Tiere dieses riesigen Urwaldes in ihren natürlichen Bewegungen festzuhalten.

Dihlja und Salu waren so klein, daß sie zwischen und unter dem schweren Buschwerk hindurchschlüpfen konnten, das wir abschneiden oder abbrechen mußten. Zehn Minuten nach dem Verlassen des Lagers fühlte ich mich hoffnungslos im Urwald verloren. Wir überquerten einen Wasserlauf nach dem andern, zu denen kein Pfad führte; doch unsere Zwerge hielten unentwegt die Richtung auf die Salzlecke ein. Sie gingen so schnell, daß wir beide kaum mitkommen konnten, und dabei machte ich immer einen Schritt auf drei von ihren. Wären sie uns aus den Augen gekommen, so hätten wir leicht wochenlang herumirren können.

Als wir die Salzlecke erreichten, war es uns in einem Augenblick klar, daß wir dort keine Aufnahmen machen konnten. Sie lag in einer Bodensenke, wo kein Luftzug hinkam und wo die Tiere bestimmt unsere Witterung bekommen hätten. Und dann hing solcher Nebel über der Stelle, daß sich die Linsen meiner Blitzlichtkamera beschlagen hätten und damit unbrauchbar geworden wären.

Auf dem Rückweg kamen wir an zwei Gruben vorbei, in denen die Kadaver von halbwüchsigen Elefanten verwesten. Salu erzählte uns, daß die Neger diese Fallen graben, die Zwerge aber sie bewachen und instand halten. Die Gruben waren 2,75 Meter lang, 1,50 Meter breit am Rande, 4,50 Meter tief, nach unten zu aber bis auf 60 Zentimeter verjüngt. Wenn die Zwerge diese Fallen herrichten, verdecken sie sie so geschickt mit kleinen Zweigen und Blättern, daß man sie kaum vom festen Boden unterscheiden kann. Habe ich mich doch selbst später mehrmals nur mit Mühe davor retten können hineinzufallen.

Nach Erledigung unserer Probeaufnahmereihen ließen wir Bwana Sura kommen und verhandelten mit ihm wegen der Aufnahmen zu unserem ersten Zwergenfilm. Er sollte die Unterhäuptlinge sämtlicher Dörfer in einem Umkreis von 25 Kilometer veranlassen, uns alle Männer, Frauen, Kinder und Trommeln zu einer Versammlung zu schicken. Inzwischen ließen wir einfache Häuser für unsere kleinen Schauspieler bauen und bereiteten Benzintonnen als Kochtöpfe vor.

Bald begannen die Läufer einzutreffen mit Meldungen von den verschiedenen Gruppen der Zwerge, daß sie bereit seien, zu unserer Versammlung zu erscheinen. Am frühen Morgen sandten wir dann einen Lastwagen straßenaufwärts und einen straßenabwärts, um unsere kleinen Delegierten abzuholen. Osa fuhr noch mit einem der Safariwagen straßenabwärts für den Fall, daß weitere Beförderungsmittel gebraucht würden.

Ich blieb im Lager, um die letzten Vorbereitungen zu treffen und die Herrichtung der Kameraausrüstung zu überwachen, sollte doch jetzt das erste große Ziel unserer Expedition sich verwirklichen, und ich war dementsprechend aufgeregt. In der Tat sollte sich das Erlebnis als bunter und aufregender herausstellen, als irgendeiner von uns zu hoffen gewagt hätte.

5. Osa bringt sie heran.

Frauen und Kinder zuerst! — So langten sie an in Osas Wagen, unsere verschüchterten Delegierten. Wahrhaftig, wäre die Frau nicht gekommen, die Zwerge von straßenabwärts hätten im letzten Augenblick abgesagt. Ihre Angst, den unbekannten Gefahren des Lastautos die Stirn bieten zu sollen, war zu groß gewesen. Der schwarze Fahrer hatte weder durch gütliches Zureden noch durch Schimpfen sie zum Aufsitzen zu bewegen vermocht. Osa gelang es, die Frauen in ihren Wagen zu locken und die Männer im Lastwagen zu verstauen. Krampfhaft umklammerte jeder von ihnen seinen kleinen Bogen mit Pfeilen. Hinein waren sie schließlich gegangen, aber jetzt, in Bwana Sura angekommen, wollten sie nicht heraus. Bei den Männern auf dem Lastauto war die Angst vor dem Aussteigen ebenso groß wie bei den Frauen in Osas Wagen.

In diesem Augenblick erschien der Fahrer von straßenaufwärts auf dem Plan. Nur der halbe Wagen war besetzt, etwa fünfzig der wartenden Zwerge waren beim Anblick des Autos blitzschnell im Walde verschwunden. Auch diese Abordnung ließ mit kindischer Hartnäckigkeit ihre spielzeugähnlichen Bogen und Pfeile nicht aus der Hand und weigerte sich herunterzukommen. Offensichtlich war unsere lange angekündigte Tagung auf dem toten Punkt angekommen — zu einem viel früheren Zeitpunkt, als das bei Konferenzen sonst der Fall zu sein pflegt.

Schließlich und endlich gelang es uns, die Menschlein mit den angstvollen Blicken zum Aussteigen zu bewegen — und die Erde tat sich nicht auf, um sie zu verschlingen, und es fiel auch kein Zauber vom Himmel, um sie zu zermalmen. Aber sie standen unglücklich in Gruppen umher, die eine der andern und alle zusammen uns gründlich mißtrauten.

Nun, mehr als eine Konferenz hat ihre Einigungsformel auf eine Speisekarte geschrieben, und mehr als einmal hat ein gemeinsames Essen Schwierigkeiten im Wind zerflattern lassen. Vielleicht half das Mittel auch in unserem Falle. Würden viel gekochter Reis und ein wenig Tabak und Salz das Mißtrauen verscheuchen? Das Mittel hat geholfen. Die Riesentöpfe mit Reis, die wir für die Zwerge vorbereitet hatten, waren bald leer, und die Lichtung, die wir für die Aufnahmen vorbereitet hatten, bald voll.

Es dauerte auch kaum eine halbe Stunde, bis ein Trupp, durch das Festmahl besänftigt, auf der Lichtung zu tanzen anfing. Immer mehr Stammesgenossen folgten dem Lockruf des Tom-Toms und mischten sich in das Urwaldballett, bis der ganze Haufe sich zum unheimlichen Klang der kleinen Trommeln drehte. Selbst die Mütter mit Säuglingen taten mit, ihre Kleinen mit einem breiten Riemen auf dem Rücken festgebunden. Und keiner der Männer tanzte ohne Bogen und Pfeile in der Hand.

Noch lange nachdem wir alle Aufnahmen hatten, nach denen uns der Sinn stand, tanzten die Zwerge weiter — volle anderthalb Stunden. Erst dann gelang es uns, sie zum Aufhören zu bewegen. Wenn diese Kinder des Rhythmus sich fürchten, scheinen sie zu tanzen.

Nun standen die Gruppen wieder schweigend umher, in ängstlicher Spannung, was wohl weiter geschehen würde. Mit Geduld und Takt brachten wir sie endlich dazu, sich behaglich zu fühlen und für uns Bilder zu stellen. Als das Eis einmal gebrochen war, ging es schnell. Bald hatten sie begriffen, was wir wollten. Wir ließen die Frauen Bananen kochen und die Männer ein Haus bauen. Wir regten einen freundschaftlichen Boxkampf an, der sich zu einem herzhaften Austausch von Schimpfreden und Schlägen entwickelte. Zum Abschluß des Tages gaben wir ein Festmahl, das aus Reis und Tee bestand, der Tee natürlich in der im Ituri-Urwald beliebten Weise zubereitet: zwanzig Pfund Zucker auf den Kochkessel.

Den ganzen Abend lang drang dumpfes Dröhnen der Trommeln aus dem Wald zu uns herüber. Bis nach Mitternacht tanzten und sangen die kleinen Wilden, trotzdem waren sie frühmorgens frisch und munter für weitere Aufnahmen zur Stelle. Inzwischen war das Fremdheitsgefühl der Gruppen untereinander zerstoben, und alle unsere kleinen Gäste standen auf freundschaftlichem Fuß miteinander. Um 4 Uhr nachmittags waren wir fertig und machten die Wagen bereit,

um die Zwerge nach ihren Wäldern zurückzubringen. Zu unserem großen Erstaunen reichte der Platz nicht. Aber es ging mit rechten Dingen zu. Die Negerpatrone der Zwerge waren ihnen aus Neugier ins Lager nachgekommen und hielten es nun für selbstverständlich, zurückgefahren zu werden. Wenn es an Raum mangelte — schön, die Zwerge waren eine niedere Gattung von Wesen und gut ans Laufen gewöhnt. Mochten sie ruhig zu Fuß nach Hause gehen.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie schnell ich die anmaßende Bande hinauswarf. Mit einem herzhaften Fußtritt, wo es nötig war, schickte ich sie schimpfend ihrer Wege. Die Zwerge dagegen fuhren in großem Glanz ab, alle hatten ein paar Streichhölzer, ein Bananenblatt voll Salz und einen kleinen Riegel rosa Seife erhalten, die sie wie einen Schatz hüteten. Den Damen schenkten wir als Extraandenken Ketten und Glasperlen.

Dihlja und Salu waren jetzt buchstäblich Tag und Nacht bei uns, denn diese beiden uns ergebenen Zwerge waren wirklich mit ihrem Stamm in ein neuerrichtetes Dorf, knapp ein Kilometer von uns entfernt, übergesiedelt. Sie waren natürlich auch weiterhin bei den Vorstößen in die Tiefen der Dschungel unsere Führer. Nur zu ihnen hatten wir das Vertrauen, daß sie uns sicher durch die pfadlosen Weiten des düsteren Urwaldes bringen würden. Doch ganz wie wir fürchteten, hatten wir kein Glück mit den selbstauslösenden Blitzlichtkameras, die wir an verschiedenen Stellen des Urwaldes aufbauten.

Gerade als uns zum Bewußtsein kam, daß wir die Arbeitsmöglichkeiten in der Gegend von Bwana Sura ausgeschöpft hätten, kam Nachricht, das Lager bei Piligbos Dorf warte unser. So ging es denn ans Packen. Nach kurzem Abschied von Bwana Sura verließen wir die denkwürdige Stätte unseres ersten Zwergenfilms. Dank Bill, dem Missionar, erwies sich das neue Lager als in jeder Hinsicht großartig. Obwohl der junge Mann vom Rheumatismus fast gelähmt war, hatte er die Anlage überwacht und die Arbeiten seiner Missionsneger und der Leute Piligbos geleitet. Ein paar Tage nach unserer Ankunft erhielt dieser pflichttreue Bote des Evangeliums von den Missionsärzten die Anweisung, den Ort zu verlassen. Die erbarmungslose Feuchtigkeit des Jahrhunderte alten Urwaldes hatte ihm so zugesetzt, daß er seine geliebte Arbeit in dieser Gegend aufgeben mußte.

6. Die Stadt der Zwerge.

Während wir dabei waren, das Lager für einen langen Arbeitsabschnitt in Schuß zu bringen, machten einige Zwerge aus der Gegend Annäherungsversuche. Wir ermutigten diese Bahnbrecher durch Geschenke, Seife, Salz und gelegentlich eine Sondergabe Reis, hofften wir doch, daß sie als Boten unserer guten Absichten bei ihrem Volk wirken würden.

Der eine, ein Säufer mit einer weit vorspringenden Adlernase, war ein sonderbarer Gast. Er schien von seinem Volk ausgestoßen zu sein, denn er lebte in Piligbos Dorf, fern von den Nomaden des Urwaldes. Das bedauernswerte Kerlchen muß sich seinen „Stoff" selbst gebraut haben, war er doch der einzige, den ich in Piligbos Dorf betrunken gesehen habe. Vollständig nüchtern war er nie.

Für gewöhnlich kann ich Trunkenbolde in meiner Nähe nicht ausstehen, aber dieses unglückliche kleine Wesen widerte mich nicht an. Trotz allem war ein Hauch ausgesprochener Anständigkeit um den Mann. Gewiß fiel er mir zu Füßen und bettelte um Tabak, aber hatte ich ihm welchen gegeben, dann blieb er mir den ganzen Tag aus dem Weg.

Dieser einsame Sünder hatte einen Bruder — einen nüchternen Bruder, der ihm so ähnlich sah, daß sie Zwillinge hätten sein können. Einmal nahm ich die beiden als Führer mit auf eine zweitägige Safari in den Urwald. Wenige Stunden nach dem Aufbruch fielen ihnen aus unserem Gepäck zwei Flaschen Bier in die Hände, die sie austranken. Bald waren beide sinnlos betrunken, der eine, weil er nicht an Alkohol gewöhnt war, der andere, weil ein Liter deutsches Bier eben doch ein Liter mehr war als sein tägliches Maß Bananenbier. Dies war zwar das einzige Mal, daß ich erlebte, wie der Bruder über

die Stränge schlug, aber als Führern mußte ich beiden auf der Stelle den Laufpaß geben. Das Ituri-Wald-Bananenbier brauen ist eine höchst einfache Sache. Die Eingeborenen höhlen Baumstämme aus; dabei bleibt eine Öffnung, knapp groß genug, um einen Arm hindurchzustecken. Die Höhlung füllen sie mit zu Brei gequetschten Bananen. Die durchweichte Masse bleibt fünf Tage lang stehen und ergibt eine saure, faulig riechende Flüssigkeit. Wahrscheinlich würde das Getränk durch Lagern besser werden, aber den Wilden erscheint es nach den fünf Tagen gerade richtig. Ist das Bier fertig, dann veranstaltet das ganze Dorf ein großes Gelage, an dem Männer, Frauen und Kinder teilnehmen. Streitigkeiten und Wunden sind an der Tagesordnung. Piligbo muß jedoch Alkoholgegner gewesen sein, denn seine Leute benahmen sich anständig.

Ein anderer seltsamer Besucher in unserem Lager war ein alter Zwerg mit Backenbart, ein harmloser Irrer. Er pflegte ein Ei anzubringen, um dafür Salz zu kaufen. Zuerst gackerte er wie ein Huhn, das gerade seine tägliche Pflicht erfüllt hat, stolzierte dann krähend einher wie ein Hahn, wackelte mit der Magengegend wie ein Bauchtänzer und brachte schließlich das Ei zum Vorschein. Vielleicht dachte er wirklich, er hätte es selber gelegt.

Der liebste aus unserem sonderbaren Gefolge war uns der Häuptling von Piligbos Zwergen, ein höflicher kleiner Mann, der eine Kappe aus Leopardenfell, einen kleinen Lederbeutel auf der Brust und sonst weiter nichts trug als eine würdevolle Miene zur Schau. Er pflegte feierlich ernst auf mich zuzuschreiten, eine tiefe, lange Verbeugung zu machen und zu sagen: „Bwana, mimi eku!“ — „Herr, hier bin ich!“ Dann gab er einen grunzenden Laut von sich, trat ein paar Schritt zurück und blieb dort stehen, um mir stundenlang zuzusehen. In Rücksicht auf seinen Rang schenkte ich ihm stets eine Handvoll Tabak. Daraufhin verschwand er, um erst ein paar Tage später wieder auf der Bildfläche zu erscheinen.

Geraucht wird im Ituri-Wald aus Pfeifen, die die Männer sich aus Flaschenkürbissen oder Steingefäßen herstellen, indem sie ein etwa 1,5 Meter langes hohles Rohr hineinstecken. Da sie nur eine Prise Tabak in das Gefäß tun und es dann mit heißer Asche füllen, rauchen sie eigentlich eher Asche als Tabak.

Endlich war alles fertig für die Massenaufnahmen, den krönenden Abschluß unserer Arbeit bei den Kongozwergen. Von den Häuptlingen

aller benachbarten Stämme hatten wir inzwischen gegen Geschenke die Zusicherung erhalten, daß sie ihre Leute heranbringen würden. Nun sandte Piligbo Läufer in den Urwald mit dem Auftrag, die Zwerge sollten in vier Tagen kommen.

Aber schon nach drei Tagen erschienen achtzig Übereifrige. Wir wiesen ihnen ein nahe gelegenes Waldstück zu, wo sie sofort mit dem Bau ihrer Hütten begannen. Bald fanden sich weitere fünfzig ein, und die Zahl wuchs von Stunde zu Stunde, bis über ein halbes Tausend wild dreinblickender Eingeborener um uns versammelt war. Ein Büschel Bananen und ein Eßlöffel Salz stellten den täglichen Nahrungsbedarf unserer Gäste dar.

Es war ein interessantes Dorf, das die Zwerge im Urwald errichteten, ein etwa 800 Meter langer Weg, an dem sich die winzigen Hütten entlang zogen. Allerdings herrschte dort eine Dunkelheit, die gute Aufnahmen unmöglich machte, selbst bei Benutzung von Fackeln. Daher schlugen wir in einem weniger düsteren Waldstück eine Lichtung und bauten dort ein Aufnahmedorf.

Jetzt ging es frisch an die Arbeit, und sobald die Zwerge erst einmal die Befangenheit vor ihren Kameraden und vor der Kamera verloren und auch sonst begannen, sich zu Hause zu fühlen, kamen wir prächtig vorwärts. In kurzer Zeit hatten sie den Sinn unserer Bemühungen erfaßt und machten mit, mit dem ganzen Frohsinn ihres sonnigen Wesens. Natürlich gab es einige Regentage, an denen Aufnahmen unmöglich waren. An andern Tagen war es zu wolkig; oft hob der schwere Urwaldnebel sich den ganzen Morgen nicht vom Boden ab.

Nach Schluß der Tagesaufnahmen traten die Zwerge zum Empfang ihrer Bananen- und Salzrationen an, gelegentlich erhielten sie noch eine Sondergabe Palmöl oder Erdnüsse. Die, welche an dem Tag mitgefilmt hatten, erhielten etwas mehr als die andern. Dann eilte der ganze Haufe, schreiend und singend vor Freude, nach dem Dorf im Urwaldschatten. Bald erdröhnte die Luft vom wilden Rhythmus ihrer Trommeln, und der Wald hallte vom Lärm des lebenslustigen Völkchens wider.

Selbst in die Finsternis des Urwaldes findet die Liebe ihren Weg. Eine unserer Schauspielerinnen war Edinnje, ein großes, kohlschwarzes Mädchen, das unter den Zwergen lebte und eine herrschende Stellung bei ihnen einzunehmen schien. Ihr Körperbau war vollendet und ihre

Haut schön, wie ihre 25 Quadratzentimeter Schurz enthüllten. Ihre Mutter, so wurde erzählt, sei eine Pygmäin gewesen, die ein Neger entführt und in seinem Hause festgehalten habe. Sie wäre jedoch entwischt, hätte bei Zwergen Zuflucht gesucht und wieder mit ihrem Stamm gelebt.

So wurde Edinnje unter den Stammesgenossen ihrer Mutter geboren und aufgezogen. Die Neger wollten indessen auf ein so begehrenswertes Mädchen nicht verzichten, bemächtigten sich ihrer mehrmals mit Gewalt und brachten sie nach ihrem Dorf. Aber der mutigen jungen Dame gelang es immer wieder, zu entkommen und zum Stamm ihrer Mutter zu entfliehen.

Inzwischen war Edinnje herangewachsen, alt genug, ihren eigenen Roman zu erleben. Der Gegenstand ihrer Zuneigung war, obwohl sie das öffentlich nicht zugegeben hätte, ein kräftiger, etwa 1,15 Meter großer Zwerg mit rundem, gutmütigem Gesicht und sehr großen Augen, die ständig schmachtend an ihr hingen. Doch das hochmütige Halbblutmädchen tat, als bemerkte sie dies Zeichen der Ergebenheit nicht. Im geheimen aber gab die Schöne ihrem Zwerg Stelldichein, wie ich selbst feststellen konnte.

Eines Tages waren wir im Aufnahmedorf bei der Arbeit mit unsern fünfhundert Zwergen. (Nebenbei: zwei Zwergenkinder wurden im Lager geboren.) Plötzlich stürmte ein mächtiger, großer Wilder, mit wenig mehr als einem Leopardenfell bekleidet und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, über die Lichtung. Der Hüne — es war Edinnjes Vater — eilte geradeswegs auf sie zu und versuchte, sie wegzuschleppen.

Im Nu waren die Zwerge auf den Beinen und stießen den Eindringling zur Seite, unter einem Hagel der besten Urwaldschimpfwörter. Der erregte Neger hatte offensichtlich keine Angst vor den Beschützern seiner Tochter, aber er war sozusagen in der Minderheit und klug genug, den Rückzug anzutreten.

Die beiden nächsten Tage waren die Zwerge unruhig und während der Aufnahmen nicht recht bei der Sache. Dann wurden ihre schlimmsten Befürchtungen wahr. Der Vater kam, wie er angedroht hatte, mit elf bis zwölf Genossen wieder und versuchte, seine Tochter mit Gewalt zu entführen. Ich befahl den Eindringlingen, sich zu entfernen, und Piligbo rief einige seiner Krieger herbei. Bei dieser Lage der Dinge wagten die Freunde nicht recht, dem Vater tätlichen Beistand zu leisten. Vier der dreisteren indessen faßten mit zu, um die Tochter wegzuschleifen.

Da mußten wir einspringen. Piligbos Mannen trieben die fremden Neger schnell aus dem Lager; wieder um seine Hoffnung betrogen, verließ der Besiegte einsam den Kampfplatz.

Drei Monate waren die Zwerge nun bei uns im Lager, aber lange ehe der letzte zu Ende ging, machten sich bei den Menschlein Zeichen der Ruhelosigkeit bemerkbar. Sie hatten offensichtlich Heimweh nach ihren Wäldern. Mußten sie dort auch kümmerlich ihr Leben fristen — mit einer Grasart, die sie wie Spinat kochten, oder mit Raupen und fliegenden Ameisen oder gelegentlich einem mit ihren winzigen Pfeilen erlegten Affen —, das war ihr wirkliches Leben, das liebten sie, das sorglose Dasein bei uns war etwas Künstliches für sie. Im Aufnahmedorf war es ihnen zu hell, und die Hitze brannte zu sehr. Die Sonne tat ihren Augen weh und dörrte ihre Körper aus. Ihre Augen waren eben nur an das ewige Dämmerlicht des Urwaldes gewöhnt, ihre Haut an die feuchte Kühle der Dschungeln.

Kein Wunder, daß sie unsere Ankündigung, die letzten Aufnahmen wären gemacht, mit hellem Jubel begrüßten. Sie führten sich auf wie Schulkinder, die unerwartet einen Tag frei bekommen. Wir ließen sie im Lager antreten und schenkten jedem zum Abschied etwas Salz, eine Handvoll Glasperlen, ein halbes Meter billigen Kattun, ein Paket Tabak, eine Schachtel Streichhölzer und — Zwergleins Entzücken! — ein Stück Feinseife.

Die begeisterten Menschlein rissen sofort die Verpackung ab und machten sich über die Seife her. Da sie indessen das Naschwerk nicht auf einmal vertilgten, fragte ich mich, ob sie es etwa für Toilettenzwecke aufsparen wollten. Aber Badezimmer gibt es im Zwergenland nicht, und ich neige der Annahme zu, daß sie die Seife aufhoben wie Kinder Zuckerwerk, um immer mal wieder daran zu lutschen.

Ehe an diesem Abend die Dunkelheit hereinbrach, war kein Zwerg mehr im Lager zu entdecken. Keine Trommel erschallte im Dorf, und kein Nachhall von Stimmen oder Schritten verriet, auf welchen lautlosen Pfaden die Nomaden in der Wildnis des Urwaldes verschwunden waren.

Wie beneidenswert fern liegen diesen kleinen Menschen all die Dinge, die wir so stolz Fortschritt nennen! Das Steigen und Fallen der Börsenpapiere bereitet ihnen keine Sorge. Mein Radio machte nicht den geringsten Eindruck auf sie, selbst als ich die Wunder der Übertragung erklärt hatte. Unsere Kraftwagen ließen sie kalt. Sie würden

für ein Auto weder eine Tierhaut noch ein paar vergiftete Pfeile hergeben. Warum sollten sie auch?

Jetzt, nachdem unser lang gehegter Wunsch, die Zwerge des Ituri-Waldes zu filmen, in Erfüllung gegangen war, machte Osa ihre Safari-Ausrüstung fertig, um auf Bongo-Jagd zu ziehen. Das Bongo ist fast so selten wie das Okapi, und sie war schon lange auf der Suche nach dieser schönen Vervollständigung ihrer Jagdbeute-Sammlung. Das schöne, große Tier, ein edler Vertreter der Elen-Antilopen, hat ein tiefmahagonifarbenes Fell mit weißen Bruststreifen; es trägt ein langes, schraubenförmig gewundenes Gehörn.

Solange Osa unterwegs war, hörte es kaum einmal zu regnen auf. Verschiedentlich waren Flüsse über die Ufer getreten, und sie mußte mehrmals nachts ihr Lager umbauen. Ihre Zwergenführer ließen sie im Stich Zäh und verbissen hielt sie trotzdem acht Tage lang aus, tat ihr Bestes, um trocken zu bleiben, und schoß so viel Waldantilopen, wie sie und ihre Leute zur Nahrung brauchten. Sie stieß auf viele Elefanten und Büffel, doch kein Bongo wollte sich zeigen. Als sie ins Lager zurückkam, starrten ihre Kleider von nasser Erde, ihr Zelt war wie eine einzige Schlammasse. Die Träger sahen aus, als wären sie tagelang durch Morast geschwommen.

An demselben Tage boten uns drei Zwerge eine Ladung Okapifelle zum Kauf an. Wir nahmen sie, obwohl sie schlecht zugerichtet waren. Wir hatten uns nämlich entschlossen, keinen Tag länger zu zögern, sondern den Urwald sofort zu verlassen. Wer wußte, wann wir wieder einmal Gelegenheit hatten, Felle dieses seltenen und schlauen Tieres zu bekommen. Die Feuchtigkeit richtete unser Aufnahmegerät und die andere Ausrüstung in kürzester Frist zugrunde. Das Leder löste sich von den Bälgen, die zusammengesetzten Linsen ließen sich vor Nässe nicht mehr drehen, die Eßvorräte setzten in den Büchsen Krusten an, Kleider und Bettzeug rochen muffig.

Aber die Feuchtigkeit schädigte auch unsere Gesundheit. De Witt legte sich mit Fieber, zwei meiner Diener waren lahm und steif vor Rheumatismus, und alle klagten über Schmerzen. Unsere Haut war mit Flohbissen und Mückenstichen besät. Wir hatten sämtlich Hexenschuß und Rheumatismus und fühlten uns elend. Mein Magen war ernsthaft in Unordnung.

Den letzten Ausschlag aber gab, daß die Düsterkeit und die Nässe uns auf die Nerven gingen. Wären wir nicht schleunig aufgebrochen,

wir hätten uns mit unserer Reizbarkeit gegenseitig das Leben zur Qual gemacht. Nur die Zwerge bringen es fertig, längere Zeit in der nassen Trostlosigkeit des Ituri-Waldes zu leben, ohne ihren Frohsinn zu verlieren.

So schien es für uns in jeder Hinsicht geraten, hier Schluß zu machen. Es blieb ja noch der andere unserer Wunschträume zu verwirklichen: einen Gorilla lebendig zu fangen! Unser nächster Plan war, nach einer kleinen Pause in Irumu 1000 Kilometer nach Süden zu fahren, nach dem Kiwu-See, wo der riesenhafte edle Vertreter der Affenfamilie in vornehmer Zurückgezogenheit in 3000 Meter Höhe auf altem vulkanischem Gebirgsgelände haust. Schon der Weg bis zum Kiwu-See versprach Abwechslung. Wir konnten am Rutschuru entlang fahren, in dessen Fluten Herden von Tausenden von Flußpferden schwimmen und wo auf den benachbarten Ebenen Büffel so häufig sein sollen wie Zebras im Tanganjika-Gebiet; auch an Löwen und Zebras sei dort kein Mangel.

Ohne Abschiedsschmerz sahen wir den Ituri-Wald hinter uns verschwinden und fuhren nach Irumu zurück. Ende August begannen wir von dort aus die neue Safari nach dem Land der Gorillas.

7. „Sie sehen und hören jetzt Afrika ...“

„Wie sagtest du doch, daß diese Zwerge heißen, Martin?“ — „Sie sind unter dem Namen Bambuti bekannt.“ — „Schreibt man das mit B oder mit D?“ Das war Lew, nach einem anstrengenden, mit Tonaufnahmeversuchen ausgefüllten Tag. Seine Kenntnisse in allem, was Tongeräte betrifft, stehen über jedem Zweifel; dennoch fand er sich hier in Afrika Fragen gegenüber, die ihm bis dahin nicht im Traum aufgetaucht wären. Unsere Safari war ja auch die erste, die Tonaufnahmen aus Innerafrika nach Haus gebracht hat.

Lew mußte Dick, unserem Tonkameramann, die technischen Hindernisse aus dem Weg räumen. Aber auch für ihn blieben noch genug Schwierigkeiten übrig. Es kostete ihm manches Kopfzerbrechen, wie unter den ganz neuartigen Bedingungen dieses jungfräulichen Arbeitsfeldes gute Wirkungen erzielt werden könnten.

Die Ausrüstung, die wir von Nairobi aus für diese bahnbrechende Tonfilmforschungsreise mitnahmen, war schwer und umständlich. Das tragbare Gerät einschließlich Batterien, Ersatzteilen und dergleichen wog 350 Pfund. Dazu kam aber noch eine vollständige Stromerzeugungsanlage, so daß wir im ganzen an die 3000 Pfund mitzuschleppen hatten. Zu dem Tonaufnahmegerät, das Lew während der ganzen Reise wie ein krankes Kind hegte, gehörte eine verwirrende Menge von verzwickten, dünnen Drähten, die in Ordnung zu halten schon daheim in der Werkstatt ein Prüfstein für Klugheit und Geschicklichkeit sein muß, geschweige denn in der afrikanischen Wildnis.

All die empfindlichen Geräte wurden nun in unsern Lastwagen hin und her gestoßen, auf dem Rücken der schwarzen Träger durcheinandergerüttelt und monatelang afrikanischen Witterungsverhältnissen ausgesetzt, d. h. das eine Mal trockener Hitze, das andere Mal, und das

sehr oft, dumpfiger Nässe, wie gerade im Ituri-Wald und in den Bergen beim Albert-National-Park. Zuzeiten überkam uns fast die Verzweiflung, wenn die Hindernisse sich immer höher vor uns auftürmten, ehe wir die richtige Tonwirkung erzielten. So war niemand überraschter als ich selbst über die schönen Ergebnisse, die wir erzielt haben.

Wir haben Tonaufnahmen mitgebracht von Zwergen in ihrer Heimat, von ihrer Musik, ihren Tänzen und Gesängen, die ersten, die es überhaupt gibt. Wir haben die Stimmen wilder Tiere eingefangen, klar, natürlich und vollkommen in der Wiedergabe. Selbst die Geräusche in der afrikanischen Landschaft haben wir festgehalten, allen Schwierigkeiten zum Trotz. Ein Laut, den wir nicht auf den Film bekommen haben, ist das Gebrüll eines wilden Löwen. Damit konnten wir allerdings auch kaum rechnen, denn wir hatten nicht vor, Bilder zu „stellen". Löwen brüllen nämlich nachts, tagsüber knurren sie nur manchmal bei Regen und Nebel, als wollten sie sich über das Wetter beschweren. Bei solchen Lichtverhältnissen sind Filmaufnahmen unmöglich. Außerdem muß das Mikrophon, um die richtige Tonwirkung zu erzielen, nicht weiter als 6 Meter vom Gegenstand entfernt sein, und es war keiner unter uns, der Lust verspürt hätte, das Mikrophon am hellen Tag so dicht an einen afrikanischen Löwen heranzubringen und ihn einzuladen, eine Brüllsondervorstellung für uns zu veranstalten. Daher verzichteten wir freiwillig auf diese „Nummer".

Bei den Zwergen lernten wir eine Menge über Tonaufnahmen. In ihrer dunklen Urwaldheimat war es stets dumpf, naßkalt und trübe, mit Ausnahme der wenigen Tagesstunden, wenn die Sonne durchdrang. Unter solchen Umständen mußten die Batterien unbrauchbar werden, Drähte und Verbindungsstücke rosten, der Film aufquellen, die Isolation sich ablösen oder undicht werden. Einen Monat länger in der Gegend, und unsere gesamte Ausrüstung wäre unrettbar verloren gewesen, stellte Lew später fest.

Das Aufquellen des Films für Bild- und Tonaufnahmen war der Fluch über Dicks Leben im Urwald. Der Regler seiner Tonkamera mußte sehr genau eingestellt werden, viel feiner als es für meine stumme Kamera erforderlich war. Er wird von der Verschlußwelle angetrieben, hat jedoch auf ihre Ganggeschwindigkeit keinen Einfluß. Diese Einrichtung, die den Film vor der Aufnahmelinse vorbeizieht, muß bis auf den Bruchteil einer Sekunde genau arbeiten. Wenn der

Film auch nur ganz leicht gequollen ist, bringt er alles in Unordnung. So mußte Dick häufig Neueinstellungen machen.

Einmal während unseres Urwaldaufenthalts waren wir drei Wochen lang ohne Tongerät. Ein Hebel unserer Kraftmaschine brach, und Dick und Lew mußten dreimal nach Kilo reisen, wo die Belgier bei den Bergwerken einen Laden mit Ersatzteilen unterhalten, ehe der Schaden behoben werden konnte. Die Entfernung von unserem Standlager nach Kilo betrug 240 Kilometer.

Bei der übergroßen Feuchtigkeit verbrauchten sich die Batterien sehr schnell und wurden zu einer Quelle endlosen Ärgers. Ständig mußten sie neu geladen und die Platten ersetzt werden. Das ist bei Spannungen, die von 6 bis 400 Volt reichen, unangenehm; die außerordentlich hohe Spannung wird zum Heizen der Tonaufnahmelampe gebraucht.

Der fesselndste Abschnitt unserer Filmerlebnisse war die Arbeit im Aufnahmedorf. Die 500 Zwerge, die wir dort zusammenbrachten, waren wohl die seltsamste Filmtruppe, die je gespielt hat.

Da war Edinnje, das kohlschwarze Mädel, die wir zum Stern unserer Gesellschaft erwählt hatten. Sie erwies sich als glänzend geeignet für stumme Aufnahmen, aber als ein furchtbarer Hereinfall beim Tonfilm. Hatten wir ihr stundenlang geduldig eingepaukt, wie sie eine Unterhaltung mit ihren Freundinnen führen sollte, dann erschrak sie vor dem Klang ihrer eigenen Stimme, sobald sie vor der Kamera stand. Von Schüchternheit überwältigt, schlug sie die Hände vors Gesicht und hockte sich völlig verwirrt zu Boden; ihre Sprechrolle erstarb in einem ängstlichen Gemurmel: „Ewah, Ewuh, Eeee.“

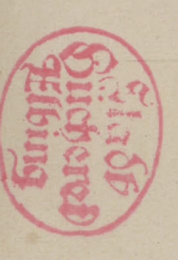
Die andern Zwerge waren geradezu geborene Schauspieler. Sie schienen den Geist der Sache zu begreifen und stürzten sich wie Kinder — das waren sie ja auch — mit ganzem Herzen hinein. Sie machten uns alles vor, was wir verlangten: das Spielen ihrer kleinen Musikinstrumente, Tanzen, Singen, Sprechen und Gebärden.

Nur eins hatten sie nicht und konnten sie nicht haben: Verständnis für die verwickelte Ausrüstung, die wir brauchten, und Schweigen war bei unserer Urwaldhorde nicht nur Gold, sondern eine Seltenheit. Zum Beispiel brauchten wir den Klang einer Anzahl gleichzeitig sprechender Stimmen. Wir ließen die Zwerge in ihrer natürlichen Art reden; was herauskam, glich aber in keiner Weise den natürlichen Lauten vor unsern Ohren, wie Lew, der mit einem Kopfhörer ab-



Morgennebel im Ituri-Wald.

Eine Tagesmenge grüner Bananen für unsere fünfhundert Zwerge.





Wir maßen mehrere hundert Zwerge im Ituri-Wald.

Der kleinste Erwachsene war 106 Zentimeter groß, der größte 129 Zentimeter und der Durchschnitt etwa 120 Zentimeter.

Zwergentrommler im Ituri-Wald.

Die Trommeln werden zur Nachrichtenübermittlung benutzt.



hörte, feststellte. Er hielt uns sofort an. Er bekäme nichts heraus als ein unverständliches Brüllen. Daraufhin suchten wir aus den kleinen Schauspielern ein paar heraus, deren Stimmen sich in der Tonhöhe unterschieden, und ließen sie reden. Das ging zunächst sehr schön, aber dann wurden die Leutchen erregt, wodurch sich der Stimmton änderte, in dem sie gesprochen hatten, so daß wieder ein Wirrwarr auf dem Film entstand.

Oder wir hatten gerade die Bühne aufnahmefertig und mit allem nur möglichen Nachdruck klargelegt, daß völlige Stille herrschen müßte. Wenn Sie sich einen Begriff machen wollen, was wir ausrichteten, dann holen Sie sich doch eines Tages 500 Kinder unter zehn Jahren in einem Park zusammen und versuchen Sie, sie zur Ruhe zu bringen. Still war für die Zwerge nur ein ungefährer Begriff. Während die Kurbel sich drehte, flüsterten oder kicherten sie, oder sie fuhren mit ihren Füßen durchs Gras. Alle diese Geräusche nahm das Mikrophon natürlich mit auf. Ging tatsächlich einmal alles gut, dann fing sicher ein Säugling an zu schreien oder ein Hund an zu bellen, und der ganze Eindruck war verdorben.

Bei den Tonaufnahmen bediente Lew das Hilfsgerät, Dick stand an der Kamera, und mir fiel die Rolle des Aufnahmeleiters zu. Sobald bei einem von uns dreien etwas nicht klappte, gab dieser das Zeichen zum Aufhören. Ein paarmal ist das mir nicht rechtzeitig gelungen. Das merkte ich erst, als die Filme entwickelt waren und ich staunend meine eigene Stimme hörte: „Was zum Teufel macht Ihr denn da drüben?“ Und an anderer Stelle: „Hört endlich mit diesem verfluchten Lärm auf!“ — Ausdrücke, die schlecht zu den Ausschnitten aus dem Leben der Wilden paßten, die unsere Bilder zu geben sich bemühten.

Ein andermal verlief alles glatt, als Lew plötzlich das Zeichen zum Einhalten gab. Einer von der Unzahl Drähte hatte sich gelockert und erzeugte ein singendes Geräusch im Film. Lew mußte seinen Lötkolben heranholen und den Schaden beheben. Dann verkündete er: „Allright, weiter!“

Wieder ein paar Meter Film, dann ertönte eine Stimme: „Einen Augenblick!“ Das war Dick, der mit einem verquollenen Stück Film im Kampf lag. Sobald er: „O. K.“ schrie, ging die Aufnahme weiter. „Anhalten!“ Diesmal war ich dran; die Schauspieler waren mit ihren Rollen durcheinandergekommen. So ging das Tag für Tag, Woche für Woche.

Dieses ganze bunte Durcheinander hinterließ bei den Zwergen, soweit ich feststellen konnte, keinerlei Eindruck. Sie nahmen alles als eine Selbstverständlichkeit hin, zeigten keine Neigung, unsere seltsamen Geräte zu betrachten, und stellten keine Fragen darüber. Selbst unsere elektrische Beleuchtung war nicht imstande, ihre Neugier zu reizen.

Während Tonaufnahmen gemacht wurden, drehte ich oft denselben Auftritt gleichzeitig mit meiner stummen Kamera. Diese Filme konnte ich im Lager entwickeln. Ich machte auch Stehbilder, von denen ich den Zwergen verschiedene zeigte. Sie nahmen die Abzüge in die Hand, hielten sie verkehrt herum, drehten sie hin und her, kurz, sie hatten nicht die leiseste Ahnung, was sie darstellten. Ich versuchte einer Gruppe klarzumachen, daß verschiedene von ihnen ganz scharf und deutlich zu sehen seien, aber nicht einer der Zwerge konnte einen Menschen auf dem Bild erkennen. Mit Gegenständen war es nicht anders. Ich konnte die Aufnahme einer Eingeborenenhütte vornehmen, einem Zwerg die wirkliche Hütte zeigen und das Bild daneben halten, er gewann keine Vorstellung davon, was eine Aufnahme darstellt, und konnte sie nicht in Beziehung zu dem Gegenstand bringen. Es war manchmal geradezu spaßig, die Zwerge mit einer Aufnahme spielen zu sehen. Sie begriffen, daß wir ihnen etwas zeigen wollten, aber es hätte ebensogut ein Stück weißes Papier sein können, was ihr Verständnis anbetraf.

Diese Unfähigkeit, Bilder zu erkennen, ist ein Wesensmerkmal aller Wilden, mit denen ich irgendwo in der Welt in Berührung gekommen bin. Ich habe Schwarzen, die ihr Leben unter Elefanten und Giraffen zugebracht hatten, Aufnahmen dieser Bewohner des Urwaldes gezeigt, aber sie vermochten den Sinn der Bilder nicht zu begreifen, ganz gleich, wieviel Erklärungen ich ihnen gab.

Einmal besprach ich diese Frage in der Südsee mit einem Missionar. Er erzählte mir ein Erlebnis mit einem seiner Schüler, obwohl es auf ihn kein gutes Licht warf. Nachdem er einer Klasse drei Monate lang Leseunterricht gegeben, hätte er verschiedene Schüler zum Vorlesen aufgerufen. Während die Schüler lasen, ging er in dem Schulraum auf und ab. Da bemerkte er, daß ein Junge zwar ganz richtig las, aber sein Buch verkehrt herum in der Hand hielt. Durch seine Fragen bekam er heraus, daß dieser Eingeborene von Anfang an das Buch genau so gehalten und so lesen gelernt hatte. Ich dachte bei mir, daß der Herr ein sehr wenig sorgfältiger Lehrer gewesen sein müßte; denn er behauptete, die Geschichte sei wahr.

Die Eingeborenen Afrikas sind imstande, Filmbilder zu begreifen, aber sie zeigen wenig Neigung dazu. Von unserer Safari aus sandten wir die belichteten Filme laufend nach Amerika, und ich gab der Eastman-Companie Auftrag, sechs Filme für uns vorzubereiten, darunter einige der am besten und der am schlechtesten gelungenen Aufnahmen. Die Ergebnisse waren überraschend gut, und ich war hocherfreut darüber. Da die Lichtspielhäuser in Nairobi Sonntags geschlossen sind, mietete ich eins für einen Sonntag und sagte sämtlichen Schwarzen, die uns begleitet hatten, sie sollten um 2 Uhr 30 nachmittags sich dort einfinden. Diese Leute waren während der ganzen Reise mit uns zusammen gewesen, und die meisten kamen im Film vor. Schweigend ließen sie die Bilder an sich vorüberziehen. Nach der Vorstellung schlenderte ich zwischen ihnen herum, in der stillen Hoffnung, etwas über den Film zu hören.

Die Schwarzen standen in einer Gruppe zusammen und unterhielten sich halblaut. Keiner machte Miene zum Fortgehen. Vielleicht hatte der Film sie so gefesselt, daß sie ihn gern noch einmal sehen wollten? Dieser Gedanke machte mich froh. Schließlich löste sich einer aus der Schar und schritt auf mich zu. „Bwana, wann bekommen wir unser Geld?“ fragte er sachlich. — „Geld!“ schrie ich auf, „was meinst du damit, Geld?“ — „Ja, Sie haben uns doch hierher bestellt.“ Diesen Gedanken also hatte meine gute Absicht, den Kindern der Wildnis ein Vergnügen zu bereiten, bei ihnen ausgelöst! Ich ging wütend auf sie los, so daß sie eilends davonstoben.

Dieser Mangel an Verständnis für die Filmkunst auf seiten der Eingeborenen war mir schon früher einmal deutlich vor Augen geführt worden, damals, als wir die Aufnahmen für den Simba-Film abgeschlossen hatten. Ich mietete ein Lichtspielhaus in Nairobi, wo wir den Film vier Tage lang laufen ließen und auch persönlich zugegen waren. Als wir uns für die Erstaufführung umgezogen hatten, fiel mir auf, daß Phisi, unser Koch, mit seiner Arbeit fertig war. Ich fragte ihn, ob er Lust hätte mitzukommen. Er erwiderte: „Gern“, und wir nahmen ihn in unserem Wagen mit. Nach der Vorstellung fragte ich ihn, wie es ihm gefallen hätte.

„Sehr gut“, war die Antwort, die keine Spur wirklicher Begeisterung verriet. Am nächsten Abend war er jedoch wieder ausgehfertig und bat uns, ihn mitzunehmen. Das wiederholte sich auch an den beiden letzten Abenden. Ich fühlte mich geschmeichelt: endlich einmal

4*

ein Eingeborener, der die Filmkunst zu schätzen wußte! Nun wollte ich auch herausbekommen, was ihn an dem Film so fesselte.

„Hör einmal, Phisi", begann ich, sag mir doch, warum du dir den Film vier Abende hintereinander angesehen hast." — „Ich wollte wissen, was ihr Weißen daran findet." Weiteres Fragen förderte die Tatsache zutage, daß Phisi sehr wenig von dem verstanden hatte, was er gesehen, obwohl er den Film vier Abende hintereinander angeschaut hatte. Am letzten Abend hatte er sich selbst auf der Leinwand erkannt, die Aufnahme war allerdings auch sehr klar. Das erste- und zweitemal wäre ihm dies Bild nicht aufgefallen, erzählte er, möglicherweise hätte er es am dritten Abend gesehen. Bei der vierten Vorführung hatte er nur auf dieses bestimmte Stück Film gewartet und schließlich die Ähnlichkeit mit sich selbst erkannt. Dann kam endlich auch der wahre Grund seines treuen Ausharrens ans Licht: „Aber wo", fragte er, „war der Film, den ich aufgenommen habe?"

Er dachte an einen kurzen Ausflug vom Lager, bei dem er meine Frau und mich begleitet hatte. Wir waren auf ein schlafendes Nashorn gestoßen. Der klare Tag eignete sich glänzend für Aufnahmen. Eingeborenen beizubringen, die Kamerakurbel gleichmäßig zu drehen, ist schwer. Wenn sie niedergeht, ziehen sie scharf, wenn sie hochkommt, drücken sie langsam. Zu Phisi hatte ich Vertrauen, er mochte mich wohl tausendmal an der Kamera stehen sehen haben. Ich machte alles aufnahmebereit und zeigte ihm genau, wie er zu drehen hatte. Dann ließ ich ihn übungshalber ein paar Meter kurbeln, was er recht nett machte. Während nun Phisi die Kurbel drehte, gingen wir bis auf 9 Meter an das schlafende Nashorn heran und machten dann absichtlich ein Geräusch, um es aufzuwecken. Das aufgeschreckte Tier sprang auf die Füße. Schnaubend und stampfend, in Angriffsstellung, kam es bis auf 5,50 Meter heran, um dann plötzlich abzuschwenken und den Rückzug anzutreten. Das hat ja glänzend geklappt für die Aufnahme, dachte ich bei mir. Nun befand sich an der linken Seite der Kamera eine Kurbel zum Entfernen der Linse für Panoramawirkungen, und als wir zurückkamen, sahen wir, wie Phisi fleißig beide Kurbeln drehte. Der entwickelte Film zeigte nichts als einen Ausschnitt aus dem klaren blauen Himmel. Da hatte der Gute vier Abende lang sich anstrengen können, um das Ergebnis seiner Bemühungen als Kameramann zu erspähen!

Eine der erstaunlichsten Entdeckungen unseres Unternehmens war,

daß die entferntesten Geräusche den Weg ins Mikrophon fanden. Hatten wir gedreht, ohne etwas von Vögeln in der Nähe zu merken, so war im Film ihr Pfeifen oft aus Entfernungen von 100 und 200 Meter zu hören. Es ist überhaupt bemerkenswert, wie stark Vogelstimmen bei Tonaufnahmen durchdringen. Da sie meist aus größerer Entfernung kamen, war die Zugabe in der Regel kein Schade, im Gegenteil, sie gab den Bildern einen angenehmen und natürlichen Beiklang. Dasselbe gilt für die Grillen; auch ihr schrilles Zirpen hatten wir häufig bei den Aufnahmen nicht vernommen, trotzdem fand es seinen Weg ins Aufnahmegerät und wurde getreulich aufgezeichnet.

Viel Kummer bereiteten uns die Kerbtiere. Flog eins unvermutet gegen das Mikrophon, so klang das wie ein Gongschlag. Gelegentlich tönte es mitten in unsere Aufnahmen hinein wie ein Glockenspiel: „Bim, bam, bim; bum; bim, bum, bam, bim." Da hatten Kerbtiere gegen die Membran geschlagen. Manchmal zwangen uns diese winzigen geflügelten Feinde tatsächlich, die Arbeit für den Tag einzustellen.

Teddy, der kleine Schimpanse, hatte kein Verständnis für unsere filmischen Bemühungen. Er kannte kein größeres Vergnügen, als mit Blechbüchsen zu klappern. Dazu war er ein gewohnheitsmäßiger Frühaufsteher. Es ist ja schlimm genug, durch das Rappeln von Löffeln auf Blechtellern aus dem Schlaf gerissen zu werden, aber Teddy begnügte sich keineswegs mit dieser Betätigung als Weckuhr. Den ganzen Tag war er auf dem Ausguck, wie er einer Benzinkanne oder einer Pfanne habhaft werden konnte, um darauf loszuhämmern. Mitten in einer Aufnahme war solches Getöse besonders ärgerlich, es blieb uns daher nichts übrig, als während der Arbeit den Schlingel an irgendeiner Stelle anzubinden, wo nichts in greifbarer Nähe war, auf das er einschlagen konnte.

Eine ständige große Sorge bedeutete das Wetter. Im Ituri-Gebiet waren von fünf Vormittagen vier zu neblig für Aufnahmen. Zog ein klarer Tag herauf, so geriet alles in helle Begeisterung. Lew war als erster draußen und brachte das Tongerät in Stellung. Dann horchte er ein paar Minuten lang ab. „Leider nichts für heute, Leute", lautete häufig die Auskunft — des Windes wegen. Starker Wind setzte uns matt. War er auch für unsere Ohren kaum wahrnehmbar, im Mikrophon kreischte und heulte es wie die Mißklänge, die der Lautsprecher zuweilen hervorbringt.

Auch Blätterrascheln hörte sich alles andere als natürlich an, wie

wir feststellen mußten; durch das Mikrophon aufgefangen, klang es unangenehm und mißtönend. Ebenso wollte das Geräusch des Wassers sich nicht richtig auffangen lassen, was glänzend dargetan wurde durch ein Stück Film von mir, wie ich mir das Gesicht wasche. Die in die Blechschüssel fallenden Tropfen dröhnten, wie wenn Quecksilber auf Metall schlägt.

Ein besonders erfreulicher Filmstreifen, vollendet in Ton und Bild, wurde bei der Wiedergabe durch den lauten Ruf: „Martin, das Essen ist fertig!" unterbrochen. Dieser Trompetenstoß stammte von Osa im mehr als 100 Meter entfernten Lager. Ihre Stimme, die an sich angenehm klingt und ohne Anstrengung einen großen Saal laut und vernehmlich durchdringt, machte wegen ihrer hohen Tonlage eingehende Proben nötig, ehe es uns gelang, sie auch nur einigermaßen natürlich einzufangen. Das Mikrophon wurde mit Krepp verhängt, Lew hörte ab und prüfte die verschiedenen Höhenlagen. Schließlich fanden wir eine, die gut herauskam; doch mir klingt es nicht wie Osas Stimme, wenn auch jedes Wort deutlich zu verstehen ist. Ich war besser daran, da meine Stimme von Natur tiefer ist. Die Worte klingen klar, obwohl mir Freunde gesagt haben, die Wiedergabe sei nicht ganz natürlich.

Die meisten Zwerge hatten, wie wir herausfanden, für den Tonfilm ausgezeichnet geeignete Stimmen.

Diese Tonfragen waren für mich sämtlich einigermaßen neu, und gelegentlich riß mir im Urwald über den vielen Verzögerungen die Geduld. Neben den wechselnden Störungen — Nebel, Kerbtiere, Wind, Vögel, Teddy und andere — gab es eine ständige erzwungene Unterbrechung der Arbeit, die Tagesmitte. Zwischen 10 Uhr 30 und 3 Uhr gaben Aufnahmen stets unbefriedigende Ergebnisse. Hier lagen die Schwierigkeiten allerdings nicht beim Ton, sondern bei der Beleuchtung. Senkrecht oder beinahe senkrecht niederstrahlendes Sonnenlicht erzeugt Schatten, die die Gesichtszüge der Menschen entstellen und den Zwergen ein unwirkliches Aussehen verliehen. Da nun der Güte des Bildes stets meine besondere Liebe gegolten hat, warteten wir, bis die Beleuchtung günstig war, ehe wir Aufnahmen versuchten.

Die ständigen Störungen im Ituri-Wald kosteten uns Tausende von Metern Film, doch wir arbeiteten standhaft weiter, Woche für Woche, bis wir die Gewißheit hatten, daß unser Ziel erreicht war. Aber um sicher zu gehen, daß wir Früchte unseres Aufenthalts bei den Zwergen mitbrachten, machte ich von sämtlichen Aufnahmen ein Doppel

mit meiner stummen Kamera, was — wie ich später zu meiner Freude feststellen konnte — unnötig gewesen war.

Bei den Aufnahmen in der trockenen Hitze der Ebenen sah sich Dick Verhältnissen gegenüber, die denen im Urwald genau entgegengesetzt waren. Hier ließen die Witterungseinflüsse den Film sich verziehen, was neuen Ärger hervorrief. Wir verbrachten viele Tage in Deckung an Wasserstellen und warteten, bis das Wild zur Tränke kam; in der Kaisut-Steppe erzielten wir schöne Aufnahmen von Warzenschweinen, Giraffen, gewöhnlichen Zebras, Grevy-Zebras, Impalas, Grants Gazellen, Oryx-Antilopen und einer großen Zahl verschiedener Vögel.

Wenige wilde Tiere geben am Tage einen Laut von sich, infolgedessen konnten wir nicht viele Tierstimmen aufnehmen. Wir hielten jedoch die Geräusche fest, wie die Füße über Kies knirschen, durch Morast matschen und im Wasser waten. Auch Zebras, die einander treten, und Oryx-Antilopen, die mit verschränktem Gehörn kämpfen, kamen deutlich aufs Bild.

Mir lag viel daran, das Trompeten der Elefanten festzuhalten, doch die großen Dickhäuter geruhten nicht, uns diese besondere Art Unterhaltung vorzuführen. Unser Mikrophon zeichnete von ihren Bewegungen nur auf, wie schwere Füße durch den Schlamm stampften und wie sie sich Wasser über den Rücken spritzten.

Als ein recht widerspenstiger Schauspieler für Tonaufnahmen erwies sich auch der Gorilla. Dieses lärmende Tier war nicht zum Kreischen zu bewegen, sobald wir mit dem Mikrophon in der Nähe waren; dennoch hielten wir seine Stimme fest, allerdings sind auf den Bildern nur wir zu sehen, wie wir aufs Dickicht zustürzen, der Gorilla selbst war in solchen Augenblicken weit hinten in der Dschungel.

Drei Monate brachten wir in der Steppe zu, auf der Jagd nach Tonaufnahmen von Nashörnern, aber noch nie habe ich diese Tiere als so eigensinnig und feige kennengelernt. Wir lagen auf dem Anstand, versuchten, sie vor das Mikrophon zu treiben, wandten alle erdenklichen Kniffe an — aber sie wollten nun einmal sich nicht natürlich benehmen. Da ersannen wir eine neue List. Wir fuhren im Wagen bis auf 200 Meter an die schlafenden Tiere heran, stiegen aus und schritten, Osa mit den Gewehren im Arm, bis auf 70 oder 80 Meter näher. Allen Regeln der Großwildjagd nach mußten die Nashörner jetzt angreifen. Ausgemacht war, daß ich etwa 10 Meter hinter das Mikro-

phon zurücklief und schoß, sobald das wütende Tier in Bild und Ton auf den Film gebannt war. Aber die Nashörner weigerten sich einfach mitzuspielen. „Sie sind eine gemeine Bande", meinte Osa in gerechter Empörung.

Einmal stießen wir auf eine Nashornmutter mit ihrem Kleinen, die vor einem steilen Hang schlummerten. Da wir vermuteten, sie würden das Hinaufklettern vermeiden und in der Richtung auf uns zu angreifen, beschlossen wir, sie mit dem Wagen aufzuscheuchen. Ich saß auf dem Kühler und hielt das Mikrophon, damit es nicht klapperte. Dick war oben auf dem Dach mit der eingestellten Kamera, die über meinen Kopf hinweg arbeitete. Osa stand mit dem Gewehr in der Hand auf dem Trittbrett, am Lenkrad saß ein schwarzer Fahrer. Wir waren bis auf 17 Meter herangekommen, als die Tiere erwachten. Die Mutter kam bis auf zehn Meter in Angriffsstellung an uns heran, dann machte sie kehrt, und alle beide rasten den Hang hinauf, daß die Steine hinter ihnen herabprasselten. Während der Wagen vorwärts holperte, verlor Osas Hand den Halt am Wagenrand und griff höher hinauf, um besser zufassen zu können. Dabei kam sie unversehens ein Bein des Stativs zu fassen. Die Kamera kam ins Rutschen und verschob sich; Dick mußte sie herumschwenken, um die Nashörner wieder in den Sucher zu bekommen, aber selbst so hatten wir eine ausgezeichnete Tonaufnahme erzielt.

An den Murchison-Fällen sammelten wir reiche Erfahrungen mit Wassergeräuschen. Zunächst hatten wir das Mikrophon am Bug unseres Bootes befestigt, merkten jedoch bald, daß beim Fahren das Plätschern des Wassers zu scharf herauskam. Dem halfen wir dadurch ab, daß wir das Mikrophon weiter oben festmachten. Die Flußpferde erwiesen sich als willige Aufnahmegegenstände, hier ebenso wie auf dem Rutschuru-Fluß. Die großen Kerle bellten, wie wir es nur wünschten, und bliesen mit lautem Getöse die Luft aus, wenn sie nach langem Aufenthalt unter Wasser emportauchten.

Die Krokodile machten uns etwas mehr Mühe, denn sie hielten sich näher an den Wasserfällen auf, wo ein ständiges Tosen die Luft erschütterte. Bei diesen Aufnahmen brachten wir das Boot in eine solche Stellung, daß wir auf die Krokodile zutreiben konnten. Beim Erwachen schlossen sich ihre schweren Kiefer mit einem Knall, den der Film festhielt. Dann und wann jedoch schlug eins der Tiere gegen das Boot, wenn es ins Wasser eilte, das tönte lauter als ein Donnerschlag.



Nashorn in Angriffsstellung.



Rasthaus für Kongo-Reisende.





Wildfalle.

Diese Fallen sind im ganzen Ituri=Wald zu finden. In einem Pfahl aus sehr schwerem Holz steckt eine lange, scharfe Eisenspitze. Wenn das Wild auf dem Pfad an eine dünne Leine stößt, löst sich der Speer und spießt das Tier in den Boden.





Zwergenfrau vor ihrer Hütte.

Sie war so alt, daß sie nicht weglaufen konnte, obwohl sie zu Tode erschrocken war, als wir ins Dorf kamen. Alle anderen Zwerge waren verschwunden. Gerade als ich die Aufnahme gemacht hatte, kroch sie schluchzend und vor Angst zitternd in ihre Hütte. Wir legten ihr für den ausgestandenen Schrecken ein Blatt voll Salz, ein Stück Seife und ein paar Glasperlen hin.



Edinnje und der Zauberdoktor ihres Stammes.





Flußpferde.

Sie fressen des Nachts und liegen den Tag über schlafend im Wasser; der Kopf ist kaum sichtbar. Während wir in der Nähe waren, kamen sie nie zu ihrer ungestörten Ruhe und gähnten daher dauernd. Ab und zu machte eins einen Scheinangriff nach dem Ufer zu, um uns wegzugraulen. S. 61 ff.



Zwischendurch sangen Hunderte von Vögeln, wodurch der Film noch abwechslungsreicher wurde.

Wir machten zahlreiche Versuche, um das Tosen des Wasserfalls im natürlichen Klang festzuhalten. Doch der Erfolg war gering. Überhaupt schienen alle anhaltenden Geräusche, wie das Fallen des Wassers, das Säuseln des Windes, das Rascheln der Blätter, im Mikrophon verlorenzugehen. Sie wurden einfach nicht so aufgefangen, wie sie in unsern Ohren klangen. Wir haben jedoch kein künstliches Mittel versucht, etwa die Nachahmung von Geräuschen, damit sie im Film natürlicher klingen.

Lew. der mit Kopfhörern den Tonumfang überprüfte, mußte ständig auf der Hut sein. Tierische Laute waren in der Regel so leise, daß ein großer Tonumfang nötig war. Gelegentlich mußte er plötzlich herabgesetzt werden, etwa wenn ein Büchsenschuß fiel, während das Aufnahmegerät auf großen Tonumfang eingestellt war, denn dies Geräusch hätte die ganze Wirkung verdorben.

Die besten Ergebnisse erzielten wir bei der Arbeit mit den Eingeborenen. Es war verhältnismäßig einfach, die Leute dazu zu bringen, uns etwas vorzuspielen, und wir machten wundervolle Aufnahmen von ihren einfachen Betätigungen. Natürlich konnten sie nicht englisch sprechen, doch ihre Stimmen klingen natürlich und geben zusammen mit den Bildern eine gute Vorstellung von dem, was sie reden.

Während der Arbeit in Afrika hegte ich manchen Zweifel über den Erfolg unserer Bemühungen. Aber als wir später die Tonfilme zuerst vorführten, war ich mehr als zufrieden. Allen Mühen und Schwierigkeiten zum Trotz waren sie ausgezeichnet gelungen. Tiere und Menschen und ihre wilde Umwelt wirken auf der Leinwand genau so natürlich wie im fernen Afrika.

Dick und Lew bewiesen auf dieser Reise ihre Meisterschaft, und ich kann meine Mitarbeiter nicht laut genug loben. Lew kannte jeden Zoll seiner verzwickten Geräte und verbrachte, wenn sie nicht gebraucht wurden, viele Stunden damit, sie in bester Ordnung zu halten.

Die Kraftmaschine war zwar schwierig zu befördern, erwies sich jedoch als ungewöhnliche Annehmlichkeit. Sie ermöglichte uns, unser Lager elektrisch zu beleuchten — die ersten elektrischen Lampen, die in der Finsternis Innerafrikas aufgeleuchtet sind. Doch, was mehr war, wir haben die ersten echten Tonfilmaufnahmen nach Haus gebracht, die dort gedreht worden sind.

Ich habe vor, die Zwerge vom Ituri-Wald später noch einmal zu besuchen. Ich werde ein tragbares Vorführungsgerät mitnehmen sowie einige der Filme, die wir dort gedreht haben. Zu der Zeit werden verschiedene unserer kleinen Schauspieler tot sein, andere sich weit weg im Urwald befinden. Ich bin gespannt darauf, das Benehmen der Zwerge zu sehen, wenn sie ehemalige Freunde erkennen und halbvergessene Stimmen hören. Ich bin überzeugt, daß sie den Sinn der bewegten und sprechenden Bilder in gewissem Umfang verstehen werden, trotz der Tatsache, daß Stehbilder ihren unentwickelten Hirnen gar nichts bedeuteten.

8. Unter Löwen und Flußpferden.

Wieder tauchte der Ituri-Wald auf! Durch seine düstere Feierlichkeit rollten wir auf wohlbekannter Straße Beni zu. Wir hatten zwei Ruhewochen bei den gastfreien Belgiern in Irumu genossen und Vorbereitungen getroffen. Nun waren wir ungeduldig, wollten auf unserer lang ersehnten Safari nach den Bergeshöhen, wo der Gorilla haust, recht schnell vorankommen.

30 Kilometer jenseits Beni hatten die Wasser eines hoch angeschwollenen Flusses die Brücke weggespült. Acht Tage würde es dauern, bis eine neue fertig sein könnte, sagte man uns. Acht Tage im Morast dieses feuchten, traurigen Waldes! Selbst wenn wir keine Eile gehabt hätten, wären acht Stunden Kasteiung genug gewesen. Aus reiner Verzweiflung schlugen wir eine Notbrücke über den reißenden Fluß und gewannen das andere Ufer, eine halbe Stunde, ehe das gebrechliche Machwerk weggespült wurde.

Als wir das öde, von Bergen umschlossene Dörfchen Butembo hinter uns hatten, ging es bergauf, der freundlichen Regierungsstation Lubero zu. Dann kam der herrlichste Teil unserer Safari. Eine wundervolle Straße führte uns bergauf, bergab, über flinke Flüßchen, durch Eingeborenendörfer, die hoch an den Berghängen klebten. Höher und höher empor klomm unser Wagen, bis wir einen Gipfel von fast 3000 Meter Höhe erreichten. Hier war die Kälte durchdringend, und ein nebliger Regen setzte ein. Jeden Augenblick konnten wir abrutschen und in die Täler tief unten stürzen. Zu unserem Glück blieben wir auf der Straße. Froh und dankbar erreichten wir Kabascha.

Kabascha werden Sie auf keiner Karte finden. Es wechselt von Monat zu Monat seine Lage, denn es ist das Ende jener herrlichen Straße, die sich durch starre Felswände hindurch stetig vorwärts schiebt und bald einen Teil der großen Autostraße vom Kap nach Kairo bilden

wird. Als wir dort waren, lag Kabascha am Rande eines Abhangs, 17 Kilometer oberhalb der Ruindi-Ebene.

17 Kilometer Abstieg zu Fuß! Da die Straße in Kabascha zu Ende war oder vielmehr Kabascha der Straße ein Ende setzte, blieb uns nichts übrig, als die Wagen dort zu lassen und unsere Ausrüstung hinunterzuschaffen, so gut es gehen wollte. Wie glücklich für uns, daß der nächste Tag Sonntag war, der eine Tag in der Woche, wo die Straßenarbeiter frei sind und als Träger zur Verfügung stehen!

Wir warben dreihundert Schwarze an, und von Tagesanbruch bis 2 Uhr nachmittags rutschten und strauchelten wir abwärts, nach dem Lagerplatz Chombe. Doch Chombe liegt im Albert-National-Park, dem von Carl Akeley gegründeten Wildschutzgebiet, und wir brauchten Fleisch! Daher schleppten wir uns noch eine Stunde weiter, bis wir aus dem Schutzgebiet heraus waren, und bezogen ein bequemes Lager auf der Ruindi-Ebene.

In den langen Jahren, die wir in Afrika verbracht haben, ist mir nie ein solches Konzert brüllender Löwen an die Ohren gedrungen, wie es in jener Nacht um uns herum erschallte. Die Raubtiere umschlichen uns und sangen uns Abendlieder — in aller Offenheit. Wir ließen ihnen unsere Lampen entgegenblitzen, sie antworteten mit dem furchtlosen Blitzen ihrer großen Augen. Verschiedene kamen bis auf 30 Meter an unsere Zelte heran. Alle waren stattliche Tiere, darunter manche mit außergewöhnlich schönen Mähnen.

Hier war die nie wiederkehrende Gelegenheit für Löwen-Blitzlichtaufnahmen! Am nächsten Tag bauten wir etwa 400 Meter vom Lager entfernt einen Unterschlupf, stellten das Blitzlichtgerät auf und schossen ein Stück Wild als Köder. Freilich hinkten wir alle noch von dem 17-Kilometer-Spaziergang den Abhang hinab, auch über Blasen an den Füßen und wunde Zehen wurde geklagt. Aber was waren solche kleinen Schmerzen im Vergleich mit der Spannung, die Nachtaufnahmen von Löwen uns verhieß! Nach dem Abendessen humpelten meine Frau und ich mit unserem Bettzeug nach dem Unterstand und warteten. Die Minuten verstrichen, nicht ein Löwe kam heran. Die Minuten dehnten sich zu Stunden, und noch immer kein Löwe; das heißt irgendwo in der Nähe des Unterschlupfs, hören konnten wir sie überall und in unserem Lager. Das Fleisch, das wir für uns selbst geschossen hatten und das neben unsern Zelten in den Bäumen hing, bewies eine stärkere Anziehungskraft auf sie als unser Köder.

Wenn wir nun wenigstens mit einem gesunden Schlaf für unsere vergebliche Nachtwache belohnt worden wären! Aber die Moskitos waren eine Plage und ein Fluch. Um das Maß vollzumachen, begann es gegen 1 Uhr morgens zu regnen. Ein geschlagenes, von Moskitos zerstochenes Paar hinkte in der Frühe durch die Nässe zum Lager zurück.

Wir hatten einen Boten nach der Regierungsstation Rutschuru geschickt mit der Bitte um einen Lastwagen und hundert Träger. Sobald diese eintrafen, verlegten wir das Lager nach dem Rutschuru, um Flußpferdaufnahmen zu machen.

Da das hohe Gras alle Hindernisse verdeckt, mußten wir auf der Ebene sehr langsam und vorsichtig fahren. Alle paar Schritt war ein Wildschweinloch zu umgehen oder einer der harten, 60 Zentimeter hohen Ameisenhaufen zu übersteigen. Später kamen wir plötzlich vor einer langen Reihe von Löchern zum Halten. Sie hatten einen Abstand von 90 Zentimeter, und es stellte sich heraus, daß jedes 3 Meter lang, 90 Zentimeter breit und 4,5 Meter tief war — eine keilförmige Wildfalle, am Grunde weniger als 30 Zentimeter im Durchmesser.

Mehr als zwei Stunden lang verfolgten wir diese Lochreihe und fanden, daß sie ein fünf Kilometer breites Hufeisen bildete — die vollendetste Einrichtung zum Wildfang, die mir bisher zu Gesicht gekommen ist. Kilometerweit wird das Wild von allen Seiten in das Hufeisen hineingetrieben und dann in die Gruben gehetzt, wo die Eingeborenen es mit Speeren niedermachen. Bei einer einzigen solchen Jagd werden bis zu hundert Tiere erlegt.

Auf einer kleinen Klippe über dem Rutschuru schlugen wir, etwa 50 Kilometer vom letzten entfernt, unser neues Lager auf. Ein dumpfes Dröhnen drang durch die Stille der Nacht an unser Ohr. Die Löwen sangen uns das übliche Schlummerlied. Doch jetzt mischten sich neuartige bellende Töne in die gewohnte Melodie — die Flußpferde unten im Strom wollten uns ihren Willkommensgruß darbringen.

Plötzlich wurde die Stille des Lagers zerrissen. Äste krachten, Buschwerk wurde niedergetrampelt. Wir hatten uns auf einem Flußpferdpfad niedergelassen, und eins der 2 Tonnen schweren Tiere pflügte sich schwerfällig seinen Weg zum Weideplatz. Diese Pflanzenfresser verlassen bei Sonnenuntergang das Wasser, um sich die Nacht über an Gras gütlich zu tun.

Der Rutschuru verdient seinen Ruhm als Flußpferdgebiet. Auch für den Bildjäger ist er ein Paradies. Flußpferde in Herden von zwanzig.

Flußpferde in Herden von zweihundert! Flußpferde, die in der schnellen Strömung schwimmen; Flußpferde, die am Ufer schlafen; Flußpferde, die ins Wasser stampfen; Flußpferde, die sich auf Sandbänken sonnen! Sogar ein Muttertier war da, das mit seinem Jungen auf dem Rücken würdevoll einherschwamm. Überall das Glänzen der feuchten Flußpferdhaut und die warzenförmigen Höhlen der Flußpferdaugen.

Feucht und glänzend, sagte ich? Nun, nicht immer. Eines Tages machte ich Nahaufnahmen der Flußpferdköpfe, die an einer bestimmten Biegung des Flusses auf und nieder tauchten. Als ich um eine Palmengruppe herumging, wollte ich gerade den Fuß auf einen trockenen Schmutzhaufen inmitten einer Schlammlache stellen, da erwies sich der Haufen als ein mit einer Schlammkruste bedeckter Flußpferdbulle, der den Schlaf des Gerechten schlief! Das Geräusch meiner Kamera weckte ihn auf. Mit einem Schnauben wie ein Nashorn schoß er auf mich zu, in Angriffsstellung. Ebenso plötzlich und unerklärlich machte er kehrt und trampelte dem Fluß zu, während das Buschwerk unter seinen schweren Tritten knackte.

Ein andermal pirschten Osa und ich uns bis auf 15 Meter an eine Gruppe von Flußpferden heran, die unter einem kleinen Baum schliefen. Die Dickhäuter rollten schwerfällig auf ihre Füße, hielten ihre wunderlichen Äuglein wohl zwei Minuten starr auf mich gerichtet und machten Miene zu kämpfen. Aber statt anzugreifen, wandten sich die Kolosse dem Fluß zu und platschten mit einem wenig heldenhaften Plumps ins Wasser.

Kaum war ich nach dieser aufregenden Aufnahme wieder bei Atem, als ich vor mir im Wasser ein Muttertier mit Jungem entdeckte. Ehe ich meine Linse auf das Paar einstellen konnte, machte die Alte einen Angriff nach mir zu aus dem Wasser. Aber in dem Augenblick, als sie das Ufer erreichte, siegten die Muttergefühle, und sie tauchte zurück zu ihrem Kleinen. Osa setzte das Gewehr ab, und ich drehte ein seltenes Stück Film von zwei Generationen Schwergewicht.

Indessen kam nicht eine Blitzlichtaufnahme von Flußpferden zustande. Ferner hegte ich Befürchtungen, daß ich nie lernen würde, ein gähnendes Flußpferd auf den Film zu bekommen. Das wäre sehr schade gewesen, denn der schläfrige Riese gähnt oft und gründlich; zwar nur eine Sekunde lang, aber in der kurzen Zeit scheint er sein Maul bis zum Magen hinunter aufzureißen. Für den Bildjäger heißt es nun aufpassen, welcher der großen Rachen sich als nächster öffnen

wird, und ihn aufnehmen, ehe es zu spät ist. Nachdem ich viele Male auf einen falschen Alarm hineingefallen war, lernte ich, die Kurbel im richtigen Augenblick zu drehen, sobald nämlich sich eine dicke Lippe zu kräuseln oder in einer vorbereitenden Fratze zu verziehen begann.

Dieser Kniff galt auch für Tonaufnahmen. Es kommt vor, daß von einer großen Flußpferdherde während einer ganzen Stunde nicht ein Tier bellt oder Wasser ausstößt oder gähnt. Dann, ehe man die Kamera einstellen kann, beginnt plötzlich ein Bulle zu bellen oder ein weibliches Tier Wasser auszublasen. Nach Tagen genauen Zusehens waren wir klug genug, auf jedes Zucken oder Zwinkern einzustellen, das als Vorbereitungszeichen gelten konnte. Aber neunzehnmal unter zwanzig kurbelten wir dann eine Wasserblase oder ein Gähnen, wo wir ein Bellen erwartet hatten.

Unsere Aufnahmen in diesem Lager wurden durch die schweren Regengüsse und den hohen Wasserstand des Flusses beträchtlich verzögert. Dadurch traten Schwierigkeiten in der Nahrungsbeschaffung für unsere Träger ein. Nicht etwa, daß die blutarm aussehenden Leute Feinschmecker gewesen wären! Halbverhungertsein war bei ihnen der Dauerzustand, daher waren sie froh und dankbar, daß sie bei uns täglich zwei kleine getrocknete Fische und ein halbes Dutzend süße Kartoffeln erhielten.

In dieser Gegend war einfach nichts aufzutreiben. Trotz aller Bemühungen gelang es uns nie, über den Tagesbedarf hinaus einen Vorrat anzulegen. Tag für Tag gingen 50 Träger nach dem Edward-See, um getrockneten Fisch zu holen, und kamen am nächsten Abend wieder. Andere besorgten aus einem einen Tagemarsch entfernten Dorf die süßen Kartoffeln. Ich stellte sogar die paar Eingeborenen der Umgegend, die ich bekommen konnte, an, um bei unserm Lager im Fluß zu fischen.

Trotz der Tatsache, daß diese Träger mit Leichtigkeit 60 Pfund schleppen konnten, erwiesen sie sich als so kränklich, wie sie aussahen. Sie waren anfällig für Fieber, und ich hatte ständig am Arzneikasten zu tun, um Chinin, Abführsalze und Unmengen Salbe, die sie auf ihre Wunden schmierten, auszugeben.

Nach einiger Zeit merkte ich, daß die schwarzen Knaben froh waren, wenn ihnen etwas fehlte; Kranksein war für sie ein solches Fest, daß manchen Morgen über die Hälfte der Schar sich krank meldete. Die Kur für solche Fälle hat man in älteren Kulturen als der ihrigen

schon seit langem ausgeprobt. Ich ließ den Scheinkranken durch einen meiner Leute aus Nairobi Brotteigpillen aushändigen, und es war erfreulich zu sehen, wie schnell sie sich erholten.

Der Schrecken dieser Trägerschar war Keniki, der ihnen von Rutschuru aus beigegebene schwarze Soldat. Wir erteilten Befehle nur über ihn, und er sorgte dafür, daß sie ordentlich und schnell ausgeführt wurden. Das Geheimnis seiner Macht waren ein Paar Handschellen. Wenn einer der Träger auch nur einen Augenblick zögerte, einen Befehl auszuführen, schon hatte er zur Strafe die Schellen eine Stunde lang an den Handgelenken.

Mißlich war es natürlich, wenn ein neuer Widerspenstiger auftrat, solange ein früherer die Eisen noch anhatte. Aber dann wußte sich Keniki auf einfache Weise zu helfen: er nahm Peter die Handschellen ab und legte sie Paul um. In Wirklichkeit war Keniki ständig auf der Suche nach einem Vorwand, um die Zeichen seiner Würde anzuwenden.

Während Dick und Lew zurückblieben, um weitere Flußpferdaufnahmen zu machen, setzten Osa, De Witt und ich im Regen die Safari nach dem Kiwu-See fort. Ständig blieb das Auto im Schlamm stecken, einmal einen ganzen Tag lang. Die einzige angenehme Unterbrechung dieser jämmerlichen Fahrt waren die heißen Quellen, auf die wir längs des Weges stießen. Einige sprudelten als Geysir 2 Meter in die Luft empor; andere waren kleine brodelnde Teiche. Wir machten uns das heiße Wasser für allerhand häusliche Zwecke zunutze, wie zum Eierkochen und Wäschewaschen. Endlich erreichten wir das im Bau befindliche Straßenstück, das die Verbindung zwischen „Kabascha“ und Rutschuru herstellen soll.

Rutschuru ist der schönste Regierungssitz, den ich im Kongo gesehen habe. Hier erhandelten wir mit Unterstützung der weißen Beamten und des schwarzen Häuptlings unsere Nahrungsvorräte für die Gorilla-Safari. Aus der Regierungsmolkerei erhielten wir Butter und von den Eingeborenen der Nachbarschaft frisches Gemüse, Bananen, Hühner und Eier. Auch einen Trupp Träger warben wir an.

Gegen Mittag rollte ein stattlicher neuer Kraftwagen einer bekannten amerikanischen Marke in der Stadt ein. Ihm entstiegen drei würdevolle Eingeborene, ein schwarzer Soldat in Uniform mit Gewehr und Ndesi, der Ortshäuptling. Er war bestimmt der bestangezogene Herr in Rutschuru an jenem Morgen. Sein vornehmer Anzug konnte nur Maßarbeit sein, er saß wie angegossen. Vom Hut bis zu den spie-



Zwergenfrau vom Ituri-Wald.



Unser Lager auf der Rutschuru-Ebene.



Osa füttert Elenor und Tumbu.



gelnden braunen Schuhen war Ndesi das Muster geschmackvoller Kleidung. Die würdevollen Herren waren seine Sekretäre, der Soldat seine Leibwache. Ndesi war etwa 30 Jahre alt, höflich in Rede und Benehmen und jeder Zoll ein Häuptling.

Am Nachmittag wurden wir in unserem Lager durch Trommelmusik aufgeschreckt, die immer stärker anschwoll. Wir schauten den Hügel hinab und sahen Ndesi zurückkommen. Diesmal war er kein moderner Beamter, sondern ein afrikanischer Herrscher, barbarisch in seiner Prunkliebe. Gut gekleidet, doch anders als am Vormittag, schritt er dem prächtigen Zug seines Gefolges voraus. Hinter ihm marschierten neun Spielleute mit faßähnlichen Trommeln. Was sie zu Gehör brachten, war nicht das eintönige Tam-tam der Wilden, sondern eine Anzahl verschiedenartiger schwieriger Weisen. Dann kamen sechzig riesige Speerträger mit ehernen Gesichtern, gut gedrillte Leute, die singend vorüberschritten. Ihnen folgten zwei Gruppen Tänzer, hundert in Felle gekleidete und an Gesicht und Körper mit weißer Bemalung geschmückte geschmeidige Schwarze sowie fünfzig mit Fellen bekleidete Frauen. Ein Trupp von fünfzig Batwa-Zwergen bildete die Nachhut.

Der Aufzug machte vor unsern Zelten halt. Feierlich begannen die Trommler eine Anzahl Nummern aus ihrer Kongo-Spielfolge vorzutragen. Danach exerzierten und sangen die Speerträger. Dann führten die Tänzer die verzwickten Bewegungen ihrer sonderbaren, Jahrhunderte alten Stammestänze vor. Die Vortänzerin mit einem Medusenhaupt schien der an der Hüfte festgebundene Säugling nicht zu stören. Auch dem Kleinen schien es nichts auszumachen, denn es schlief bei all den Körperverdrehungen friedlich weiter.

Dann endlich trat Ndesi auf. Gemessenen Schrittes kam er auf mich zu und hielt eine kleine Rede. Würde ich so gut sein, einmal nachzusehen, was mit seinem Photoapparat los sei? Das also war der Zweck dieses feierlichen Besuchs! Zwei seiner Leute traten mit einem Kasten hervor, packten den Apparat aus und reichten ihn mir herüber. Es war weiter nichts daran, als daß sich der Verschluß festgeklemmt hatte. So konnte ich den Schaden bald in Ordnung bringen und gab den Apparat zurück. Ndesi dankte mir aufs herzlichste, zeigte mir einige sehr gute Aufnahmen, die er gemacht hatte, gab seinem Hofstaat ein kurzes scharfes Kommando und führte die Schar den Hügel hinab.

Später sahen wir das Fünfzimmer-Backsteinhaus, in dem Ndesi wohnt. Es ist ebenso eingerichtet und wird genau so geführt wie

irgendein wohbestallter weißer Haushalt, der sich eines Kraftwagenführers, eines Kochs und eines Stabes von Hausbediensteten rühmen kann. Ndesi hat ein jährliches Einkommen von etwa 35000 Mark; das ist mehr, als irgendein weißer Beamter im Lande verdient. Er besitzt große Rindviehherden, und der Elfenbeinhandel wirft einen guten Reingewinn für ihn ab. Von jedem Paar Zähne, das ihm sein Heer von Elefantenjägern abliefert, behält er einen und gibt den andern an die Regierung ab — gegen eine gute Entschädigung natürlich.

Sobald unsere sechs Gorilla-Fährtensucher zu uns stießen, verließen wir das liebliche kleine Rutschuru und begannen den ersten Abschnitt des Aufstiegs ins Gebiet der Vulkane, zu denen wir seit vielen Wochen mit ungeduldiger Erwartung emporgesehen hatten.

34 Kilometer Marsch bei ständiger Steigung! Unser Ziel war die Missionsstation in Lulenga, ein Vorposten des Christentums, wo glaubenstreue Priester und Schwestern hingebungsvolle Arbeit unter den Eingeborenen leisten.

Während des Aufstiegs hatten wir einen wundervollen Blick auf die uralte Bergwelt. Im dichten Gestrüpp dieses Gebirgszugs wohnt der riesenhafte Einsiedler, in dessen Abgeschiedenheit einzubrechen wir wagen wollten. Der Gorilla, sagt man, sei das Gegenteil eines wohlerzogenen Kindes: man höre ihn, aber man sehe ihn nicht. Würde uns das Glück hold sein für die Aufnahmen von der Lebensweise des Riesen, der dicht am Boden durch das Dämmerlicht des Urwaldes schreitet? Würden wir imstande sein, das gewaltige Tier in seinen wohlgehüteten Schlupfwinkeln zu filmen? In freudiger Erwartung sahen wir den Abenteuern entgegen, die unser auf der Fährte des größten und wenigst bekannten Menschenaffen harrten.

9. Unsere Pläne ändern sich.

Jetzt, wo das Land der Gorillas in greifbare Nähe rückte, rief ich mir all das ins Gedächtnis zurück, was mir Eingeborene und Führer, bei denen ich Auskunft suchte, über dies Tier als Tatsachen berichtet hatten. Das meiste war Jägerlatein, blutrünstige Geschichten von der Wildheit, übermenschlichen Stärke und rücksichtslosen Grausamkeit des Affen. Ich habe nicht umsonst 25 Jahre unter zivilisierten, halbwilden und ganz unberührten Eingeborenen zugebracht, ich kenne diese Menschen gut. Auf die Wahrheit ihrer Berichte darf man sich nicht verlassen. Ein Farbiger wird sich stets bemühen, einem Weißen das zu erzählen, was er denkt, daß dieser hören will.

Ein Beispiel: Im Meru-Wald hörte ich einmal ein Gespräch zwischen einem weißen Reisenden und einem Eingeborenen mit an, das etwa so verlief. Der Weiße: „Natürlich hast du mehr als eine Frau, nicht?" — Der Eingeborene: „Ja." — Der Weiße: „Wie viele hast du, drei oder vier?" — Der Eingeborene: „Ja." Nun wußte ich zufällig, daß der Mann nur eine Frau hatte — die zu ernähren ihm schon schwer genug fiel — und sich durchaus nicht mit der Absicht trug, eine weitere zu ehelichen. Der weiße Wahrheitssucher jedoch setzte seine Reise fort, fest überzeugt, mit dem Besitzer eines schwarzen Harems gesprochen zu haben.

Dies ist nur ein Fall von vielen, wo ich merkte, daß Schwarze ohne böse Absicht ganz falsche Auskünfte geben. In dem Bestreben, die ihr Heimatland besuchenden Weißen zufriedenzustellen, geht ihnen der gute Eindruck auf den Fremden über die Wahrhaftigkeit. Darum sollte das sprichwörtliche Körnchen Salz nicht zu winzig ausfallen, wenn man solche Geschichten anhört.

Selbst Schwarze, die als Führer für Gorillajäger tätig sind, haben mir erzählt, daß der Riesenaffe, wenn er einen Menschen angreift, ihm

5*

Arme und Beine ausreißt und sie wegschleudert. Ein Alter schilderte mir mit lebhaften Farben, wie ein Gorilla einen Neger mit einer großen Keule angegriffen und zu Tode geprügelt hätte. Eine andere in Eingeborenenkreisen geläufige Geschichte will beweisen, daß der zu alt gewordene Führer einer Gorillahorde von seiner Gefolgschaft erschlagen wird. Ich hörte aber auch die andere Lesart, daß der Führer, der sich zu alt fühlt, um die Herrschaft weiter auszuüben, sich von seiner Horde entfernt und Selbstmord begeht. Ein Schwarzer belehrte mich, daß ein von seiner Horde vertriebener alter Gorilla nachts zurückkehre, einen seiner Gefährten nach dem andern töte und schließlich sich selbst umbringe. Wie es zugeht, daß dann noch so viele Gorillas am Leben sind, vermochte er mir allerdings nicht zu erklären.

Aus der Fülle der wild ausgeschmückten Geschichten ist wohl die verwegenste, daß der Gorilla Frauen wegschleppe und vergewaltige. Ich schreibe das nur nieder, weil ich glaube, daß die meisten meiner Leser schon einmal etwas davon gehört haben, und weil ich erneut darauf hinweisen möchte, wie nötig es ist, alle solche Gerüchte mit größter Vorsicht aufzunehmen.

Ich habe mit Absicht Gorillamärchen von überallher zusammengesucht, um mir durch den Vergleich mit meinen eigenen Beobachtungen ein richtiges Bild von ihrer Wahrheit machen zu können. Eine ganz tolle Geschichte bekam ich noch zu hören, kurz ehe wir das Reich der Gorillas betraten. Ein seit vielen Jahren dort lebender Weißer erzählte, daß eine Gorillahorde zwei Negerfrauen in den Bergen erschlagen hätte und daß nun die Männer des Stammes mit den Affen im Krieg lebten. Kurz darauf besuchte ich dieses Dorf und konnte feststellen, daß nicht der leiseste Anhalt für diese Fabel vorhanden war. So war ich denn auf so gut wie alles gefaßt, als wir am Mittag des 10. Oktober 1930 in der Missionsstation Lulenga eintrafen.

Lulenga besteht aus einer Anzahl langer einstöckiger Gebäude mit weißgekalkten Wänden und mit Gras- oder Wellblechdächern. Es liegt in eindrucksvoller Umgebung am Abhang des Mikeno. Wellige Gebirgsketten, von Nebelschwaden gekrönt, über die hinaus Vulkane Rauch- und Flammenwolken speien, bieten sich dem Auge wie ein lebendiger Hintergrund, vor dem, zu wechselvollen, stets neuen Bildern gefügt, die Dunstschleier in drolligen Mustern steigen und fallen, wirbeln und rollen. Um die Gebäude herum leuchten im Sonnenschein Beete mit Blumen in allen Regenbogenfarben; dahinter dehnen sich

wohlgepflegte Gemüsegärten aus, die der Ansiedlung einen friedlich-ländlichen Anstrich geben. Zur Niederlassung gehören noch die Werkstätten, eine kleine Sägemühle, ein Zimmerplatz und mehrere Schulgebäude für Eingeborene; alles wird überragt von der katholischen Kirche.

Lulenga liegt zwar innerhalb des Albert-National-Parks, des riesigen Wildschutzgebiets, das die Belgier auf Anregung des Amerikaners Carl Akeley geschaffen haben, um den Gorillas eine Zufluchtsstätte zu schaffen, aber es gehört nicht dazu. Bei der Gründung wurde verordnet, daß niemand dort Land besitzen dürfe. Das Kircheneigentum in Lulenga war jedoch bereits Privatbesitz; so wurde dies hübsche Fleckchen Erde eine Art Oase am Rande des Parks.

Die Mission wurde von fünf fröhlichen Weißen Vätern und vier freundlichen Nonnen geführt; einige der Missionare lebten bereits seit 15 Jahren dort. Diese ehrlichen Streiter für den Glauben rangen nicht nur um die Rettung der Seelen ihrer heidnischen Nachbarn, sondern umfaßten sie mit einer Art elterlicher Liebe, brachten ihnen die Schätze der Bildung und allerlei Annehmlichkeiten des irdischen Lebens. Bei unserer Ankunft stellten uns die Väter ein behagliches dreizimmriges Gästehaus zur Verfügung, versorgten uns mit Obst und Gemüse und bemühten sich in jeder Weise, unserem Unternehmen zum Erfolg zu verhelfen.

Am Nachmittag machte uns Ambrosia, der schwarze Ortshäuptling, einen Besuch. Er berichtete, er hätte Befehl vom Häuptling Ndesi, uns nach besten Kräften zu unterstützen. Daraufhin trug ich ihm auf, am nächsten Morgen hundertfünfundsechzig Träger zur Stelle zu schaffen, ferner Nahrungsmittel für diese Leute, dazu Kartoffeln für meine Träger aus Nairobi, Bohnen und Erbsen für unsere schwarzen Führer und schließlich Milch und Eier für uns selbst. Da Lew und Dick samt ihrer Ausrüstung im Flußpferdlager am Rutschuru zurückgeblieben waren, bestand die sich in Lulenga sammelnde Expedition aus Osa, De Witt, mir selbst und hundertfünfundachtzig Eingeborenen. Ambrosia erwies sich als williger Helfer; schon zwei Stunden nach seinem Besuch trafen die ersten Lebensmittel bei uns ein.

Abends waren die fünf Weißen Väter zum Essen bei uns, und ich erklärte ihnen unsern Plan. Wir wollten dem von Carl Akeley durch Anreißen der Baumrinde bezeichneten Weg folgen: um den Mikeno herum und auf der rechten Seite aufwärts, um in dreitägiger

Safari den Ort, wo Akeley starb und begraben wurde, zu erreichen. Einer der Väter wendete ein, er glaube ein für unsere Zwecke besser geeignetes Gorillagebiet zu kennen; er habe nach einigen Eingeborenen geschickt, mit denen wir diesen Vorschlag durchsprechen könnten.

Nach dem Essen erschienen die Schwarzen, und wir hörten uns an, was sie zu sagen hatten. Sie rieten uns, der linken Seite des Mikeno folgend aufzusteigen — also entgegengesetzt wie Akeley. So könnten wir das Gorillagebiet an einem Tag erreichen, das Lager tiefer unten am Berge aufschlagen und würden mehr Gorillas finden. Außerdem würde es in der vorgeschlagenen Gegend nicht so kalt sein wie drüben und um diese Jahreszeit nicht so viel regnen. Die Männer schienen zuverlässig in dem, was sie vortrugen, und die Väter hielten anscheinend große Stücke auf sie. Freundlich gaben sie uns zu erwägen, daß wir ja zunächst einmal die neuen Jagdgründe versuchen könnten; falls die Ergebnisse unbefriedigend wären, könnten wir auf den Akeleyweg zurückgreifen.

Da hatte ich mich nun monatelang um die gründliche Vorbereitung einer Reise längs der rechten Bergseite gemüht und alle Pläne daraufhin ausgearbeitet. Kein Wunder, daß ich stark zögerte, die festgesetzte Marschlinie im letzten Augenblick zu ändern. Indessen klangen diese neuen Auskünfte so verheißungsvoll, daß ich die Bedenken überwand. In jener Nacht habe ich lange wach gelegen und überlegt, ob die Entscheidung richtig war. Die späteren Ereignisse bewiesen es.

Wir waren vor Tagesanbruch auf, und gerade als die Morgendämmerung die Berghänge hinabzukriechen begann, erschienen unsere Träger. Um 8 Uhr 30 waren wir unterwegs. Die beiden Schwarzen, die uns zur Änderung unserer Pläne veranlaßt hatten, kamen mit, sie hatten zwei Batwa-Zwerge als Begleiter, die zwar größer und kräftiger gebaut waren als ihre Vettern vom Ituri, aber sonst alle Rassenmerkmale der Zwerge zeigten. Zusammen mit den sechs Gorilla-Fährtensuchern verfügten wir also über zehn Führer; alle kannten die Berge gut und hatten bereits an Forschungsreisen teilgenommen. So hatten wir gute Zuversicht, die Schlupfwinkel der Gorillas zu erreichen.

Da ich seit mehreren Wochen an Magenschmerzen litt und ein Arzt mir gesagt hatte, es handelte sich um eine Magensenkung und ich sollte nicht mehr marschieren, als unbedingt nötig wäre, borgte ich eine Tepoy, einen an zwei auf den Schultern von Trägern ruhenden Stangen hängenden Stuhl. Beim Aufbruch von der Mission fühlte

ich mich indessen so wohl, daß ich den Stuhl nicht brauchte. Nach zwei Stunden kamen wir ins Unterholz, und da wäre es sowieso unmöglich gewesen, das Ding zu benutzen. Dieser Tragstuhl erwies sich als höchst unangenehme Belastung; wir vergaßen, ihn von unserem ersten Lager aus zurückzuschicken, und so folgte er uns unbenutzt auf unserer ganzen Reise durch die Berge.

Zugleich mit dem Unterholz erreichten wir den Anfang eines nassen, schmutzigen Pfades, der sich steil am Hang hinaufzog. Oft ging es durch Wasser, über grundlosen Morast und schlüpfrige Felsen. Alle paar hundert Meter mußten wir rasten, und je höher wir hinaufkamen, um so schwerer fiel das Atmen. Die Lunge arbeitete heftig, und das Herz schlug wie wild, wir sahen durch das Hemd hindurch, wie die Brust erzitterte. Immer häufiger mußten wir Ruhepausen einlegen. Unsere Träger überholten uns. Sie behielten den Schritt bei, ohne einen Augenblick zu stocken, schienen weder Wirkungen der Höhe noch der Ermüdung zu spüren, trotz der 60 Pfund schweren Lasten, die sie trugen. Als ich sie vorüberziehen sah, schämte ich mich fast, daß ich stehenbleiben mußte, um auszuruhen, wo doch meine Füße nichts zu tragen hatten als das Gewicht meines eigenen Körpers. Dieser Trägertrupp aus dem Bergland erwies sich als der beste, den wir gehabt haben; unermüdlich und froher Laune, stets bereit weiterzumarschieren, ganz gleich, wie schwer die Last oder wie hart der Pfad war. Jeder meiner Befehle wurde willig ausgeführt, kein Zeichen der Unzufriedenheit war ihnen anzumerken.

Fünf Stunden hielten Osa und ich den Aufstieg durch, als wir dann aber eine lichte Stelle im Busch erreichten, breiteten wir Zeltplanen am Boden aus und — sanken buchstäblich nieder. Wir waren ausgepumpt und nicht willens, auch nur einen Schritt weiter zu tun. Nach Verlauf einer Stunde vermochten wir uns aufzurichten und etwas Nahrung zu uns zu nehmen.

De Witt war mit den Trägern weitergezogen, so daß wir nur unsere eigenen Schwarzen bei uns hatten. Hierbleiben hatte keinen Zweck, daher riefen wir unsere Leute zusammen, packten ein und nahmen schweren Herzens den ermüdenden Marsch wieder auf. Aber schon nach wenigen Minuten, kaum 200 Meter von unserem Rastplatz, stießen wir auf unser Lager. Die Zelte waren schon fast aufgerichtet, und ein Feuer brannte, denn es begann kühl zu werden. De Witt saß gemütlich am Tisch, ein warmes Mittagessen vor sich. Osa und ich

sahen uns traurig an, bei uns hatte es nur Käse, harten Zwieback und eine Flasche Bier gegeben.

Dies Lager war eins der schönsten, das uns beiden in unserem zweiundzwanzigjährigen Wandereheleben vor die Augen gekommen ist. Rundum Gebirgsketten: Mikeno, Karissimbi, Wisoke und Sabinjo. Die drei ersten schienen an der Stelle, wo unser Lager stand, zu verschmelzen. Der Karissimbi zeigte eine graue Schneekappe, auf dem Mikeno leuchteten weiße Flecke. Unserer Schätzung nach befanden wir uns in 3000 Meter Meereshöhe.

Vor unserem Zelt blitzte das Wasser eines kleinen Sees in der Sonne, wie ein Edelstein in einer aus Felsen gemeißelten Fassung. Das klare, kalte Wasser war mit Seerosen bedeckt und von dunkelgrünem Sumpfgras umsäumt. Bäume, von denen herab Spanisches Moos in Strähnen im Winde flatterte, umrahmten das Lager. Unter den Bäumen wuchs der Buschbambus, die Hauptnahrung der Gorillas. Auch wilder Sellerie fand sich hier und da, ein weiterer wichtiger Bestandteil des Speisezettels dieser Affen. Im Aussehen glich diese Pflanze unserer Zuchtform, doch wurden die riesigen Stauden bis fast ein Meter hoch. Geruch und Geschmack ähnelten unserem, indessen war er so bitter wie Chinin und als menschliche Nahrung ungeeignet. Die Gorillas dagegen schätzen ihn so, wie er ist. Wie ich feststellte, leben die Mikeno-Gorillas ausschließlich von diesem Sellerie, von Bambusschößlingen und den zarten Knospen der Bäume und Sträucher; die jungen Bambusschößlinge machen jedoch meines Erachtens zwei Drittel der Nahrungsmenge aus.

Unsern einundzwanzig ostafrikanischen Schwarzen wurde sichtlich leichter zu Mute, als wir uns in diesem märchenhaften Lager einrichteten, waren sie doch mit einigen Zweifeln im Herzen in dies Abenteuer gegangen. Zu schwarz waren ihnen Anstrengungen, Kälte und Gefahren ausgemalt worden, die sie bei uns würden auszustehen haben. Nun sangen, lachten und scherzten sie miteinander; die Freude, am Ziel zu sein, gab ihnen neue Lebenslust. Ich freute mich herzlich über ihre gute Laune am Vorabend unseres großen Abenteuers.

Auch unsere hundertfünfundsechzig Träger aus der Nachbarschaft machten sich mit Feuereifer an die Arbeit, sie schichteten Brennholz zu hohen Haufen, holten Wasser, bauten Hütten für die von ihnen, die bei uns bleiben sollten, und errichteten Nebengelasse. Auch bei ihnen gab es viel Geschwätz, Gelächter und Gesang.



Der Mikeno vom Wald aus.

Am Ituri.

Um 4 Uhr nachmittags war alles fertig und jeder im Lager gut untergebracht. Die ansässigen Schwarzen errichteten ihre Hütten auf eine sehr einfache Weise. Sie schnitten in das dichtere Bambusgestrüpp Löcher und bogen vom Rande aus die stärkeren Stangen nach der Mitte zu zusammen, wo sie sie festbanden. Die fertige Hütte glich einem Wigwam der amerikanischen Indianer. Wände aus vielen Schichten Bambus und Blättern machten diese Unterschlupfe regendicht. Ich besah mir einen von innen und fand, daß es warm und geräumig darin war. Eine solche Hütte herzustellen dauert nicht mehr als dreißig Minuten — ein glänzendes Beispiel für die Erfindungsgabe dieser Eingeborenen. Unsere Leute aus Nairobi zogen indes ihre gewohnten Zelte vor, die sie inmitten einer großen Lichtung kreisförmig um ein Lagerfeuer aufschlugen.

Als alles fertig war, traten die Träger aus Lulenga an. Ich suchte die 20 kräftigsten aus, die bei uns bleiben sollten, die andern schickte ich wieder den Berg hinunter mit dem Auftrag, sich bereitzuhalten, wenn wir sie brauchten. Diese Verteilung war nötig, da wir nur für weitere zwanzig Esser Nahrungsmittel bei uns hatten und auch unser Bestand an Schlafdecken begrenzt war. Die Schwarzen gingen fast nackt, ein Stück Kuh- oder Ziegenfell stellte ihre ganze Kleidung dar. In den Bergen aber war es kalt. Jeder der Träger erhielt zwei Decken. Unsere Ostafrikaner hatten jeder schon mehrere, sie brauchten allerdings auch mehr Wärmeschutz, weil sie an die kalten Nächte nicht gewöhnt waren. Ich gab daher jedem noch eine dicke Strickjacke.

Dem Kalender nach hatten wir Regenzeit, doch das klare Wetter, dessen wir uns erfreuten, hielt an. Beim Abschied von der Missionsstation hatten die Schwestern uns versprochen, um gutes Wetter und den Erfolg unserer Safari zu beten. Ihre Fürbitte schien erhört worden zu sein. Selbst die Führer konnten sich nicht entsinnen, jemals um diese Jahreszeit eine so lange Folge trockenen Wetters erlebt zu haben.

Als an diesem ersten Abend in diesem wundervollen Lager die Sonne sich anschickte, hinter dem Mikeno zur Rüste zu gehen, saßen Osa, De Witt und ich vor unserem Eßzelt, ganz versunken in die Betrachtung des wechselnden Spiels verblassender Farben, mit dem der sterbende Tag begraben wurde. Sobald die Sonne verschwunden war, wurde es am Berghang merklich kühler, und wir zogen dicke Kleider und Wollsachen an. An diesen Abenden habe ich die Coleman-Benzinöfen schätzen gelernt, die wir mithatten. Eigentlich sind sie für den

amerikanischen Winter bestimmt; sie sind vorn offen und ähneln Gas-Zimmeröfen. Sie haben uns unschätzbare Dienste geleistet, sie machten unsere Eß- und Schlafzelte wohnlich und behaglich. Unmittelbar vor dem Abendessen sah ich nach dem Thermometer, das fünf Grad Celsius zeigte. Nachts habe ich nie Wärmegrade abgelesen, aber ich bin sicher, daß sie sich dem Gefrierpunkt näherten.

Nach dem Essen trugen wir unsere Stühle ins Freie und saßen mit unsern Schwarzen um ihr riesiges Lagerfeuer. Körperlich waren wir müde, aber innerlich waren wir stolz und glücklich. Gesprochen wurde wenig; jeder war in seine eigenen Träume versunken, die um den nächsten Morgen kreisten. Endlich hatten wir die Schwelle des Gorillalandes überschritten, endlich lag das Ziel, dem wir über ein Jahr lang nachstrebten, greifbar vor uns. Wir zogen uns früh ins Zelt zurück und richteten uns zu geruhsamem Schlafe ein. Aber mitten in der Nacht schreckte uns das Geheul unserer Schwarzen auf. Irgendwie hatten die Bambushütten Feuer gefangen, und innerhalb einer halben Stunde war nichts davon übrig als Asche. Die Leute krochen in den Zelten der Ostafrikaner mit unter oder legten sich in Decken gehüllt dicht beim Feuer nieder. Am nächsten Tag bauten sie neue Hütten.

10. Wir finden Gorillas.

Daß der nächste Tag Sonntag war, hinderte uns nicht, schon um 5 Uhr aufzustehen, so schwer auch der innere Kampf fiel, die warmen Decken im Stich zu lassen, in den kalten Morgen hinauszukriechen und sich anzuziehen. Aber nach kurzem Gähnen und Strecken in der reinen, stärkenden Luft fühlten wir uns frisch und munter. Die Führer wollten den Tag für sich haben, um sich in der Gegend umzusehen und nach Gorilla-Äsungsplätzen zu fahnden. De Witt schlug vor, mitzugehen, was die Führer mit der Begründung ablehnten, sie hätten einen sehr weiten Weg vor, und er würde ermüden. De Witt bestand jedoch auf seinem Willen, versprach, allein zurückzukehren, falls er müde würde, und schloß sich ihnen an.

Ich hatte vor, im Lager zu bleiben, um Platten und Filme einzulegen, Kameras und Linsen zu säubern. Dann wollte ich gern vom Lager und der Bergwelt um uns Aufnahmen machen. Natürlich fieberten auch Osa und ich danach, Gorillas zu sehen, aber die Photoausrüstung mußte völlig in Ordnung sein, ehe wir aufbrachen. Wir machten nur einen kurzen Ausflug in das Unterholz und stellten dabei fest, daß während der Nacht ein Büffel, ein Leopard und verschiedene Antilopen den See besucht hatten, das einzige Wasser auf Meilen in der Runde. Gorillaspuren entdeckten wir nicht, was mich damals überraschte; später habe ich allerdings die Überzeugung gewonnen, daß diese Affen selten — wenn überhaupt — an Flüsse oder Wasserlöcher zur Tränke kommen. Sie haben es nicht nötig. Jeden Morgen sind die Dschungelpflanzen naß, sei es vom Regen, sei es vom Tau. Dies Wasser sammelt sich in den Stielen und Blättern des Bambus und des wilden Selleries. Zudem sind die jungen Triebe dieser Pflanzen saftig, so daß die Tiere reichlich mit Flüssigkeit versorgt sind.

Auf unserem kurzen Ausflug bemerkten wir auch viel alte Elefantenlosung, ein Zeichen, daß die Dickhäuter zu gewissen Zeiten des Jahres sich hier in großer Zahl versammeln. Wir selbst haben während unseres Aufenthalts nicht einen Elefanten zu Gesicht bekommen, doch die Führer meldeten sie bei verschiedenen Gelegenheiten.

Abends kehrte De Witt zurück, müde, aber begeistert und mit glühenden Versprechungen für die Zukunft unserer Expedition. Gorillas gesehen hatte er nicht, doch er war nahe genug heran gewesen, um zu hören, wie sie Bambus brachen. Er versagte es sich, näher heranzukriechen, da er die Tiere nicht stören wollte, ehe wir mit Kameras unterwegs waren.

Hier möchte ich abschweifen und ein paar Worte über De Witt niederschreiben. Er hat an allen unsern Gorilla-Abenteuern teilgenommen und ist ein wichtiger Teil dieser Geschichte. Er war damals etwa 26 Jahre alt, stark, gesund, mutig und unternehmungslustig. Er besitzt einen klaren Verstand und ein scharfes Auge, dem nichts, auch nicht die kleinste Einzelheit entgeht. In Ermangelung eines Besseren nannten wir ihn „unsere Leute", weil er stets und zu jeder Art Arbeit seine Hilfe anbot. Er verstand etwas von Kraftwagen, sprach ausgezeichnet Kingwana, konnte schwarze Träger ebensogut anwerben, hinaussetzen und ausbezahlen wie Streitigkeiten unter ihnen schlichten. Außerdem sprach er gut französisch, was von unschätzbarem Wert war, sobald wir mit Belgiern zu tun hatten. Sein Tatendrang war unersättlich und seine Begeisterung für Abenteuer ebenso groß wie die meiner Frau und meine eigene. Er war ein Wunder an Gelassenheit, immer höflich und, wenn Not am Mann war, nie aufgeregt. Ich wünschte, er könnte uns auch auf unsern zukünftigen Reisen begleiten.

Unser erster Vorstoß nach den Schlupfwinkeln der Gorillas am Montagmorgen erlitt einen Aufenthalt. Beim Laden unserer Filmkameras waren nämlich besondere Vorsichtsmaßregeln nötig, um Reibungselektrizität auszuschließen. Diese unangenehme Erscheinung entsteht beim schnellen Durchlaufen des Films durch die Kamera, falls Film, Kamera und Transportvorrichtung verschiedene Temperaturen haben, z. B. wenn Film und Kamera über Nacht kalt geworden sind und dann plötzlich im warmen Sonnenschein gebraucht werden sollen. Darum öffnete ich vor dem Aufbruch sämtliche Kameras und wärmte sie vor dem Benzinofen an, dasselbe tat ich mit Filmtrommeln und setzte die Filme vor dem Feuer ein. So hielt ich es auch in Zukunft jeden Tag

während unserer dortigen Aufnahmen, mit Ausnahme von einem, und dies war der einzige, an dem wir uns mit Reibungselektrizität abzuquälen hatten. Die Berechtigung meiner Vorsicht war also glänzend bewiesen.

Nun konnten wir aufbrechen. Mühsam arbeiteten wir uns einen steilen, von nassem Schmutz schlüpfrigen Pfad empor. Von den Ästen und Grashalmen, die uns streiften, tropfte der Tau herab, so daß unsere Kleider bald durch und durch naß waren, als wären wir durch Sturm und Regen marschiert. Die Nässe, die sich als eins der größten Übel auf unserer Gorillajagd erwies, wurde immer schlimmer, so daß ich ins Lager zurückschickte, um große Stücke gummiertes Tuch zu holen zum Einschlagen der Kameras. Naß und kalt klatschten uns die Kleider gegen die Haut, daß uns ein Frösteln den Rücken hinunterlief. Beim Weitersteigen begannen wir zu schwitzen, aber sobald wir einen Augenblick lang ausruhten, wurden wir wieder kalt. Jeder von uns glaubte, sich eine Erkältung zu holen, doch nichts geschah, obwohl die Verhältnisse, unter denen wir arbeiteten, jeden Tag dieselben blieben.

Wir zogen quer über eine Donga und folgten dann einem Pfad durch dichte Bambusdschungel, Gestrüpp und hohes Gras, alles durch Dutzende verschiedener Arten von Lianen und Kriechpflanzen wie Tuch zusammengewoben. Die Bäume waren niedrig, doch das konnte uns für unsern Marsch durch das darunterliegende Pflanzengewirr nichts nützen.

Die dünne Luft machte häufige Ruhepausen nötig. Bei mir selbst schien das Herz in den Kopf gewandert zu sein. Als ich einen Steilhang von zwölf Metern emporgeklettert war, begann es in meinem Kopf zu sausen, als wäre mir schwindlig. Wir brauchten fast eine Stunde, um eine Hochfläche zu erreichen, die zwar eben, aber vollständig mit Unterholzgewirr bedeckt war. Hier zweigten unsere Führer von dem Pfad ab, dem wir bisher gefolgt waren, und nahmen die Fährten einiger Gorillas auf, die sie am Vortag gehört hatten. Nun war der Augenblick gekommen! Mit eigenen Augen sahen wir Spuren vom Leben des wilden Gorillas: die Stelle in der Dschungel, wo eine Gorillahorde die vergangene Nacht verbracht hatte. Aller Pflanzenwuchs war niedergetrampelt, als wäre eine Herde Elefanten darüber hinweggezogen.

Wir konnten dreißig verschiedene Nester ausmachen, das erlaubte einen Rückschluß auf die Größe der Horde; die Nester befanden sich am Boden im Grase, und zwar auf einer durch einige Bäume geschützten

kleinen Lichtung. Das Gras muß an die 1,20 Meter hoch gestanden haben, ehe die Gorillas es niederwälzten, um ihre Lagerstätten zu bereiten, von denen einige eng aneinandergerückt, andere deutlich voneinander geschieden waren. Nähere Prüfung erschloß den „Bauplan" der Gorillas: sie hocken an der gewählten Stelle nieder und ziehen von rundum das Gras zu sich heran, brechen dann Zweige in kleine Stückchen und sammeln Gras. Damit wird das Bett ausgepolstert. Einige Nester enthielten Spanisches Moos und Haufen von Bambusblättern.

Später habe ich Gorillas beim Beginn des Nestbaus beobachtet, aber es ist mir nie gelungen, der Tätigkeit bis zur Vollendung zuzuschauen. Von Führern und aus eigener Beobachtung habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Affen etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang mit der Arbeit an ihrem Nachtlager beginnen, die Augen schließen, sobald die Sonne gesunken ist, und bis eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang schlafen.

Sehr enttäuscht war ich bei der Entdeckung, daß der Gorilla, vor dem ich als dem König der Affen so hohe Achtung hatte, seinen Tageslauf in einer sehr schmutzigen und übelriechenden Umgebung beginnt. Sämtliche Nester waren mit Dung bedeckt, den die Tiere während des Schlafs im Gras zerdrückt hatten. Die Gorillalosung gleicht der des Elefanten, die der älteren Tiere ist auch von ähnlicher Größe. Die Gorillas bauen jede Nacht neue Nester. Beim Erwachen beginnen sie zu fressen und wandern dann geruhsam in der Richtung weiter, die die reichsten Nahrungsvorräte bietet. Sie legen zwar täglich nicht mehr als fünf bis sechs Kilometer zurück, befinden sich jedoch ständig auf der Wanderschaft, so daß sie jede Nacht einen andern Lagerplatz haben.

Ich habe nunmehr leere Nester aller vier Menschenaffen gesehen, des Orang-Utans und Gibbons auf Borneo, des Schimpansen und Gorillas in Afrika; sie ähneln einander im Aussehen. Wohl habe ich gehört und gelesen, daß Affen richtige Häuser bauten, mit Dächern, Wänden, ja sogar mit Türen, mir persönlich zu Gesicht gekommen ist indes kein einziges Nest, das aus viel mehr bestanden hätte als dem eben beschriebenen einfachen Lager. Einige Schlafstellen, die ich betrachtet habe, lagen zwar auf Bäumen, andere oben auf dem Bambusgestrüpp, aber in der Bauweise stimmten sie alle fast völlig überein.

Als mir beim Anblick der ersten Nester auffiel, daß die Gorillas sich ohne jede Deckung zum Schlafen niederlegen, fühlte ich mich be-

wogen, unsere Führer zu fragen, welche Feinde diese Affen hätten; sie versicherten mit Nachdruck, daß außer dem Menschen nichts dem Gorilla etwas anhaben könnte. Ich habe jedoch die Überzeugung, daß die Leoparden Gorillas angreifen können und sie auch töten.

Wir verbrachten 30 Minuten mit dem Prüfen der Nester und folgten dann der Fährte, auf der man so bequem wie auf einer gepflasterten Straße einhergehen konnte. Das Gras war niedergetrampelt, Bambusstücke lagen verstreut umher; überall am Wege war Losung zu sehen, die einen starken, stechenden Geruch verbreitete. Alle paar hundert Meter sahen wir, wo die Affen zum Fressen haltgemacht hatten. Sie brechen junge Bambusschößlinge ab, schälen die äußere Rinde ab und fressen das saftige Mark. Die vielen Haufen Rinde an jedem der Rastplätze bezeugten erneut die Größe der Horde.

Der Pfad führte nun in dichte Dschungel. Hier hatten die Affen, statt das Gras niederzutreten, ihre Wanderung durch selbstverfertigte Tunnel fortgesetzt. Wir folgten auf Händen und Knien bis zu einer Strecke, wo die Gorillas über 90 Zentimeter hohes Unterholz hinweggegangen waren. Für sie mit ihren vier Händen und ihrem gleichmäßig verteilten Gewicht war das einfach, für uns aber war es eine Falle, und das Vorwärtskommen wurde sehr schwierig. Ständig brachen unsere Füße durch, wir kämpften uns vor wie durch meterhohen Schnee. Das war anstrengend und ermüdend.

Endlich kamen wir auf einer Lichtung heraus, auf der in Abständen von etwa vier Meter kleine Bambusgruppen wuchsen. Dort hörten wir die Gorillas Zweige abbrechen. Es klang, als wäre in jeder Bambusgruppe ein Affe. Die Führer blieben stehen, um uns zu zeigen, wo die Tiere wären, doch wir brauchten keine Hilfe, wir konnten sie deutlich genug hören.

Jetzt schien also die Sache loszugehen. Rasch machte ich eine Filmkamera fertig und stellte auf ein Gebüsch ein, in der Hoffnung, daß ein Gorilla herauskommen würde. Dann drang von einem der andern Gebüsche ein Laut herüber, als trete dort ein Tier heraus. Sofort schwenkte ich die Kamera herum, doch nichts rührte sich. Die Geräusche dauerten fort, von überallher. Ich raste von einer Bambusgruppe zur andern, alle Nerven gespannt vor Erwartung. Wie ein Stehaufmännchen tobte ich umher, jeder, der das Schauspiel mit ansah, wird an meiner Verstandeskraft gezweifelt haben. Ich war so gespannt darauf, Gorillas zu erspähen, daß mir eine Gänsehaut den Rücken hin-

unterlief. Der Sieg schien nahe; war ich doch mitten in einer großen Horde Affen und fühlte, daß jeden Augenblick einer von ihnen in mein Blickfeld treten mußte. Ganze zehn Minuten lang drehte ich meine Linse von einer Baumgruppe zur andern. Aber nichts geschah, kein Gorilla ließ sich sehen, nur das Brechen der Bambuszweige dauerte an.

Schließlich stellte ich auf die Baumgruppe ein, von der das lauteste Geräusch kam und die die beste Beleuchtung bot. Plötzlich hörten die Gorillalaute auf, ich konnte das Tappen von Füßen hören, die Äste der Bambusgruppe schwankten leicht — da begann ich die Kurbel zu drehen.

Plötzlich lugte ein riesiges schwarzes Gesicht durch das Gezweig. In diesem Augenblick wurde mir blitzartig klar, aus welcher Quelle die Fabelgeschichten über das furchterregende Aussehen dieser Tiere stammen. Das Gesicht war schwarz wie geöltes, blankgewichstes Leder, so kohlschwarz, wie man es sich nur denken kann. Umrahmt war es von kurzem schwarzem Haar, aus dem runde, kleine Ohren hervorsahen. Zwei ernste Augen starrten mich unentwegt an. In ihrem Blick war etwas, das einen an böse Geister denken ließ. Sie schienen mitten durch mich durchzustarren, als wenn ein Teufel der Hölle sich die Strafe überlegt für einen Missetäter, der gewagt hat, sein verbotenes Bereich zu betreten. Kein Wunder, daß die Leute dieses haarige Wesen mit dem kalt, grausam, mörderisch wirkenden Gesicht und den zu einem höhnischen Grinsen verzogenen Lippen für eine Mischung von Mensch und Dämon halten.

Nur ein paar Sekunden lang blickte ich in diese harten, prüfenden Augen, dann war der Kopf verschwunden. Dafür wurde plötzlich die Bergesstille durch ein ohrenbetäubendes Kreischen zerrissen, das durch das Dickicht schallte. Ihm folgte ein zweites, ein drittes — ein nervenzermartender, das Blut erstarren machender Chor. Durch uns hindurch, an uns, über uns vorbei gellte das Quietschen, blieb am Berg hängen und brandete in schmerzhaftem Widerhall zurück an unser Ohr — als hätten die Höllenteufel die Erdrinde durchbrochen und machten sich nun daran, sie in Stücke zu reißen und die Trümmer ins Weltall zu schleudern.

Der plötzliche Schreck über dies furchtbare Getöse fuhr mir in die Glieder, ich brauchte einige Minuten, bis ich mein Gleichgewicht wiedergefunden hatte. Damit war auch mein Drang, diese Affen aufs Bild zu bannen, wieder erwacht. Ich rannte auf einen der schreienden



Auf der Fährte der Gorillas.

An dieser Stelle hatten sie geäst in dem Augenblick, als unser Kommen sie verscheuchte. Meist fressen sie die zarten Bambusschößlinge, zuweilen brechen sie auch die jungen grünen Stengel auf und fressen das Mark. S. 79.

Der Herr des Bergwaldes.

Büsche zu. Zwar war ich nicht schnell genug, um die Kamera aufstellen zu können, aber ich sah einen zweiten schwarzen Schatten im dichten Buschgestrüpp verschwinden. In dem Glauben, daß sich keine Aussicht für eine Aufnahme böte, setzte ich die Kamera nieder und schritt wieder auf die Baumgruppe zu. Da erhob sich, nicht mehr als 5 Meter entfernt, ein riesiger Gorilla langsam auf seinen Beinen und hielt sich mit beiden schwarzen Händen an Schlingpflanzen fest. Er öffnete das riesige Maul und schleuderte mir sein wildes, schauerliches Geheul entgegen. Deutlich konnte ich die rote Zunge und den blutroten Gaumen erkennen. Die verzerrten Lippen gaben schwertähnliche Fang- und scharfe, gewaltige Backenzähne frei. Wüßte ich es nicht besser, ich hätte geschworen, dieser Affe wäre 3 Meter hoch gewesen und hätte 10 Zentner gewogen — so überwältigend war der Eindruck. Und heute noch, wo ich seitdem viele Gorillas gesehen habe, möchte ich beschwören, daß dieser heulende Affe im Bambusdickicht der größte von allen war.

Als ich in das wütende Gesicht starrte, waren meine Füße vor Schreck gelähmt. Ich hatte weder Gewehr noch andere Schußwaffen bei mir. Blitzartig kamen mir all die furchtbaren Gorillageschichten, die ich früher gehört hatte, ins Gedächtnis. So war ich darauf gefaßt, im nächsten Augenblick in Stücke zerrissen zu werden, als der Affe kehrtmachte, sich auf alle viere niederfallen ließ und in entgegengesetzter Richtung davonlief. Der Bann war gebrochen, das Blut rann wieder warm durch meine Adern. Es waren aufregende Augenblicke, und das Bild dieses Affen hat sich meinem Gedächtnis für immer eingeprägt.

Das Kreischen ringsum dauerte an. Osa und De Witt riefen nach mir, weil sie die Kamera suchten; noch ganz im Bann des Erlebten, rannte ich auf sie zu und kam gerade noch zurecht zu sehen, wie 15 Meter entfernt ein großer Silberrücken-Gorilla mehrere kleinere über einen umgefallenen Baum führte und mit ihnen im Busch verschwand. Dann war alles still.

Erschöpft ließ ich mich zu Boden fallen. Das Abenteuer zehrte an meiner Kraft. Es war der aufregendste Augenblick meines Lebens. Ich hatte früher einmal 3 Meter von den Zähnen eines rasenden Elefanten entfernt gestanden, den Angriffen brüllender Flußpferde ins Gesicht gesehen, auf dem Pfad wütender Löwen ausgehalten, aber nichts davon hat in meiner Erinnerung ein so scharf umrissenes Bild hinterlassen wie jener wilde Bergaffe.

Als die Nervenspannung nachließ, versuchte ich, mir weitere Einzelheiten des Bildes ins Gedächtnis zu rufen. Zunächst entsann ich mich, daß der schwarze Kopf einen Anstrich von Grau gehabt hatte; dann an die Fang- und Backenzähne. Sie waren verfärbt und im Aussehen denen eines Löwen ähnlich. Die Finger der Hände waren im Vergleich zu dem sonstigen Körperbau des Tieres kurz und dick, die Arme von riesiger Länge und Kraft, der Unterleib groß und vorgewölbt. Darauf schien unvermittelt der Kopf zu sitzen — bei dem flüchtigen Anblick, den ich genoß, wirkte das Tier, als ob es keinen Hals hätte. Das Haar war wollig wie bei einem Teddybär; der hervorstechendste Zug waren jedoch die großen Brauen über den tief in das blankgewichste Ledergesicht eingesunkenen strengen Augen. Sonderbar, wie klar all diese Einzelheiten mir heute noch gegenwärtig sind; ich werde wohl nie eine Photoaufnahme mit so scharfen Umrissen machen, wie mein inneres Bild dieses Gorillas sie zeigte.

Auch Osa und De Witt hatten aufregende Erlebnisse hinter sich. Als wir zuerst auf die Tiere stießen, waren beide neben mir, doch ihre Aufmerksamkeit war abgelenkt gewesen. Mehrere der aufgeschreckten Gorillas waren aus einer Buschwerkgruppe gerade auf sie zugelaufen, um dann kehrtzumachen und Deckung zu suchen. Als wir drei aus niedersetzten, um unsere Beobachtungen auszutauschen und einen Imbiß zu nehmen, wollte jeder zuerst reden. Darin waren wir alle einig: Kamerajagd nach Gorillas ist der aufregendste aller Sports. „Diesen Tag würde ich nicht für sehr viel Geld hingeben“, faßte De Witt sein Urteil zusammen, und Osa meinte: „Unsere sämtlichen Großwild-Abenteuer sind nichts gegen das, was wir heute erlebt haben.“

11. Wir jagen sie mit der Kamera.

Vor Tagesanbruch, am Dienstag, meldeten die Batwa-Zwerge Gorillas in der Nähe unseres Lagers. Wir waren schnell aus den Betten und zogen in aller Frühe hinaus. Nach fünfundzwanzig Minuten stießen wir auf das vor kurzem verlassene Lager, und fünf Minuten später hatten wir sie gefunden. Einer unserer Batwas blieb stehen und deutete nach den Zweigen eines 15 Meter entfernten Baumes. Dort erblickten wir zwei halbwüchsige Gorillas, die Zweige abbrachen, um an den Knospen zu knabbern. Ich drehte ein paar Meter Film, doch die Affen waren hinter Blättern verborgen, und ich bekam nichts Rechtes aufs Bild. Durch ein Geräusch am Fuße des Baumes angezogen, entdeckte ich einen alten Silberrücken. Er fraß die Blätter, die die beiden jüngeren fallen ließen, er selbst war wohl zu groß und schwer, um auf den Baum zu klettern.

Unglücklicherweise bemerkte mich der Alte, als ich um den Baum herumkam. Sofort begann das niederträchtige Gekreisch. In ihrer Hast, sich in Sicherheit zu bringen, fielen die beiden Jungen beinahe vom Baum herunter. Der Alte machte einen Vorstoß gegen uns. Osa und De Witt standen mit den Gewehren im Anschlag. Wir wußten, daß schnelles Handeln nötig sein würde, falls der Affe herankam; das Unterholz war so dicht, daß er hätte in Sprungnähe von uns sein können, ehe einer zum Schuß kam. In Wirklichkeit stand dem alten Herrn, glaube ich, der Sinn nicht nach Heldentaten. Er machte verschiedene Vorstöße in unserer Richtung, unter ständigem wildem Gekreisch, aber schließlich zog er sich, immer noch gellend schreiend, zurück.

Sobald wieder Stille herrschte, folgten wir der Fährte. Ohne an Gefahr zu denken, schritten wir aus, als plötzlich vier ausgewachsene Gorillas auftauchten, die auf uns zukamen. Kein Geräusch hatte ihre Anwesenheit verraten. Aufnahmen zu machen war unmöglich, des dichten Pflanzenwuchses wegen. Deutlich sahen wir sie sich durch das

6*

Bambusgestrüpp vorarbeiten. Als wir näher kamen, begannen sie ihr wütendes höhnisches Kreischen. Sie bildeten die Nachhut der Horde.

Mehr als eine Stunde lang hielt uns diese niederträchtige Gesellschaft mit ihren Drohungen zum Narren. Jedesmal, wenn ich mich auf Hände und Füße niedergelassen hatte, um mit der Handkamera vorzukriechen, kamen mir die Affen zuvor und stürzten sich mir entgegen, gerade weit genug, daß ich sie gut erkennen konnte, aber nicht nahe genug für eine Aufnahme. Dann zogen sie sich in ein Versteck zurück und blieben dort, ohne sich zu rühren, bis ich einen neuen Versuch machte, an sie heranzukommen. Wieder der kurze schnelle Vorstoß in meiner Richtung, die rasche Kehrtwendung und der Rückzug. Es war geradezu ein Versteckspiel.

Ich nannte diese vier vollerwachsen; das stimmte auch, soweit die Größe in Betracht kommt. Richtige alte Herren waren sie indessen nicht, denn sie hatten kein Silber auf dem Rücken. Im Laufe unseres Aufenthaltes lernten wir das Alter der Affen recht genau schätzen. Die jungen, bis zu etwa drei Jahren, sind mit dichter Wolle bedeckt, was ihre Körperform in dem trüben Dschungellicht verschwimmen läßt. Sie wirkten wie schwarze Pelzbündel mit einem runden Ränzchen. Wenn sie älter werden, prägen sich die Formen immer mehr aus, die Körperteile entwickeln sich zum Gleichmaß. Das Haar legt sich immer dichter an, und wenn sie zu vollentwickelten Vertretern ihrer Gattung herangewachsen sind, sehen die gewaltigen Tiere ganz glatt aus. Die nächste Lebensstufe ist der alte „Silberrücken", ein mürrischer, rauher Geselle, mit dem schwer auszukommen ist und dessen Pelz auf Rücken und Kopf oft wie Silber glänzt. Manche Gorillas waren größer als 1,80 Meter und mochten an die 500 Pfund wiegen, darunter die, die uns in Schach hielten, um den Rückzug der Horde zu decken.

Als die vier sich endgültig zurückzogen, versuchten wir, ihnen zu folgen. Das Gestrüpp wurde fast undurchdringlich. Wir mußten die meiste Zeit kriechen, und zwar ganz langsam, weil wir einen Hinterhalt fürchteten. Sehen konnten wir in diesem Zwielicht nicht weit. Leider war das hier das übliche — unser schlimmster Feind bei den Aufnahmen.

Ein drolliger Zug, der da entlang kroch! Voran De Witt mit zwei Revolvern, weshalb er sich auf den Ellenbogen vorwärts schieben mußte. Dann folgte ich mit der um das rechte Handgelenk geschnallten kleinen Kamera, ebenfalls meist auf den Ellenbogen. Anschließend Osa

mit ihrem Gewehr, dahinter unser Gewehrträger Bukari, der eine Elefantenbüchse schleppte. Beim geringsten Geräusch hielt alles an, einige mit erhobenem Fuß oder Arm — wie eine Meute Hunde.

Nachdem wir eine halbe Stunde in dieser Weise weitergekrochen, kamen wir zu dem Schluß, daß die Gorillas verschwunden waren. Wir riefen also unsere Führer nach vorn. Sie waren nämlich gewöhnlich hinten zu finden, in der Meinung, ihre Pflicht sei erfüllt, sobald sie uns gezeigt hätten, wo Gorillas zu finden waren. Sie hegten eine gesunde Furcht vor dem großen Affen und machten sich nichts daraus, wenn alle Welt das wußte. Während unserer ganzen Gorilla-Abenteuer verschwanden die Führer stets beim ersten Kreischen und blieben in Deckung, bis die Affen weg und wir bereit waren weiterzugehen.

Die Führer nahmen die Spur wieder auf, und nach ungefähr 20 Minuten erreichten wir eine steil abfallende, etwa 18 Meter tiefe, oben 20 Meter breite Schlucht. Am gegenüberliegenden Rand stand ein alter Silberrücken, der uns mit ernsten Augen eingehend musterte. Er kreischte nicht, er stand einfach da, aufrecht, mit den Händen oben am Buschwerk sich festhaltend. Er war nicht einmal böse, nur neugierig. Ich ging an De Witt vorüber und begann zu filmen. Der Himmel war bedeckt, und der Gorilla stand in dichtem grünem Gestrüpp. Auch mir war klar, wie gering die Aussichten für ein gut belichtetes Bild standen, aber es war bis jetzt die beste Gelegenheit für eine Aufnahme in voller Größe. Der alte Herr hatte sich wie ein erfahrenes Modell für mich aufgebaut. Wie sehnte ich mich nach einem bißchen Licht!

Volle drei Minuten blieb der Affe an derselben Stelle, ließ sich gelegentlich auf alle viere nieder und richtete sich dann wieder auf. Er wußte, daß die Schlucht uns trennte, und fühlte sich vollkommen sicher. Für den Jäger hätte das Tier ein leichtes Ziel geboten, aber es wußte ja nichts von Gewehren und fühlte, daß wir ihm nur durch Berührung würden Schaden zufügen können. Als es uns lange genug betrachtet hatte, entfernte es sich seelenruhig durchs Dickicht.

Nun durchquerten wir alle die Schlucht, langsam und vorsichtig. Ein leises Geräusch am Fuße des knorrigen Baumes ließ uns aufhorchen; sofort standen wir totenstill. Dieser einem Apfelbaum gleichende Stamm streckte in einer Höhe von mehr als eineinhalb Meter über dem Boden in waagerechter Richtung Zweige aus, von denen Schlingpflanzen herabhingen, die mit dem von unten emporwachsenden Buschwerk eine Art Schleier vor dem Stamm bildeten.

Wieder ein Geräusch. Nun bemerkten wir einen langen, haarigen schwarzen Arm, der behutsam aus dem Unterholz emporlangte und einen Ast des Baumes ergriff. Nur der Arm war sichtbar. Wir sahen die Muskeln sich straffen, wie bei einem Turnkünstler, der sich auf Reck oder Trapez emporziehen will. Ich begann die Kurbel der kleinen Kamera zu drehen, aber das Surren machte den Gorilla stutzig; er blieb in gebückter Haltung, den Ast immer noch umklammert. Nach einer Minute strafften sich die Armmuskeln wieder. Diesmal wartete ich. Sehr langsam erschien der Kopf, dann der Brustkasten; der Zweig begann sich zu senken, als das Tier mit seinem ganzen Gewicht daran hing. Eine halbe Minute lang ruhte sein Blick unverwandt auf uns, dann ließ er sich langsam ins Gestrüpp niederfallen, doch die eine Hand hielt den Ast weiter fest. Das wiederholte sich im Verlauf von zwanzig Minuten noch ein dutzendmal. Jedesmal, wenn der Gorilla aufgetaucht war und ich zu drehen anfing, ging er sofort wieder in Deckung und blieb außer Sicht. Das war ärgerlich, um kein härteres Wort zu gebrauchen.

Inzwischen hatte sich ein weiterer schwarzer Arm durch das Blattwerk des Baumes geschoben. Dieser gehörte zu einem Gorilla, der sich etwa 1,50 Meter über dem Boden befand. Er hob den Kopf, bis wir ihm in die Augen sehen konnten, starrte uns an und zog sich mit Pausen allmählich hinter den Lianenvorhang zurück. Vom Erdboden aus griff noch ein dritter Arm nach einem Zweig, und ein weiteres Augenpaar blickte uns an. Da standen wir also und spielten Verstecken mit drei ausgewachsenen Gorillas, die mindestens so neugierig waren wie die neugierigsten Schwarzen, die uns vorgekommen sind. Die Affen gaben keinen Laut von sich, sie sahen uns so friedlich und neugierig an wie Schoßhündchen. Das Licht war natürlich ganz ungeeignet, aber ich konnte doch ein paar hundert Meter Film drehen, die meist Arme und Köpfe zeigen. Als ich einen Versuch machte, dichter an den Baum heranzukommen, waren die Arme blitzschnell verschwunden. Ich konnte hören, wie ihre Besitzer durch den Busch davonliefen. Während des ganzen Schwanks saßen Osa und De Witt still und den Blicken der Affen entzogen hinter mir. Wie er nun vorüber war und ich mich umdrehte, sah ich in zwei niederträchtig grinsende Gesichter.

Wir folgten der Gorillafährte weiter und erreichten ebenes Gelände mit dichtverschlungenem Pflanzenwuchs. Durch das Gestrüpp

verlief eine Reihe von Tunneln. In einem davon waren die Gorillas verschwunden. Wir begannen die Verfolgung, De Witt wie gewöhnlich voran mit seinen schußbereiten Revolvern, ich als nächster mit der Kamera. Es war so dunkel, daß wir kaum etwas sahen, bis unsere Augen sich an die Finsternis gewöhnten. Als wir etwa 4 Meter in den Tunnel vorgedrungen waren, hörten wir ein Kreischen und sahen einen alten Gorilla auf uns zustürzen, erst zweieinhalb Meter vor uns machte er halt. Vor Überraschung fiel De Witt hintenüber, auf mich, ich stieß gegen Osa, die ihrerseits Bukari umwarf. Es war alles in allem ein umwälzendes Ereignis, etwa als hätten wir Tauziehen gespielt, und die Gegner hätten das Tau losgelassen.

De Witt blieb nur eine Sekunde am Boden, dann war er, flink wie ein Affe, wieder auf den Knien, beide Revolver vor sich, um sofort zu schießen. Der Gorilla zog sich jedoch ebenso schnell zurück, wie er angegriffen hatte, und es war unnötig zu feuern. Doch der Tunnelwächter verschwand nicht, wir konnten ihn in etwa 25 Meter Entfernung auf steifen Beinen auf und ab schreiten sehen, als wollte er uns herausfordern, näherzukommen.

Wir hatten natürlich zum Besuch des Gorillaheiligtums im Albert-National-Park besondere Erlaubnisscheine erhalten und die Zusicherung gegeben, keinen Schuß abzufeuern, falls es nicht zum Schutz unseres Lebens erforderlich wäre. Da wir den zähen alten Affen nicht zu einem Angriff verlocken wollten, der uns zwingen konnte, ihn zu töten, zogen wir uns zurück, um Kriegsrat zu halten. Die Lage schien so, daß wir nicht durch den Tunnel hindurchkommen konnten, ohne den Gorilla zu töten. Da kam mir der glänzende Einfall, laut zu rufen, um ihm einen Schreck einzujagen. Gesagt, getan. Nur war der Erfolg gerade das Gegenteil von dem, was ich erwartet hatte. Durch unsern Rückzug ermutigt, kam der Gorilla den Tunnel herunter und blieb am Eingang stehen, dicht bei der Stelle, wo wir saßen. Für eine Aufnahme war er zu weit drinnen, aber alle Gewehrmündungen waren auf ihn gerichtet. Da hielt er ebenfalls Kriegsrat mit sich selbst und entschloß sich zum Rückzug. Zur Flucht war er indessen nicht gesonnen. Wir konnten ihn im Tunnel auf und ab schreiten sehen, wie es sich für einen Gorillaposten gehört. Dabei brachte er tief in der Kehle leise Töne hervor, zweifellos fluchte er über uns in der Gorillasprache.

Wir blieben etwa zwanzig Minuten stehen, wo wir waren, und

immer wieder unternahm der Affe Scheinangriffe in unserer Richtung. Überzeugt, daß sie nicht ernst gemeint waren, gingen wir näher heran, um ihn zu beobachten. Etwas sehr Sonderbares an seinen Bewegungen war die Art, wie er seine Arme und Beine nach allen Richtungen umherwarf; es sah wirklich scheußlich aus.

Später, nachdem ich die Bewegungen anderer Gorillas beobachtet hatte, kam ich zu dem Schluß, daß sie „gebundene" Muskeln haben und ihre Arme und Beine nicht in der freien, leichten, anmutigen Weise bewegen können, die für die meisten wilden Tiere kennzeichnend ist. Diese Tatsache beeinträchtigt jedoch die Schnelligkeit des Affen keineswegs, denn er kann 30 Meter mit Blitzgeschwindigkeit zurücklegen.

Schließlich wurde der Wachtposten seines Amtes doch müde und zog sich polternd in das Unterholz zurück, nicht ohne beim Davoneilen einen wilden Lärm zu vollführen. Wahrscheinlich war er trunken vor Wut.

Auch wir kehrten ins Lager zurück. Am Abend saßen wir ums Feuer und ließen die Abenteuer der letzten zwei Tage vor unserem Auge vorüberziehen. Obwohl wir bis jetzt nur geringe Erfolge mit Aufnahmen zu verzeichnen hatten, fühlten wir, daß die Gelegenheit kommen, daß das Glück uns gutes Licht und eine Horde Gorillas in Reichweite unserer Kamera bescheren würde. Wir waren alle stolz und glücklich, daß wir die Affen so leicht gefunden hatten. Auch körperlich fühlten wir uns besser, der Wechsel von der Hitze des Tieflands zu dieser kräftigen Höhenluft machte sich belebend bemerkbar.

Dort in unserem herrlichen Lager zu sitzen, dem frohen Gelächter der schwarzen Träger zu lauschen und unsere haarsträubenden Erlebnisse der letzten zwei Tage zu überdenken, wirkte wie eine erfrischende Arznei auf unser Gemüt.



Die großen Gorillas
halten sich stets an einem Bambusrohr oder an einer Liane fest, sobald sie aufrecht stehen, außer wenn sie auf ihrem Brustkasten trommeln, und dann fallen sie schon nach wenigen Schlägen auf alle viere.

Diesen Gorilla überraschten wir beim Fressen junger Bambusschößlinge.

In dieser Haltung blieb er gerade so lange, daß wir eine Aufnahme machen konnten, dann sprang er auf den Baumstamm und verschwand, gefolgt von mehreren anderen, die wir vorher gar nicht gesehen hatten.

12. Kämpfende Gorillas.

Wutgekreisch, Überraschungsgeschrei und Warnungsgebell, zusammengeschmolzen zu einem wilden mißtönenden Lärm, schreckte uns um Mitternacht mit einem Ruck aus unsern Betten und hinaus in die Kälte. Das Getöse kam von einer Gorillahorde dicht beim Lager, und mein erster Gedanke, vor dem Schlaf und Müdigkeit zerstoben, war die Möglichkeit eines großen Sammelangriffs der Affen auf uns.

Draußen konnte ich hören, wie die Stärke des Lärms allmählich nachließ, daß also die Tiere sich nach der Dschungel zu fortbewegten. Offensichtlich hatte sich etwas ganz Außergewöhnliches ereignet und unsere behaarten Nachbarn rauh aus dem Schlaf gerissen. Wir konnten jetzt nichts weiter tun, sondern mußten das Tageslicht abwarten. Sobald die Sonne da war, gingen wir nach der Gegend zu, von wo die Töne gekommen waren. Wir fanden Nester, die die Affen scheinbar mitten in der Nacht verlassen hatten, und dicht dabei — die Spur zweier großer Leoparden. Wir folgten der Fährte über feuchten Boden, bis sie sich in der ihren Opfern entgegengesetzten Richtung im Walde verlor. Allen Anzeichen nach zu urteilen, hatten die Leoparden beabsichtigt, sich an die Horde heranzuschleichen, einen Jungaffen zu packen und wegzuschleppen. Die Gorillas hatten jedoch die drohende Gefahr gewittert, und da die Katzen einen Kampf mit der ganzen Horde lieber vermeiden wollten, hatten sie sich in Sicherheit gebracht.

Die Anwesenheit der Raubtiere hatte Angst und Bestürzung bei den Affen hervorgerufen, woraus hervorgeht, daß sie diese nächtlichen Räuber mit den scharfen Zähnen fürchten. Trotz der nachdrücklichen Behauptung unserer Führer, daß ein Leopard einen Gorilla nicht töten kann, verstärkte dieser Zwischenfall die Ansicht, die ich mir bereits

gebildet hatte, daß Leoparden jüngere Tiere aus schlafenden Gorilla-horden wegschnappen können und daß sie das auch tun. Es ist wohlbekannt, daß kleinere Affen die Lieblingsspeise der Leoparden darstellen; warum also nicht auch Gorillas?

Wir kehrten zu den Nestern zurück und fanden sie denen ähnlich, die wir zwei Tage vorher betrachtet hatten, doch mit einer Ausnahme: ein Gorilla hatte sein Nest oben auf einem Bambusgestrüpp errichtet. Einzelne Stämme waren kreisförmig nach innen zusammengezogen, und oben darauf lagen kleine Grasbüschel und Zweige. Dabei kam mir in den Sinn, daß die Tiere Verdacht geschöpft hatten, Leoparden könnten in der Nähe sein; daß dieses bestimmte Nest als Wachtposten errichtet war; und daß der Wächter seine Gefährten gewarnt hatte, als die Katzen heranschlichen. Das erhöhte Nest war nämlich so gelegen, daß sein Insasse sämtliche Nester am Boden bewachen konnte. Diese Erklärung ist natürlich meine eigene Angelegenheit. Das Nest auf dem Bambusgebüsch kann auch ein Zufall gewesen sein, und den Gorillas braucht keinerlei Absicht vorgeschwebt zu haben.

In diesem Lager waren die Nester viel besser abgegrenzt als in dem früheren. Es gab zweischläfrige Betten, Doppelbetten und Einzelbetten. Die einzelnen waren zweifellos die der älteren Mitglieder der Horde. Die Doppelbettanordnung zeigte klar, daß zwei Tiere dicht nebeneinander geschlafen hatten, so daß ihre Nester sich berührten. Die zweischläfrigen wechselten in der Größe, an einigen war zu erkennen, daß zwei Erwachsene, wahrscheinlich Gatten, zusammen geschlafen hatten, andere waren wohl für eine Mutter mit Kind bestimmt. Die Größe der Gorillas, die in bestimmten Nestern geschlafen haben, kann leicht nach dem hinterlassenen Dung abgeschätzt werden.

Wir folgten der Fährte dieser Horde, und nach einer Stunde hörten wir sie kreischen. Diesmal war es ein Gorillakampf, und zwar dem Lärm nach zu schließen eine furchtbare Schlacht. Unirdisches Kreischen, Fluchen, Knurren und Bellen brach aus dem Vorhang des Unterholzes hervor. Es klang wie ein blutiger Streit, an dem der ganze Stamm teilnahm. Ich verließ meine Gefährten und kroch voraus, in der Hoffnung, ein Bild dieses urzeitlichen Bandenkampfes zu erhaschen. Entweder hörten die Affen mich nun herankommen, oder es war ein Bewegungskampf, denn ich konnte sie nicht einholen. Fünf Minuten oder noch länger konnten wir das Toben hören. Der allgemeine Lärm wurde verstärkt durch dröhnende Geräusche, wie von betrunkenen

Paukenschlägern, die im Dunkeln wie wild aufs Kalbfell einhauen. Dieses Geräusch erzeugen die Affen, wie wir später feststellten, dadurch, daß sie mit der flachen Hand auf ihren tonnenförmigen Brustkasten schlagen. Als das Getöse durch die wachsende Entfernung zwischen uns und den Kämpfern verschluckt wurde, nahmen wir die Fährte wieder auf und betraten das Schlachtfeld, wo vor kurzem der Kampf getobt hatte. Auf dem Boden sah man Blutflecke und Büschel von Gorillahaaren, die ich aufhob und in die Tasche steckte. Der Grund zu all der Aufregung blieb uns natürlich ein Geheimnis, indessen mag die Unterbrechung ihrer Nachtruhe die wilde Gemütsart der Affen zu offenem Kampfeseifer entfacht haben.

Bei der Rückkehr zu unserem Lager hielten wir verschiedentlich an, um Geräuschen nachzugehen, die unserer Meinung nach auf Gorillas schließen ließen. Einmal stießen wir dabei auf einen kleinen Affen, der auf einem Baum saß und mit dem weisen Gesichtsausdruck eines alten Sehers in die Welt schaute. Sein Körper war rot, während Beine und Schwanz mit schwarzem Pelz bedeckt waren. Die großen, von vortretenden Brauen beschatteten Augen und der Backenbart verursachten das eulenartig-weisheitsvolle Aussehen.

Spannend war es, als wir auf die Fährte eines großen Büffels stießen, die der früher gesehenen glich. Die Führer bestanden darauf, daß in der ganzen Gegend nur ein Büffel lebte. Dieser eine müßte indessen ein ruheloser Wanderer gewesen sein, fanden wir doch seine Spur überall, wo wir hingingen. Auch daß wir auf eine Fährte stießen, die ganz deutlich von mehreren Büffeln herrührte, verfehlte seine Wirkung auf die Schwarzen. Sie blieben bei ihrer Geschichte von dem einsamen Tier, das die Weiten der Bergwelt durchstreifte.

Immer häufiger kamen wir mit den Gorillas in Berührung, Tag für Tag blieben wir ihnen auf den Fersen. Wieder stießen wir auf zwei halbwüchsige, die fressend auf einem Baume saßen, während darunter ein alter hockte, der die Reste auffing, die sie fallen ließen. Es gelang mir, 200 Meter Film zu drehen, ehe sie aufgeschreckt wurden. Zuerst erhob sich der schwarze Kopf des Wächters unten aus dem Gestrüpp. Ein Warnungszeichen ertönte, und alle drei waren verschwunden.

Wir folgten ihnen bis zu einer der hier so häufigen steilen Schluchten und erblickten die Affen auf der andern Seite. Die Sonne war verdeckt, und die Gorillas hielten sich unter mit Lianen behangenen

Bäumen verborgen. Solche Verhältnisse machten Aufnahmen unmöglich, aber sie boten uns eine ausgezeichnete Gelegenheit, die Tiere zu beobachten. Nicht weniger als ein Dutzend waren in unserem Blickfeld, und weitere konnten wir im Busch herumtoben hören. Ein riesiges Tier stand eine ganze Minute lang aufrecht, wobei es sich mit den Händen oben an Zweigen festhielt. So lange habe ich nie wieder einen Gorilla aufgerichtet stehen sehen. Dieser Alte rollte seinen Kopf vor und zurück und von rechts nach links. Falls er zu seinen Freunden Bemerkungen über uns machte, so tat er es auf sehr vornehme Weise, denn wir konnten nichts hören. Als er sich nach unten ins Dickicht fallen ließ, nahm ein anderer seine Stelle ein. Er starrte uns an, und wir ihn. Ein würdiges Muttertier mit einem Kleinen, das sich an ihrem Rücken festklammerte, schritt an den beiden uns anstarrenden Gorillas vorüber; einer der Aufpasser griff nach hinten, um sie zu schlagen, sie wich aber mit einem Knurren aus und setzte ihren Weg fort.

Unser nächster Gorilla-Großtag begann damit, daß wir zwei Affen erspähten, die uns zu einer ermüdenden Jagd durch dichtes Gestrüpp auf nassem, schlüpfrigem Boden verlockten. Bergauf, bergab folgten wir ihnen, bis wir nach Atem rangen. Unsere Kleider troffen von Schweiß, was uns die Kälte der Berge noch durchdringender fühlen ließ.

Wir verloren unsere erste Beute aus den Augen, doch beim Weitergehen stießen wir auf Nester von der vergangenen Nacht. Von da führten die Spuren zu einer äsenden Horde. Zwei der Tiere verzehrten ihr Frühstück hinter einer Buschgruppe, die an ein Stück offenes Grasland grenzte. In der Hoffnung, die Tiere würden ins Freie heraustreten, stellte ich meine Kamera dort auf und wartete fünfzehn Minuten. Dann mußte ich hören, wie sie sich ohne jede Hast auf der Suche nach neuen Futterplätzen von meinem Standort entfernten.

Ich wollte versuchen, ihnen den Weg abzuschneiden, ergriff meine Handkamera und ging vorsichtig um die Bambusgruppe herum. Da erblickte ich an der gegenüberliegenden Seite zwei alte Silberrücken. Sie bemerkten mich im selben Augenblick und machten unter lautem Kreischen einen Vorstoß nach mir. Schleunigst zog ich mich zu der Stelle zurück, wo Osa und De Witt mit dem Gewehr im Anschlag standen. Ohne Förmlichkeiten machten die Gorillas kehrt und eilten nach ihrem Dickicht. Mit De Witt als Beschützer hinter mir, schritt

ich langsam darauf zu. Wieder griffen die Alten an, und jetzt erfuhr ich, welch unglaublicher Schnelligkeit sie fähig sind. Manche Leute glauben wegen der für gewöhnlich bedächtigen Haltung der Gorillas, daß sie sich nicht schnell bewegen können; das ist aber ein Irrtum. Diese beiden stießen im Handumdrehen aus ihrer Deckung hervor. In der Zeit, wo sie aus dem Busch kamen, 1,50 Meter vorrasten und wieder in Deckung verschwanden, konnte ich nur 2,50 Meter Film drehen. Für eine Weile waren die Tiere nun still, dann klopfte eins mit den Händen auf den Boden, und beide gingen weg. Da unsere Führer weiter vorn noch mehr Gorillas meldeten, gaben wir die Verfolgung dieser beiden auf.

Dreißig Minuten später stießen wir auf eine große Horde, doch sie sichteten uns, und alles was ich erreichen konnte, war ein kurzer Film mit der Handkamera von ihrer eiligen Flucht. Wir waren auf das plötzliche Zusammentreffen nicht vorbereitet gewesen, daher konnte ich nur noch die Nachzügler aufs Korn nehmen. Die Horde umfaßte dreißig Affen oder noch mehr, darunter zwei ganz kleine, die sich am Rücken der Mütter festklammerten. Wie gewöhnlich blieb ein alter Silberrücken zurück, um uns aufzuhalten.

Und dann begann der Regen niederzufallen oder vielmehr niederzuströmen. Er hüllte uns ein wie eine nasse Decke und ließ unsere Glieder vor Kälte erstarren. Winzige Regentropfen rieselten aus Wolken, die wir fast berühren konnten, und fanden jeden Punkt an unserer Kleidung, der eine Angriffsfläche bot — am Hals, an der Hüfte, am Arm, an den Schuhen, überall sickerten sie durch. Der träge wallende Nebel ließ jeden Busch und Strauch von Wasser triefen. Das klatschte uns entgegen, wie wir durch diesen trostlosen Jammer ins Lager zurückstampften. Naß bis auf die Haut kamen wir schließlich an.

Welch wundervolles Gefühl, vor den warmen Strahlen unserer Benzinöfen trockene Kleider anzuziehen und uns auszuruhen. Wir blieben denn auch in unsern Zelten bis kurz vor Anbruch der Dunkelheit. Da tauchte eine Gruppe Neger auf und brachte einen Ochsen an, ein Geschenk von Ambrosia — wofür er übrigens später Bezahlung verlangte. Es war ein kräftiger junger Bulle. De Witt wollte das Amt des Metzgers übernehmen und machte sich mit seinen zwei Revolvern marschfertig, um die Hinrichtung zu bewerkstelligen. Ich riet ihm, lieber eine schwere Büchse zu nehmen, doch er bestand darauf, daß er in der Kunst des Ochsenerschießens wohlbewandert sei, und ging

hinaus Ich hörte drei Schüsse und blickte dann gerade rechtzeitig aus dem Zelt, um den Bullen vorüberstürmen zu sehen. Hinterher raste De Witt, diesmal mit einem Gewehr bewaffnet. Eine Stunde später erschien der mächtige Bullentöter wieder im Lager, auf einen schadenfrohen Empfang gefaßt; doch wir ließen ihn glimpflich davonkommen. Wir schickten Bukari dem Opfer nach, und er fand es noch immer auf den Beinen. Er gab ihm mit einem Herzschuß den Rest, und dann schleppten unsere Schwarzen bis spät in die Nacht Ochsenfleisch nach dem Lager.

Mehrere Träger, die an Fieber litten, mußten wir nach Lulenga zurückschicken. Wir andern jedoch hielten standhaft durch und mühten uns Tag für Tag durch Schluchten und Dschungeln, um Bilder des flüchtigen Gorillas zu erhaschen.

Einen alten Silberrücken trafen wir, der sich wie ein Gentleman benahm. Er war ganz allein und gestattete uns mehrmals an dem Tag, ihn aufzunehmen. Zuerst sahen wir ihn, wie er in einer Grasmulde, aus der sein Kopf und zuweilen die Schultern hervorsahen, Bambusschößlinge brach. Dieser alte Gorilla war von riesenhaftem Körperbau, vielleicht war es der größte, den wir überhaupt zu Gesicht bekommen haben. Er war sehr alt, und ich glaube, daß sein Verstand mit der Zeit nachgelassen hatte. Er war kein bißchen beweglich und merkte nichts von unserer Gegenwart.

Wir beobachteten, wie er den Bambus brach: mit einer raschen Drehung der Handgelenke. Es kam vor, daß er einen Schößling ins Maul steckte und, während er daran fraß, einen andern abbrach. Einmal hatte er nicht weniger als fünf bis sechs gleichzeitig im Maul. Das war ungewöhnlich, denn alle andern Gorillas, die wir beobachtet hatten, pflegten den zarten Teil zu fressen und den Rest wegzuwerfen, ehe sie einen neuen abbrachen.

Der Silberrücken war teilweise im Unterholz verborgen, trotzdem machte ich einige gute Bilder von ihm. Er war ein so dankbarer Aufnahmegegenstand, daß ich alle nur möglichen Ansichten drehte. Bei einigen habe ich absichtlich über- und unterbelichtet; denn ich wußte, daß einige davon gut werden würden.

Als ich näher heranzukommen versuchte, hörte mich der alte Herr und tauchte im Dickicht unter. Ich dachte, wir hätten ihn verloren, doch bald steckte er den Kopf wieder heraus und betrachtete uns mit größter Neugier. Wie ich merkte, daß er auf einem mit dem unsrigen

gleichlaufenden Pfad entlang schritt, schwenkte ich mein Stativ und richtete eine Zwölf-Zoll-Linse auf den Punkt, wo er meiner Meinung nach heraustreten mußte. Tatsächlich! Entgegenkommenderweise ging er zwischen zwei schwer mit Lianen behangenen Bäumen hindurch, hielt sich mit beiden Händen in den Ranken fest und stand uns etwa 30 Sekunden lang aufrecht gegenüber. Dann ließ er die Lianen fahren und begann auf seinem schweren Brustkasten zu trommeln. Doch seine Beine waren zu krumm, um das riesige Gewicht zu tragen; so sank der Oberkörper langsam nach vorn. Ich lief näher heran, doch ich kam zu nahe, kreischend eilte der Gorilla davon, schneller, als ich zu folgen vermochte.

Für mich war mit diesem Erlebnis die Frage beantwortet, was aus den alten Führern der Horden wird, sobald ihre Kräfte schwinden. Wenn sie so alt geworden sind, daß sie der Horde zur Last fallen, und zu bösartig werden, um friedlich mit ihren Artgenossen zu leben, dann trennen sie sich meiner Ansicht nach von der Horde und führen ein Einsiedlerleben, bis sie irgendwo am Bergeshang der Tod ereilt.

Unsere nächste Gorillahorde spürten wir in einem dichten Bambusgestrüpp auf, am Rande einer steilen, nach drei Seiten verhältnismäßig offenen Schlucht. Hier kam mir der Gedanke, die Kamera an einer Stelle aufzustellen, von der aus man zwei Seiten des Dickichts übersah. Das geschah, und ich wartete eine halbe Stunde, während die Horde gemütlich ihr Mittagsmahl fortsetzte. Da hörte ich zu meiner Überraschung in meinem Rücken, jenseits der Schlucht, Bambus brechen. Ich befand mich nun also zwischen zwei Affenhorden und hatte gute Zuversicht, eine von beiden in Reichweite meiner Linsen zu bekommen. Tatendurstig stand ich da, nach zwei Seiten „schußfertig". Meine Erwartungen schwanden, als ich beide Gruppen sich von meinem Platz entfernen hörte. Geräuschlos ergriff ich die Kamera, ging nach der andern Seite des Bambusgebüschs und stellte sie dort auf, während Osa und De Witt sich 6 Meter hinter mir im Gras niederkauerten.

Nach fünfzehnminütigem Warten kam ein halbwüchsiger Jungaffe in einem der Tunnel zum Vorschein. Sofort, noch ehe ich ihn deutlich sehen konnte, begann ich, die Kurbel zu drehen. Als das Tier dicht neben der Stelle, wo ich stand, heraustrat, war es in ganzer Größe sichtbar. Sowie es mich entdeckt hatte, sprang es ins Gebüsch zurück, worauf ein Kreischchor einsetzte, der alles bis dahin Gehörte in den Schatten stellte. Beide Horden stimmten in das furchtbare Belfern

ein, sie tobten wohl vor Wut. Osa, De Witt und Bukari standen mit schußbereiten Gewehren da, um einen Massenangriff abzuwehren, komme er von rechts oder von links. Dies war die größte Menge Gorillas, mit denen wir es zu gleicher Zeit zu tun gehabt haben, und ich fürchte, ein offener Kampf mit ihnen hätte für uns Unheil bedeutet. Aber kein Angriff erfolgte, und die Tiere beruhigten sich. Wir wußten indessen, daß sie noch in der Nähe waren, denn wir hätten es gehört, wenn sie sich entfernten.

Mit einer Handkamera bewaffnet und von De Witt mit den Revolvern begleitet, kroch ich an den Eingang eines Tunnels heran. Sofort setzte das haarsträubende Kreischen ein. Aber wir ließen uns nicht einschüchtern und blickten hinein. Vier ausgewachsene Affen liefen in dem Gang ruhelos auf und ab wie Löwen im Käfig. Alle halbe Minute stürzte einer auf uns zu, zog sich aber sofort zurück, um wieder ärgerlich auf und ab zu schreiten. So ging das zehn Minuten lang; die tapferen vier hielten den Eingang besetzt. Dann betraten wir den Tunnel, woraufhin sich die Wächter ein Stück zurückzogen. Als alles still blieb, drangen wir ein wenig weiter vor. Dabei erspähten wir vor uns eine 3 Meter breite Lichtung, jenseits deren sich der Pfad in einen andern Tunnel durch Bambusgestrüpp fortsetzte. Von der Seite drang ein Geräusch an mein Ohr. Ich schwang mich herum, die Kamera fertig. Ein großer Affe erschien, stand eine Sekunde in der Lichtung und verschwand dann im Tunnel. Jetzt hörten wir Gorillas ringsum. Wir sagten uns, daß weiteres Vordringen unratsam wäre, gingen durch den Tunnel zurück und versuchten unser Glück nochmals auf der andern Seite des Bambusgestrüpps, doch die Tiere witterten uns und liefen davon. Auf dem Rückweg zum Lager stießen wir so unerwartet auf eine weitere Gorillahorde, daß wir auf Aufnahmen nicht vorbereitet waren.

Unsere Batwas hatten wir diesen Morgen in östlicher Richtung ausgeschickt, die andern Führer in westlicher, während wir im Norden des Lagers arbeiteten. Sämtliche Kundschafter berichteten, sie hätten Gorillahorden gefunden. Damit waren also an demselben Tag an verschiedenen Stellen in der Nähe unseres Lagers im ganzen fünf festgestellt. Als wir nach dem Abendessen am Lagerfeuer saßen, hörten wir südlich von uns Gorillas auf ihre Brustkasten hämmern, wodurch die Gesamtzahl der Horden in unserer unmittelbaren Nachbarschaft auf sechs stieg.



Der Karissimbi.

Am späten Abend und frühen Morgen war der Gipfel dieses erloschenen Vulkans mit Schnee bedeckt.



Carl Akeleys Grab auf dem Sattel des Mikeno.



Der Mikeno vom Inneren unseres Zeltes aus.

Wir versuchten nun, die Zahl der Gorillas in diesem Gebirgszug zu schätzen. Wir wußten, daß sechs Horden in der Nähe waren, außer dem einsamen Alten. Nach unserer eigenen Kenntnis durften wir also mit mindestens hundert Tieren rechnen. Nun kamen aber ständig Eingeborene ins Lager und erzählten von Gorillas, die sich mehrere Kilometer von uns entfernt aufhielten, die zu suchen wir uns indessen nicht die Mühe machten. Unsere Führer sagten, die Gorillas seien an sämtlichen Hängen des Gebirgszugs etwa gleich stark verbreitet. (Dies wurde später von uns bestätigt.) Wir riefen nun die Batwas und die andern Führer herbei, um sie auszufragen, dann schätzten wir die Anzahl der Tiere, die unserer Meinung nach sich auf jedem der Berge aufhalten könnten. Nachdem wir bis spät in die Nacht gerechnet hatten, kamen wir zu dem Schluß, es müsse, sehr bescheiden gerechnet, nicht weniger als zweitausend Gorillas in diesem Gebiet geben. Wahrscheinlich sind es viel mehr, doch wir wollten mit unserer Schätzung nicht zu hoch greifen.

Carl Akeley glaubte, in diesen Bergen lebten nicht mehr als hundert Gorillas. Magollo, sein alter Führer, erklärte jedoch, die Akeley-Expedition sei in dem Sattel zwischen Mikeno und Karissimbi zu einer Jahreszeit gewesen, wo die meisten Gorillas sich tiefer unten an den Berghängen aufhielten.

In dem Glauben, der Gorilla wäre zum Absterben verurteilt, falls die Jagd auf ihn andauerte, stellte sich Akeley die Aufgabe, die belgische Regierung zu bewegen, diese Berge als Gorilla-Schutzgebiet zu erklären. Jetzt, nachdem wir auf unserer Safari die großen Mengen gefunden haben, und zwar in neun verschiedenen Gebieten, weiß ich, es besteht keine Gefahr, daß die Gorillas aussterben, ganz gleich, wie viele abgeschossen werden mögen. Trotzdem glaube ich, daß Akeleys Schutzgebiet im Albert-National-Park eine herrliche Einrichtung ist. Dort können die großen Affen sich nicht nur ohne Belästigung durch Jäger fortpflanzen und vermehren, sondern dort bietet sich dem Forscher für alle Zukunft eine Gelegenheit, sie zu studieren. Auch landschaftlich ist der Park sehr schön und bildet in dieser Hinsicht ein erfreuliches Gegenstück zum Yellowstone-National-Park in den Vereinigten Staaten.

Nach solchen Betrachtungen stiegen wir in die Betten und sanken in einen friedlichen Schlaf. Doch die Abenteuer des Tages waren noch nicht zu Ende. De Witts Stimme schreckte uns aus dem Schlummer; er schrie aus Leibeskräften, wir sollten schleunigst mit einem Ge-

mehr herauskommen. Ich eilte mit einer großen Taschenlampe und einer Büchse aus dem Zelt, Osa folgte. Wir fanden De Witt hundert Meter von seinem Zelt, von neun Löwen umringt. Selbst der Rückweg zum Zelt war ihm abgeschnitten. Er war ohne Büchse und Lampe hinausgegangen und hatte plötzlich rings um sich Raubtieraugen leuchten sehen. Da hatte er nach mir gerufen.

Im Lager wurde es lebendig. Bukari und mehrere andere Schwarze kamen gelaufen, worauf die dem Lager zunächst stehenden Löwen sich zurückzogen. De Witt konnte jetzt in sein Zelt, wo er eine Taschenlampe ergriff. Wir gingen auf die Löwen zu, doch sie hatten keine Lust, sich zu entfernen, und streckten sich, als wir näher kamen, am Boden aus. Sie ließen uns tatsächlich bis auf 25 Meter herankommen, ehe sie sich in Bewegung setzten. Eine Stunde lang haben wir die Raubtiere beobachtet; schließlich gelang es uns, sie mit Steinwürfen zu vertreiben. Ehe wir uns wieder schlafen legten, zündeten wir jedoch ein großes Feuer an, das den Rest der Nacht über brennen blieb.

13. Der Berg ohne Gipfel.

Unser alter Freund, der liebenswürdige Silberrücken, erwartete uns bereits, als wir am andern Morgen zur Arbeit auszogen. Fast an der gleichen Stelle, wo er am Vortag für uns „gestanden" hatte, fanden wir ihn, emsig beschäftigt, in der Gabelung eines abgestorbenen Baumes etwas zu ergründen. Mehrere Minuten lang untersuchte er sorgfältig die Rinde und kroch dann einen gewaltigen, mit Moos und Lianen bedeckten umgefallenen Baumstamm entlang. Das Licht war schlecht, doch unser Gorilla benahm sich nett, und ich erhielt einige gute Aufnahmen, ehe er uns entdeckte. Ich hatte reichlich Zeit, so daß ich die langsame Kurbel und die offene Blende benutzen konnte.

Als der Alte unser gewahr wurde, allerdings wohl ohne zu erkennen, daß wir Menschen waren, stand er auf allen vieren, bewegte den Kopf hin und her und versuchte offensichtlich, sich ein Bild zu machen, wer wir wären. Dann nahm er aufrechte Haltung an, schlug sich die Brust und ging mit bedächtigen Schritten weg. Wir haben ihn nie wiedergesehen; damals dachte ich jedoch, daß sich noch öfter Gelegenheit finden würde, ihn mit der Kamera zu belauschen. Ich ergriff meine große Kamera und folgte ihm, doch die Dschungel besiegte mich bald, und ich kehrte um. Osa und De Witt waren weitergegangen. Als ich meinen Kamerabehälter erreichte, sprang daneben etwas Großes, Schwarzes auf und tauchte mit einem Satz im Dickicht unter. Ich habe dies Tier nicht recht zu Gesicht bekommen, es könnte ein halbwüchsiger Gorilla oder ein riesiges Wildschwein gewesen sein. Unglücklicherweise war der Boden dicht bewachsen, so daß ich keine Fußspur entdecken konnte, obgleich ich den Schatten gut 30 Meter weit verfolgte.

Eine einstündige Suche brachte keine weiteren Gorillas zum Vorschein, und als der kalte Sprühregen wieder einsetzte, kehrten wir um. Es war ein schlüpfriges Bergabgehen. Etwa auf halbem Wege nach Hause rutschte ich aus und schlug mit dumpfem Fall zu Boden. Im selben Augenblick stürzten dicht neben mir mehrere Gorillas hinweg. Angst schienen sie nicht zu haben; sie blieben in etwa 100 Meter Entfernung stehen, wobei einer von ihnen auf seinen riesigen Brustkasten hämmerte. Um ihnen mit der Kamera zu folgen, war es zu dunkel.

Wir erwogen den Plan, unmittelbar von hier aus den Sattel des Mikeno zu erklimmen und Carl Akeleys Grab zu besuchen. Die Führer behaupteten einmütig, es wäre notwendig, nach der Mission zurückzukehren und an der andern Seite des Berges entlang zu ziehen. Das hätte vier harte Marschtage bedeutet, außerdem war ich ganz sicher, daß wir den Bergsattel von unserer Seite aus erreichen konnten. Mit dem Aufgebot großer Überredungskünste und dem Angebot eines sehr hohen Trinkgeldes gelang es mir, die Führer zu bewegen, von unserem gegenwärtigen Lager aus einen Pfad zu suchen. Nach fünf Tagen kehrten sie zurück, strahlend vor Freude erklärten sie, sie hätten einen gangbaren Weg entdeckt, auf dem sie außerdem bis wenige Meilen vor Akeleys Grab überall Gorillas gesehen hätten. Das entschied die Frage. Am anderen Morgen ging es weiter.

Abends hatte ich Läufer ausgesandt, um unsere hundertfünfundsechzig Träger aus dem Tiefland herbeizuholen. Sie hatten den größten Teil des Weges bei Nacht zurückgelegt und trafen ein, während wir bei kaltem Nieselregen bereits das Lager abbrachen. Doch ohne das leiseste Zeichen der Ermüdung ergriffen sie die ihnen zugewiesenen Lasten und marschierten ab.

Aufwärts und aufwärts führte der Weg, in stetiger Steigung. Wir glitten aus und fielen, wurden müde und atemlos. Oft mußten wir halten, um auszuruhen, während die sonderbarerweise unermüdlichen Träger vorangingen. Als wir so aufwärts klommen, stets in Erwartung des Gipfels, tauchte dann und wann eine Bergspitze vor unseren Blicken auf. Dann konnte man viele Seufzer der Erleichterung hören: das war doch sicher der Gipfel, das Ziel unseres Marsches. Aber jedesmal kam dann gleich dahinter eine weitere Spitze zum Vorschein, die unsere Hoffnungen zuschanden werden ließ. So ging das Stunde für Stunde, bis wir den Verdacht hegten, der Berg hätte überhaupt keinen Gipfel. Gegen Mittag machten Osa und ich halt, um

vor einem Feuer unsere Kleider zu trocknen, doch De Witt marschierte weiter. Gegen 2 Uhr erreichten wir eine stark bewaldete Hochfläche, wo das Dschungelunterholz nicht so dicht war.

Vor uns lag ein Bild von wilder Schönheit. Bäume, gebeugt, geknickt, knorrig, streckten wie im Schmerz müde Arme nach allen Richtungen aus. Spanisches Moos hing weich, wie Bündel ungesponnener Seide, in Girlanden von den Ästen und bildete auf dem Boden Flecke wie Kissen aus feinstem Samt, die von fast schwarz bis mahagoni, gelb und blaßrot leuchteten. Manche der Moosbündel glichen scharfsinnig erdachten Stühlen, die ein geschickter, aber geistesgestörter Künstler in die Zweige gehängt hatte. Ich konnte mir dies Gelände mit Gorillas bevölkert vorstellen, die in feierliche Betrachtung irgendeiner dem Menschengeiste fremden ernsthaften Frage versunken umhersaßen. Osa hatte denselben Gedanken und nannte die Bäume Gorillabäume. Die Verlockung, hier Aufnahmen zu versuchen, war groß, das Licht aber unvollkommen und die Marschstunden kostbar, daher marschierten wir weiter, als wir den herrlichen Anblick genossen hatten.

Ehe wir das Bambusgelände hinter uns ließen, hörten wir zwei verschiedene Horden Gorillas, doch sehen konnten wir nichts. Unser Pfad führte dann durch Wälder von wildem Sellerie; manche Stengel waren bis 1,20 Meter hoch. Bald erreichten wir die Nachhut unserer Karawane und überholten einige der tüchtigen Träger, die allmählich doch unter ihren schweren Lasten ermüdeten. Inzwischen erhielt ich Meldung, Bukari hätte hohes Fieber bekommen und könnte kaum gehen. Wir warteten, damit er uns einholen konnte, und zündeten ein Feuer an, wo er sich wärmte und ausruhte. Wir gaben ihm heißen Tee aus einer Thermosflasche mit einem kräftigenden Schuß Whisky. Dann ging es weiter, wieder einmal zu einem höchsten Punkt, der wohl 3500 Meter hoch liegen mochte. Jeder in der Karawane war völlig erschöpft. Ich glaube nicht, daß wir noch einmal 500 Meter hätten steigen können. Der ständige Sprühregen trug natürlich sehr zu unserem Mißbehagen bei.

Der Anblick der ebenen, teilweise sogar leicht abfallenden Fläche vor uns gab uns frischen Mut. Wir marschierten bis gegen 5 Uhr nachmittags weiter. Dann hatten wir tatsächlich Carl Akeleys Grab erreicht. Es ist mit einem hohen Pfahlzaun umgeben, um es vor den Büffeln der Nachbarschaft zu schützen. Nach einem kurzen, andächtigen

Verweilen an der Ruhestätte des Mannes, der einer unserer besten Freunde gewesen war, ließen wir uns erschöpft niedersinken, während die Schwarzen das Lager aufschlugen.

Wie die Leute es zustande gebracht haben, ist mir ein Geheimnis geblieben. Ich selbst bin selten in meinem Leben so müde gewesen, und ich wußte, daß auch sie einfach nicht mehr weiter konnten. Trotz allem gingen sie sofort an die Arbeit. Kaum stand unser Zelt, als ein Wolkenbruch niederging. Durchfroren bis ins Mark, kuschelten wir uns um unsern Benzinofen wie Küken im Brutofen, während Suku unsere Betten zurechtmachte. Draußen in der bitteren Kälte, unter dem erbarmungslos niederströmenden Regen, arbeiteten die Schwarzen weiter, obwohl jetzt bei jedem Schritt der Schlamm hochspritzte. Um 7 Uhr bekamen Osa und ich unser warmes Abendessen ans Bett gebracht. Es war ein köstliches Mahl — eines Fürsten würdig. Erstaunlich, wie eine solche Mahlzeit unter so mißlichen Verhältnissen in so kurzer Zeit fertiggestellt werden konnte! Die Safari-Köche sind wirkliche Zauberer.

Dankbar für Essen, Wärme und das weiche Bett entspannte ich meine müden Muskeln. Vor dem Einschlafen sah ich noch aus dem Zelt. Ich erblickte 50 Lagerfeuer, um die herum im Morast zusammengedrängt die schwarzen Träger saßen, ohne irgendeinen Schutz vor der Witterung. Aber durch ihr Wanderleben schienen sie an derartige Verhältnisse gewöhnt zu sein, so daß ihnen die Entbehrungen nicht zum Bewußtsein kamen. Gott sei Dank hörte der Regen auf. Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich hatte das Gefühl, ich müßte etwas für die Leute tun. Aber was? Mit heftigen Gewissensbissen streckte ich mich unter den warmen, behaglichen Decken aus, und ich wundere mich noch heute darüber, daß keiner der Träger in dieser Nässe krank wurde oder sich auch nur eine Erkältung zuzog.

Am nächsten Morgen war der Himmel klar, doch nur für etwa eine Stunde. Der Boden war noch ganz aufgeweicht, und alles troff von Nässe. Wir sahen uns jetzt Akeleys Grab genauer an und bemerkten, daß Ausbesserungen nötig waren. Einige Pfähle des Zauns waren angefault und mußten durch neue ersetzt werden. Die zementne Grabplatte befand sich in bester Verfassung, doch nicht ein Grashalm wuchs in der Nähe. Von Rinnsalen durchfurchte Schlammstreifen rahmten die bescheidene Ruhestatt ein.

Die nächsten drei Tage lang hielt Osa die Träger damit beschäftigt, Stämme zur Ausbesserung des Zauns zuzuschneiden. Sie schüttete

alle Wasserrinnen um den Grabstein mit Erde zu und schickte dann die Träger weit weg, um Grasplatten zu stechen, die zum Befestigen der Erde dienen konnten. Mit großer Sorgfalt und Umsicht pflanzte sie ausdauernde Gewächse und Lianen um, damit ein natürlicher Schutz für das Grab entstand. Ich bin überzeugt, wenn Carl diese freundschaftlichen Bemühungen um die Verschönerung seiner Ruhestätte hätte sehen können, er würde sie von Herzen gebilligt haben. Es war uns ernster Wunsch und angenehme Pflicht, das letzte Lager dieses echten Naturfreundes so anziehend zu machen, wie wir nur konnten.

Während Osa und die Träger mit diesem Freundesdienst beschäftigt waren, durchforschten De Witt und ich mit Hilfe unserer sämtlichen Führer die nähere Umgebung. Gorillaspuren entdeckten wir nicht; die einzigen Nester, die wir fanden, waren sehr alt. Bambusgestrüpp gab es wenig; vielleicht ist Futtermangel ein Grund für die Seltenheit der Affen in dieser Gegend. Allen Anzeichen nach zu schließen, blieben sie nie für längere Zeit hier; wahrscheinlich machten sie nur einen Zwischenaufenthalt auf dem Weg von einem Berghang zum andern. Vielleicht verlockt sie aber auch der wilde Sellerie, der hier in üppiger Fülle gedeiht, zu einem gelegentlichen kurzen Besuch.

Beim Abmarsch von der Mission und während des Aufenthalts in unserem ersten Lager hatten wir ständig schwere Nebel sich am Berghang empor- und durch den Sattel hindurchwinden sehen. Als wir jetzt diese Stelle erreichten, war es dort sehr naß, und kalte Winde fegten aus der Bergeslücke herauf. Auch aus dem, was andere Reisende geschrieben haben, ersehe ich, daß es hier die meiste Zeit ungemütlich ist, und ich glaube nicht, daß Gorillas solches rauhes, kaltes Wetter mehr zu schätzen wissen als die Menschen.

Wenn jedoch für einen kurzen Augenblick die Sonne durchbricht, dann liegt über dem Sattel eine eigenartige, fast geisterhafte Schönheit. De Witt und ich gingen zu der Stelle, von der man nach Akeley die schönste Aussicht in Afrika hat. Wir blieben drei Stunden dort, während deren wir langsam erfroren oder es uns zum mindesten einbildeten. Nebelschwaden kamen herangerollt und hüllten uns so dicht ein, daß wir einander kaum mehr erkennen konnten. In hoffnungsvoller Erwartung der Sonne hatte ich meine Kamera aufgestellt; aber bald mußte ich sie mit gummiertem Tuch zudecken, um die Feuchtigkeit fern zu halten. Schließlich zündeten wir ein Feuer an, entschlossen, auf einen Riß in den Wolkenschleiern zu warten. Ab und zu kam für eine

oder zwei Minuten der blaue Himmel zum Vorschein, um dann aber sofort wieder zu verschwinden. Geduld ist eine Tugend, heißt es; diesmal jedenfalls wurden wir für das dreistündige Warten überreich belohnt. Plötzlich lösten sich Wolken und Nebel vom Berghang los. Siegreich brach die strahlende Sonne durch, wir konnten an die achtzig Kilometer weit sehen. Tätige Vulkane sandten dünne Rauchfahnen in die Luft empor. Jenseits dehnten sich wogende Bergzüge. In der Ferne konnten wir den Kiwu-See erkennen und an seiner Längsseite eine nach Westen streichende Bergkette. Dort, behaupteten unsere Führer, wäre ein Gorillagebiet. Ein erhabener, überwältigender Rundblick bot sich unserem staunenden Auge.

Der Zweck unseres Ausflugs nach dieser Gegend war der Besuch von Akeleys Grab gewesen, und da es Gorillas hier nicht aufzuspüren und aufzunehmen gab, hielt uns nichts. Wir beschlossen also, nach Lulenga zurückzukehren und von dort auf neue Entdeckungsreisen auszuziehen. Da wir wegen der Lage der noch zu erforschenden Gorillagebiete nicht sicher waren, ließ sich der Weg über die Mission nicht vermeiden. Wir hofften dort die neue Richtung und weitere Auskünfte zu erhalten. Zunächst wurden Läufer den Berg hinabgeschickt, um unsere Träger wieder zum Dienst zu rufen.

Am letzten Abend setzten wir uns mit den Führern und den Batwa-Zwergen ums Lagerfeuer, um ihre Ansicht über all die wilden Geschichten zu hören, die man uns vom Gorilla erzählt hatte. Da waren viele Fragen, die ich beantwortet haben wollte, und diese Eingeborenen wußten mehr über Leben und Gewohnheiten des Gorillas als sonst jemand auf der Welt.

Die wildeste und abgeschmackteste Geschichte — das Wegschleppen schwarzer Frauen — lag mir als erste im Sinn. Als ich darüber Fragen stellte, war ein wahrer Sturm von Gelächter die Antwort. Die Schwarzen hielten sie für ein sehr törichtes Märchen, ihre Antworten waren zwar unbestimmt in der Ausdrucksweise, aber klar genug, um mir die feste Überzeugung zu geben, daß solche Erzählungen Auswüchse einer ungezügelten Einbildungskraft darstellen. Zunächst einmal, so versicherten mir die Führer, hätte eine schwarze Frau mehr Verstand, als daß sie allein ein Gorillagebiet beträte. Und ferner, was sollte denn ein Gorilla überhaupt von der Frau wollen?

Im Verlauf des weiteren Gesprächs erfuhr ich, daß die Gorillas trotz ihrer riesigen, wohlentwickelten Brustkästen sehr anfällig für



„Dann ließ er die Lianen fahren und begann auf seinem schweren Brustkasten zu trommeln ..." S. 95.





Gorillas in den Alumbongo-Bergen.

Diese und die folgenden Bilder sind Vergrößerungen aus einem Film, den Osa und ich, hinter Buschwerk verborgen, vom Rande eines tief eingeschnittenen Bachbetts aus drehten. Nur die Linsen der Kamera sahen hervor. Auf dem vorspringenden Talrand uns gegenüber waren dreizehn Gorillas, die spielten, kämpften und fraßen. Zwei Stunden konnten wir ungestört ihr Tun belauschen, dann drehte der Wind, und alle verschwanden kreischend in der Dschungel.



Krankheiten der Atmungswerkzeuge sind, und daß man sie oft husten hören kann. — „Schön, das nächstemal, wenn wir hierherkommen", meinte ich abschließend im Scherz, „werden wir ihnen Decken mitbringen." Zu meiner Überraschung zündete dieser Witz nicht. Meine Zuhörer nahmen die Worte ernst. „Ja, Bwana, das wäre ein guter Gedanke. Dann könnten die Gorillas sich nachts zudecken und erkälteten sich nicht", erwiderte ein Schwarzer, und einer der Zwerge war Feuer und Flamme für den Gedanken. „Bitte, Bwana, laß es mich wissen, wenn du die Decken heraufbringst", drang er in mich; wahrscheinlich hoffte er im stillen, daß für ihn selbst einige abfielen.

Nun mußten De Witt und ich lachen. Man stelle sich vor, wir wären solche Toren, Decken auf den Berg zu bringen, und die Gorillas trügen sie, wie zahme Orang-Utans und Schimpansen. Was für ein Schlag wäre das für zukünftige Forscher, wenn sie „entdeckten", daß der König der Affen in eine Decke gewickelt einherläuft! Welch herrlicher Stoff für einen geschickten Schriftsteller zu einem spannenden Aufsatz über das lang gesuchte „fehlende Glied"!

Gerade hatte sich unsere Freude gelegt, als Jakobo, der oberste der Führer, unter lautem Prusten über irgendeinen Witz, der uns anscheinend entgangen war, zu lachen anfing. Bald stimmten alle Eingeborenen ein, bis ihnen die Tränen die Backen hinunterliefen. De Witt und ich saßen immer noch ganz verständnislos da, bis Jakobo auf meine schweren wollenen Handschuhe wies. Sie waren ihm eben zum erstenmal aufgefallen, und er nannte sie Gorillahände. Nie zuvor hatte er jemanden Handschuhe tragen sehen, noch hatte er je davon gehört, und er konnte den Zweck solch eines sonderbaren Kleidungsstücks nicht begreifen.

Als nächster erzählte Magulo, ein kraftstrotzender Bursche, von Dr. Chapins Reise in diese Gegend. Der gute Doktor hätte jeden Berg der Kette erklommen oder zu erklimmen versucht, bis selbst er, Magulo, vor soviel unermüdlicher Tatkraft erlahmt wäre. De Witt wußte auch von Dr. Chapins Wanderungen an den Hängen der Vulkane und der Ruwenzori-Kette zu berichten. Jedesmal, wenn Chapin einen Berg sah, hätte er nicht essen oder schlafen können, bis er ihn erstiegen. Ich glaube nicht, daß Dr. Chapin je das Vergnügen meiner Gesellschaft auf einer Safari genießen wird. Das einzige, was ich am Bergsteigen liebe, ist das Herunterkommen, und selbst das schätze ich nicht einmal so sehr. Ich muß indessen zugeben, und ich gebe es gern zu, daß

Dr. Chapin Afrika so gut kennt, wie irgendeiner, jedenfalls besser als die meisten Weißen, die dort gewesen sind, obwohl er nie viel darüber spricht.

Am Mittwoch, dem 20. Oktober, abermals bei Schauerregen, brachen wir das Lager ab und machten uns zum Abstieg fertig. Vor dem Abmarsch mußte ich dreien unserer Schwarzen die Finger verbinden; die Wunden hatten sie sich zugezogen, als sie mit vor Kälte steifen Händen Messer handhabten. Einer der Köche hatte sich einige Tage zuvor tief in den Daumen geschnitten, aber nichts davon gesagt, nun war die Wunde entzündet und in einem gefährlich aussehenden Zustand. Es hat einen Monat gedauert, bis sie so weit geheilt war, daß er sich wieder in der Küche nützlich machen konnte. Auch ein Träger schnitt sich fast den Daumen ab, glatt durch den Knochen, am Gelenk. Als er zu mir kam, hing die Spitze noch an einem schmalen Fleischstreifen, ich wollte sie schon ganz abschneiden, entschloß mich jedoch dann, einen Versuch zu machen, den Finger zu retten, indem ich den abgeschnittenen Teil fest anband und schiente. Der Erfolg blieb nicht aus, als die Wunde geheilt war, sah der Daumen fast wieder so aus wie vorher, nur das Gelenk blieb steif und der Finger ein wenig krumm.

Auf Bambusstangen gestützt, ging es den steilen, schlüpfrigen Pfad hinab. Nach halbstündigem Marsch stießen wir auf frische Gorillalosung und zerbrochenen Bambus, Anzeichen, daß die Tiere in der Nähe geäst hatten. Sogleich ließ ich die Karawane halten, um an die Spitze zu kommen. Osa und De Witt waren schon weit voraus. De Witt war mit wilden Schritten losgestürmt, sobald die Träger aufbrachen; ich habe ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen, bis wir die Mission erreichten. Osa und ich hatten einen kleinen Ehezwist gehabt, und sie war beleidigt allein abmarschiert. Auf halbem Wege bergab wurde jedoch ihr Herz weich, so daß sie mich erwartete, um mir Verzeihung zu gewähren. Wofür weiß ich nicht genau; die Frauen sind ja sonderbar in dieser Hinsicht.

Nachdem ich die Safari neu aufgestellt hatte, ordnete ich an, daß ich fünfzehn Minuten Vorsprung erhalten sollte. Ich marschierte dann eine Stunde lang, ehe die wohlbekannten Gorillalaute an mein Ohr drangen. Doch ich konnte nichts sehen und bemühte mich auch nicht darum, für Aufnahmen war die Dschungel zu dicht und der Regen zu heftig. Drei Stunden später traf ich drei Eingeborene. Sie sagten, sie hätten in der

Nähe Rindvieh geweidet. Auf meine Fragen berichteten sie, Gorillas gäbe es überall in der Gegend, sie hörten oder sähen sie täglich.

Ich werde diesen Abstieg vom Mikeno, den Marsch durch eine bezaubernde, ebenso wilde wie liebliche Gegend ewig im Gedächtnis behalten. Der Weg führt an tiefen Schluchten, in denen flinke Flüßchen plätschern, entlang, ab und zu wird der Blick auf zwei rauchende Vulkane frei. Nachdem Osa mir verziehen hatte, kam mir alles um so schöner vor. Wir erreichten die Sumpflandschaft nur zu schnell. Dort fanden wir frische Elefanten- und Büffelspuren.

Der Marsch dauerte fünf Stunden, und wir waren wie ausgepumpt, als wir in der Mission bei den guten Weißen Vätern Platz nahmen und unsern Durst löschten. Dann zogen wir uns bald ins Rasthaus zurück, um unsere vom langen Abstieg steifen Beine auszustrecken.

14. Das Geld geht uns aus.

Nachdem wir einen Boten nach Rutschuru vorausgeschickt hatten, um die Autos und Träger mit Vorräten für fünf Tage zu besorgen, ließen wir uns im Rasthaus der Mission behaglich nieder, machten Aufnahmen, entwickelten Filme und schrieben Briefe. Die guten Väter aßen einige Male bei uns zu Abend und wir bei ihnen. Auch den Weißen Schwestern, die die wunden Finger unserer Schwarzen behandelten, machten wir einen Besuch.

Dann fuhren wir nach Rutschuru, wo wir von dem Administrateur Territorial Marcel Dubuisson und seiner Frau freundlich aufgenommen wurden. Er und Häuptling Ndesi begleiteten uns nach Chombe. Der Häuptling hatte bereits seine Tänzer, Zwerge, Bogenschützen und Sänger dorthin gesandt, so daß bei unserer Ankunft hundertfünfzig Schauspieler für Aufnahmen bereitstanden. Auch Dick und Lew trafen wir wieder, des langen Wartens recht überdrüssig. Jetzt gab es aber zum Ausgleich für die erzwungene Muße viel harte Arbeit für sie, die Tonaufnahmen des Häuptlings und seines Hofstaats.

Nun muß ich von einer unerfreulichen Begleiterscheinung dieser Afrikareise erzählen. Ich war in eine recht unangenehme Lage gekommen Als wir von Lulenga nach dem Mikeno wollten, fing es an. Wir hatten kein Geld mehr. Das Auto, das wir auf der Rutschuru-Ebene benutzten, hatte uns für 13 Tage fast 4000 Mark gekostet, dabei war es ein 1-Tonnen-Lastwagen, den man in Amerika neu für 2700 Mark bekommt. Auch andere Ausgaben waren höher gewesen als vorausgesehen, und das Ergebnis war niederdrückend: Geldmangel. Um Abhilfe zu schaffen, schickte ich ein Telegramm nach Nairobi. Um diese Botschaft bis zum nächsten Telegraphenamt, Costermansville, zu bringen, brauchte ein eingeborener Läufer vier Tage. Wir rechneten, daß das Geld in längstens vier Tagen auf telegraphischem Wege in

Costermansville sein könnte. Das hieß also, daß wir in spätestens zwölf Tagen wieder Geld genug zur Verfügung haben würden. Wir mußten indessen drei Wochen warten, ehe der Läufer nach der Mission zurückkehrte, und dann erfuhren wir, daß unser Geld nicht angekommen war. Da standen wir also mit hundertfünfundsechzig Trägern und zehn Führern! Dazu kam eine beträchtliche Summe, die wir dem Häuptling für gelieferte Nahrungsmittel schuldeten, von den Kosten für die Weiterreise gar nicht zu reden.

Die Missionare kamen uns zu Hilfe und liehen uns Geld genug, um alle unsere dortigen Rechnungen zu begleichen. Auch unsere Abreise wurde nur dank der Unterstützung durch die Priester möglich. In Rutschuru streckte uns Herr Dubuisson das nötige Geld zur Bezahlung unserer Unkosten vor. Wir brauchten Autos, um nach Chombe zu kommen, und als wir unser Ziel erreichten, merkten wir, daß Ndesis Schauspieler Bezahlung für ihr Auftreten erwarteten. Wieder half uns Herr Dubuisson aus.

Unsere Schulden waren noch immer die schwerste Last, die wir mit uns schleppten, als wir am Sonntag, dem einzigen freien Tag der Straßenarbeiter, mit einer Karawane von dreihundert Trägern den Steilhang hinaufklommen. Kabascha erreichten wir gegen Mittag, wieder ohne Geld, um unsere Rechnung zu bezahlen. Noch einmal mußten wir borgen, diesmal von Herrn Maes, dem Aufsichtsbeamten beim Straßenbau.

In Kabascha erlitt Lew unglücklicherweise einen Fieberanfall. Da uns sehr viel daran lag, in die Alumbongo-Berge zu kommen, um unsere Gorilla-Aufnahmen fortzusetzen, zogen Osa, De Witt und ich weiter. Dick blieb bei dem Kranken zurück, der von dem Lagerarzt behandelt wurde. Vor dem Aufbruch übergab ich Dick eine Liste unserer verschiedenen Schulden mit der Anweisung, die Beträge zurückzuzahlen, sobald unser Geld einträfe.

Hauptmann Absil, der Oberleiter des gesamten Straßenbaus, hatte uns einige Zeit vorher aus Lubero geschrieben, daß seiner Ansicht nach ein 160 Kilometer vor Kabascha liegendes Eingeborenendorf die günstigsten Aussichten böte, Gorillas zu finden. Wir befolgten diesen Rat, verließen Kabascha bei Tagesanbruch und trafen in dem Dorf, das den Namen Kibondo führte, gegen 4 Uhr nachmittags ein. Die ganze Strecke über war die Straße glatt und fest, dennoch mußten wir vielfach den zweiten Gang einschalten — wegen des häufigen Auf und Ab

und der vielen Haarnadel-ähnlichen Kehren. Die Eingeborenen in Kibondo versicherten uns, wir würden Gorillas finden; doch ich hegte Zweifel. Meines Wissens war in dieser Gegend noch nie ein Gorilla getötet oder gefangen worden, ebenso wenig hatte ich etwas von einer Gorilla-Expedition nach diesem Teil des Landes gehört. Daß die großen Affen so leicht zu erreichen sein sollten, ohne daß die Außenwelt es gewahr wäre, schien unwahrscheinlich, und doch erwies es sich als Tatsache. Wir haben dort Gorillas gefunden und viele aufregende Abenteuer dazu.

Kibondo, ein Dorf in etwa 2400 Meter Meereshöhe, erreichten wir am 8. November. Die Bevölkerung bestand aus hundert Schwarzen, arbeitsamen Männern, die ihre Felder am Berghang mit Mais, süßen Kartoffeln, Bananen und Yam bestellten, auf einem kleinen Streifen zogen sie Bohnen und Erbsen. An Pflanzenwuchs glich das Gelände dem am Mikeno. Bambuswälder, dicke Kriechpflanzen, Lianen und verkrüppelte Bäume herrschten vor, zwischen ihnen streckte hier und da ein Urwaldriese seine Äste gen Himmel. Wilden Sellerie konnte ich nicht entdecken. Die Berge sahen nicht einladend aus, sie schienen steiler und gefurchter als im Mikeno-Gebiet.

Früh am nächsten Morgen machten Osa, De Witt und ich mit sechs unserer ostafrikanischen Leute als Kameraträgern den ersten Vorstoß in die Alumbongo-Berge. In Bezug auf befriedigende Ergebnisse sahen wir noch immer recht schwarz. Wir kamen indes viel leichter vorwärts als erwartet, da wir den von Eingeborenen längs der Berghänge geschlagenen Pfaden folgen und so das ständige Steigen vermeiden konnten, das uns am Mikeno so lästig war.

Nur fünfundzwanzig Minuten vom Dorf entfernt drang das Geräusch in Bambusgestrüpp äsender Gorillas an unser Ohr. Selbst dann war ich noch nicht überzeugt; ich dachte, die Tiere, die das Geräusch hervorbrachten, könnten ebensogut Schimpansen sein. Ich ließ daher die andern zurück, nahm ein Gewehr und kroch auf allen vieren auf das Krachen zu. Ich hatte nur 100 Meter zu gehen, doch sie kamen mir vor wie eine Meile. Einen Pfad gab es nicht, der einzige Weg, mein Ziel zu erreichen, war der durch den Busch. Mit dem Taschenmesser schnitt ich die Lianen ab, die das Vorwärtskommen behinderten, und kämpfte mich so still wie möglich vor. Es bedurfte halbstündiger, ermüdender Arbeit, um die kurze Entfernung zu überwinden, aber dann erblickte ich, was ich suchte. Der Affe war hinter dichten Schatten

verborgen, und ich konnte ihn nicht deutlich sehen. Ich wollte sicher gehen, daß meine Einbildungskraft mir keine Streiche spielte, und duckte mich daher in das Unterholz, bis das Tier näher herankam. Als der gewaltige Affe aus dem Dämmerlicht heraustrat, schwanden alle Zweifel: es war ein riesenhafter, ausgewachsener, schwarzer Gorilla in der Blüte des Lebens. Ich war begeistert.

Es fiel mir schwer, mich ruhig zu verhalten, als ich den Gorilla gemächlich davontrotten sah, und ich war gerade im Begriff, mich zu bewegen, als ein zweiter erschien, der dem ersten folgte. Auch dies war ein kräftiges, ausgewachsenes, aber noch kein altes Tier, es hatte kein Silberhaar auf dem Rücken. Als nun unmittelbar vor mir das Geräusch weiterer äsender Gorillas erklang, schenkte ich den beiden ersten keine Beachtung mehr und suchte mir behutsam einen Weg nach vorn. Die Affen zogen sich zurück, aber ich folgte ihnen immer weiter und kam schließlich auf einem gangbaren Pfad heraus, der sich nach etwa 100 Metern Y-förmig gabelte. Meine Ohren sagten mir, daß ich von Gorillas umgeben wäre. Ich setzte mich daher an einer Stelle nieder, von der aus ich beide Gabelungen des Pfades übersehen konnte, um die Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Die Gegend war für Aufnahmen vorzüglich geeignet; leider hatte ich keine Kamera mit. Vor der Weggabelung wuchs kurzes Gras, das weder von Buschwerk noch anderem dichten Pflanzenwuchs unterbrochen war. Ich wußte, daß ich eine herrliche Gelegenheit zum Photographieren verpaßte, doch ich verhielt mich ganz ruhig, und es dauerte nicht lange, da erschien etwa 20 Meter entfernt auf dem linken Pfad ein wundervoller Gorilla von gewaltiger Größe mit einem glatten, wohlgepflegten Pelzkleid. Mit dem ungestörten Benehmen eines Waldhüters schritt der riesige Affe auf mich zu, gelegentlich blieb er stehen, um sich mit den Fingern Bambusstückchen aus den Zähnen zu holen. Dann lief er auf allen vieren weiter. Schließlich setzte er sich hin und sah mit einem gelangweilten, hochmütigen Gesichtsausdruck um sich. Eine bessere Gelegenheit für eine Ganzaufnahme eines voll erwachsenen Gorillas hatte sich mir noch nicht geboten. Dies Tier war ein herrliches Muster seiner Gattung, auf den ersten Blick schien es nur aus Bauch zu bestehen. Ganze drei Minuten saß der Affe da in der Haltung eines tiefsinnigen Denkers, der über irgendeine für das Weltganze lebenswichtige Frage nachgrübelt. Dann setzte er nach einem faulen Dehnen und Strecken mit einem zufriedenen Seufzer

seinen Spaziergang fort. Langsam, ohne den leisesten Verdacht meiner Gegenwart, kam er auf mich zu.

Das mächtige Tier, das einen Mann hätte in Stücke reißen können, war etwa 2 Meter vor mir, als es meine Anwesenheit merkte. Im Augenblick änderte sich seine Haltung, sein ruhiges, fast edles Benehmen machte einer feindseligen, wilden Kampfstellung Platz. Ich will nicht sagen, daß seine Haare sich sträubten, aber er schien zu wachsen, doppelt so groß zu werden wie vorher, als er da vor mir stand, alle Nerven zum Kampf angespannt. Eine Sekunde lang starrte er mich an, ohne zu zucken. Ich hatte das Gewehr im Anschlag, aber selbst so war meine Lage bedrohlich. Ich bezweifle, ob es überhaupt eine Jagdwaffe gibt, die diesen Gorilla hätte zu Boden strecken oder aufhalten können, ehe er den kurzen Abstand zwischen uns übersprang. Die furchtbare Spannung löste sich wie mit einem Peitschenknall, als der große Affe plötzlich herumwirbelte und nach dem Pfad zurückzurennen begann. Seine Art zu laufen war zum Lachen komisch, sein Gang sah scheußlich aus, er schleuderte die Hände und Füße nach allen Richtungen hin; trotz alledem kam er sehr schnell vorwärts. Ich lief rasch nach einer kleinen Buschgruppe hinter dem Pfad, von wo ich sehen konnte, wie der Gorilla nach etwa 100 Metern stehenblieb, mit einem verwirrten Gesichtsausdruck vorsichtig zurückschaute und dann in der Dschungel verschwand.

Dicht an den Boden geschmiegt blieb ich wo ich war, still wie ein Schatten. Mehrmals hörte ich das Knacken von Bambus auf dem rechten Pfad und begann dort entlang zu kriechen. Da hörte das Geräusch auf. Ich kroch weiter bis zu der Stelle, wo das Tier gewesen sein mußte, konnte jedoch nichts entdecken. Wieder duckte ich mich nieder und konnte jetzt den Pfad etwa 30 Meter weit überblicken. Sogleich kam ein großer Gorilla in Sicht. Er war so schnell und mißtrauisch in seinen Bewegungen, daß ich glaube, es ist derselbe gewesen, den ich auf dem linken Weg getroffen hatte. Das Tier kam mit betonter Vorsicht näher und schaute sich behutsam um. Ich war in guter Deckung, und es sah mich nicht, aber allem Anschein nach bekam es meine Witterung, denn ganz unerwartet tauchte es im Busch unter und verschwand.

Welch gute Nachrichten für meine Gefährten! Ich schlug den Rückweg zu Osa und De Witt ein, verlor jedoch durch Unachtsamkeit die Richtung und ging fehl. Ahnungslos stieß ich auf eine Gruppe von





Gorillas in den Alumbongo-Bergen.
(Vgl. die Bilder neben Seite 105.)





Gorillas in den Alumbongo-Bergen.
(Vgl. die Bilder neben Seite 105.)



vier Gorillas, ein großes Muttertier mit einem Jungen auf dem Rücken und zwei halbwüchsige Affen. Sie faulenzten unter einem Baum, und ich konnte sie eingehend betrachten, ehe sie mich erblickten und enteilten — trotz ihrer Aufregung lautlos, also ganz unähnlich ihren Vettern vom Mikeno, die sofort kreischten, wenn sie sich gestört fühlten.

Es wurde ein schwieriges Stück Arbeit für mich, aus dem Unterholz herauszufinden. Pfeifen und Schreien blieb ohne Erfolg. Als ich bis an die Knöchel im Sumpf watete, merkte ich, daß ich mich völlig verirrt hatte. Ich behielt jedoch die einmal eingeschlagene Richtung bei und blieb alle 100 Meter stehen, um zu schreien und zu pfeifen. Endlich hörte ich einen willkommenen Antwortruf von einem der Träger, und fünfzehn Minuten später war ich wieder bei meinen Freunden. Auf dem Rückweg hatte ich ein großes Süßkartoffelfeld überquert, einen der vielen Gärten, die die Eingeborenen an den Hängen des Alumbongo angelegt haben.

Der Name Alumbongo für dies Gebirge ist nicht amtlich. Es liegt im Alumbongo-Bezirk, der nach dem Hauptdorf so heißt. Ich habe versucht, den Namen des Gebirgszugs von den Eingeborenen zu erfahren, doch da sie die Kingwana-Mundart nicht kannten, konnten sie nicht verstehen, was ich herauszubekommen wünschte. Wenn ich auf die verschiedenen Gipfel zeigte, nannten sie mir jedesmal den Namen des einzelnen Berges, doch nie den des Gebirges. Später versuchte ich auf der Behörde in Irumu mein Heil, aber es gab dort keine Berichte, aus denen man die Auskunft hätte ziehen können, und die Karten des Gebiets waren ungenau und unvollständig.

Das Ausfragen der Eingeborenen an dem Abend im Lager brachte mir wenig Aufschlüsse. Für sie waren die Gorillas ein Teil des Landes, des Alltagslebens, ebenso wie Pferde, Hunde und Katzen für den Europäer. Sie konnten nicht verstehen, warum uns diese Tiere mehr fesselten als die Bäume oder die Vögel. Das Gelände liegt außerhalb des Albert-National-Parks, ist also kein Wildschutzgebiet. Es überraschte mich daher, daß noch kein Jäger und keine Expedition dort gewesen war.

Die Eingeborenen hatten eine gesunde Furcht vor dem Gorilla, aber ich konnte keinen verbürgten Bericht erhalten, daß einer von ihnen jemals durch diese Tiere zu Schaden gekommen wäre. Sie erzählten mancherlei Geschichten von der riesigen Stärke und Wildheit des Affen, aber keiner behauptete, daß sie von ihm angegriffen oder ver-

folgt worden wären. Auch hier wieder fragte ich, ob Gorillas Frauen wegschleppten, und ebenso wie meine Führer vom Mikeno antworteten diese Leute mit einem Lachen. Ich habe dieselbe Frage Hunderten von Eingeborenen an entlegenen Stellen des Gorillalandes gestellt, stets mit demselben Ergebnis. Für sie war der Gedanke albern. Ich bin nunmehr überzeugt, daß, solange die Welt steht, noch niemals ein Affe einen Menschen verschleppt hat, sei es Mann, Frau oder Kind, trotz aller gegenteiligen Berichte. Und den Eingeborenen muß ich auch noch finden, der jemals einen Gorilla einen Menschen hätte angreifen sehen.

Ich bemühte mich, über die Ausdehnung und die Grenzen des Gorilla-Wohngebiets auf diesem Gebirgszug Auskünfte zu sammeln, doch ohne rechten Erfolg. Die von den Eingeborenen genannten Ortsnamen bedeuteten für mich wenig. Gorillas gäbe es überall in der Gegend, behaupteten sie, die Affen zögen nicht umher mit den Jahreszeiten, denn der Temperaturwechsel sei gering, was die Wanderung unnötig machte. Übereinstimmend behaupteten sie weiter, daß jede Gorillahorde ihr eigenes Gebiet hätte, in dem sie umherstreifte, und daß sie den Einbruch fremder Horden nicht duldete. Falls eine Horde in das Gebiet einer andern eindränge, wäre ein Kampf die Folge. Ich selbst glaube das nicht, weil ich später drei Horden im Abstand von 1,5 Kilometer voneinander angetroffen habe.

15. Eine „wilde Jagd".

Nach Einbruch der Dunkelheit setzte ein wahrer Wolkenbruch ein und hielt die Nacht durch an — eine Erinnerung an die traurigen Tage auf dem Mikeno. Als wir erwachten, war Tumbu, unser Kolobus-Äffchen, sehr krank. Das ging uns allen zu Herzen, denn das schöne Fräulein hatte während der Reise unser aller Zuneigung gewonnen. Jeder versuchte, etwas für das Tier zu tun, oder schlug etwas vor. Doch Tumbu konnte nichts bei sich behalten und verkroch sich schließlich unter einen Busch, sie fühlte sich zu elend, um auch nur unsere besorgte Aufmerksamkeit zu ertragen, die sie sonst stets zu schätzen gewußt hatte. Teddy, der Schimpanse, und Elenor, der andere Kolobus-Affe, waren frisch und munter.

Nachdem wir alles getan hatten, was wir tun konnten, um Tumbu Linderung zu verschaffen, verließen wir das Lager und erreichten nach zwölf Minuten eine Horde Gorillas. Als unsere Führer, die vorangingen, unerwartet die Affen erblickten, eilten sie mit dem Lärm eines trampelnden Elefanten nach hinten. Natürlich verschwanden die Affen schleunigst.

Jetzt ging ich voran, doch wir mußten die Spur eine halbe Stunde verfolgen, bis wir in einem dichten, dunklen Gestrüpp von Gebirgssträuchern auf die Gorillas stießen. Heute wollte ich es mit einer neuen Art Bildjagd versuchen. Ich schickte Bukari und die Träger der Horde in den Rücken, sie sollten den Affen einen Schreck einjagen, damit sie auf uns zu liefen. Der Gedanke erwies sich als ausgezeichnet. Bald sahen wir verschiedene Gorillas in der Deckung der Dschungel an uns vorüberstürzen, doch keiner betrat die Lichtung, auf die meine Kamera eingestellt war. Diesmal ließen die Affen ihr uns so vertrautes Kreischen ertönen, und jetzt war ich beinahe froh darüber, denn ich hatte schon gefürchtet, die hiesigen Gorillas wären stumm.

8*

Anscheinend verstreute sich die Horde. Während der nächsten Stunde sahen wir mehrere einzelne Tiere, die jedoch sämtlich unsere Nähe bemerkten, so daß wir nicht zur Aufnahme kamen. Nach einer weiteren Stunde etwa fanden wir die Nester der Horde von der vergangenen Nacht. Es waren zehn, und zwar kleiner und nicht so geschickt gebaut wie die ihrer Verwandten vom Mikeno.

Bei der Rückkehr zum Lager machten wir einen großen Bogen, um die aufgeschreckte Horde nicht noch mehr zu beunruhigen. Als wir dicht genug am Dorf waren, um die Stimmen der Bewohner zu hören, schlug das Geräusch weiterer Gorillas an unser Ohr, die ihrer gewohnten Beschäftigung, dem Bambusschälen, nachgingen. Ich kroch auf einem bequemen Pfad an sie heran und erblickte drei, die auf einem schattigen Platz, wo das Licht gut war, ästen. Als ich die Handkamera zu drehen begann, liefen sie vor dem Geräusch sofort weg. Diesmal hatte ich jedoch ein paar Meter guten Film erzielt, der zwei halbwüchsige und einen fast ausgewachsenen Affen zeigte.

Zur Beleuchtung der Tatsache, wie dicht die Gorillas an unser Lager herankamen, sei hinzugefügt, daß ich, gerade als ich mich nach beendeter Aufnahme umdrehte, eins unserer Hühner gackern hörte, das eben ein Ei gelegt hatte.

Die zwei Hennen hatte ich mehrere Monate vorher gekauft. Ganz abgesehen von ihrer Nützlichkeit — sie legten durchschnittlich jeden Tag ein Ei — waren sie Lieblinge des ganzen Lagers geworden, so daß wir den Köchen nicht erlaubten, sie zu schlachten. Das waren also zwei weitere lebende Wesen, die wir über Hunderte von Meilen des Kongolandes mitschleppten. Schließlich sind sie in Nairobi gelandet.

Über Tumbus Schicksal beunruhigt, kehrte Osa vor uns ins Lager zurück. Sie fand das Tier noch sehr krank. Es regnete den ganzen Nachmittag; da beschlossen wir, einen Ruhetag im Lager einzuschalten.

Am nächsten Tag machten wir eine denkwürdige Gorillajagd mit. Der Regen hatte uns den Morgen über im Zelt festgehalten. Gegen Mittag erschien ein Schwarzer im Lager und meldete Gorillas in der Nähe. Er hätte mehrere hundert Leute mit; jetzt solle der Fang vor sich gehen.

Hier muß ich zum Verständnis einiges einschalten. Ich hatte mir von der belgischen Regierung einen Erlaubnisschein für den Fang eines Gorillas verschafft und hoffte, daß sich im Alumbongo-Gebiet die Ge-

legenheit dazu bieten würde. Nun hatten wir auf der Fahrt von Kabascha nach hier bei Makanda einen großen Trupp Neger getroffen, die unter Führung eines stolzen, eingebildeten Soldaten Elefantenfleisch aus dem Walde schleppten. Er heiße Pohko, stellte der Mann mit dem Gewehr sich vor, er habe gerade zwei Elefanten geschossen und bringe das Fleisch nach Lubero zur Behörde. Er zeigte uns tatsächlich auch zwei Paar Stoßzähne, von dem eins gut 150 Pfund und das andere etwa 75 Pfund wiegen mochte.

Als wir auf Gorillas zu sprechen kamen, ließ Pohko in aller Bescheidenheit verlauten, daß er den Urwald besser kenne als irgendeiner. Da nahm ich ihn beim Wort. Ich händigte ihm einen Zettel an den Bezirksbeamten in Lubero aus mit der Bitte, mir den Mann zu leihen. Zwei Tage später erschien Pohko bei uns mit dem notwendigen Ausweis, und wir stellten ihn in unsere Streitmacht ein.

Mit dem Dorfhäuptling hatte ich verabredet, daß er mir einige tüchtige Leute für den Fang zur Verfügung stellte.

Nun also wollte Pohko seine Kunst zeigen. Als wir heraustraten, um unsern Haufen Gorillajäger zu besichtigen, entdeckten wir, daß die mehreren hundert, die Pohko gemeldet hatte, auf fünfundsiebzig zusammengeschmolzen waren. Ein Dutzend halb verhungerte Hunde führten sie mit. Diese Hunde, so erklärte der Führer, wären geübte Jäger, die die Gorillas aufspüren und stellen würden, während wir nur auf sie zu zu gehen und einen zu ergreifen brauchten. Das klang zu schön, um wahr zu sein, und es kam auch ganz anders.

Zwanzig Minuten vom Lager stießen wir auf eine Gorillafährte. Sofort begannen alle Schwarzen auf einmal zu plappern, und die Hunde heulten laut genug, um kilometerweit entfernten Affen ihre Anwesenheit zu verkünden. Ich erlaubte mir, auf diese Tatsache aufmerksam zu machen, doch der große Jäger Pohko versicherte mir, die Gorillas wären so an die Geräusche der Eingeborenen gewöhnt, daß sie dem Lärm keine Beachtung schenkten. Ich dachte anders darüber, war indessen gespannt zu sehen, wie die Jagd unter diesen Umständen vor sich gehen würde.

Als nächstes begann Pohko eine Beratung mit den Eingeborenen, die etwa zehn Minuten dauerte. Jeder von ihnen schien seinen eigenen Plan zu haben, doch schließlich nahmen sie die Fährte auf. Zwei Stunden lang ging es bergauf und bergab, durchs Dickicht teilweise auf Händen und Knien. Die Schwarzen plapperten lustig weiter,

und die Hunde hörten nicht auf mit Bellen, um den Gorillas recht deutlich zu verstehen zu geben, daß sie uns aus dem Wege bleiben möchten. Nun verlangte Osa, daß der Lärm aufhörte, und ich beschwerte mich noch einmal bei Pohko, der mir wiederum versicherte, daß dies die Art der Eingeborenen sei, Gorillas zu jagen. Sie würden die Tiere bald müde gehetzt haben, und dann würden die Hunde kurzen Prozeß mit ihnen machen.

So trotteten wir also weiter. Die Gorillas hörten wir ständig vor uns, einige kreischten, einige schlugen sich auf die Brust. Schließlich machten die Schwarzen halt und richteten die Bühne für den Höhepunkt des Schauspiels her. Zur Vorbereitung des Angriffs ließen sie die Hunde los, die auch sofort zu laufen begannen — geradeswegs nach hinten, den Schwanz zwischen den Beinen.

Fünfzehn Minuten vergingen darüber, daß die Jäger versuchten, ihre Hunde mit Schmeichelworten wieder an die Koppel zu locken, doch die Hunde wollten nicht. Sie waren wohl schon näher an die Gorillas heran gewesen, als für ihren Seelenfrieden gut war. Nun wurde es De Witt zu albern. Wütend und angewidert kehrte er zum Lager zurück. Osa und ich beschlossen jedoch, uns den Unfug bis zum Ende anzusehen, so ging es wieder eine Stunde oder noch länger vorwärts. Ich wurde allmählich müde vom Laufen.

Wir betraten jetzt ein Tal, das mit Neger-Taro bepflanzt war, nicht dem echten Südsee-Taro, sondern einer Pflanze, die diesem in Blatt und Wurzel gleicht. Hier teilten sich die Schwarzen in Gruppen, und jetzt zum erstenmal sah ich eine Möglichkeit des Erfolges. Sie wollten die Gorillas umgehen. Zwei Drittel der Leute verschwanden in der Dschungel, während die Zurückbleibenden einen 100 Meter breiten Strich am Berghang mit ihren Messern freimachten, nicht ohne unaufhörlich zu plappern.

Eine halbe Stunde arbeiteten sie wie die Wütenden, dann konnten wir die Treiber näher kommen hören, näher und näher, bis sie uns schließlich erreicht hatten. Aber nicht ein Gorilla war erschienen. Jetzt kam ein Neger gelaufen mit der Meldung, die Affen seien 1,5 Kilometer hinter uns und kehrten auf ihrer alten Spur zurück. So eilten wir rückwärts, und als wir in Hörweite gekommen waren, wurde ein neuer Versuch unternommen, die Horde zu umzingeln. Wieder machten die Männer in wahnsinnigem Eifer mit ihrem Messer einen Pfad frei. Wieder verschwanden die Treiber im Busch, doch

kein Gorilla erschien. Das wiederholte sich noch zweimal mit demselben Erfolg.

Wieder kam ein Schwarzer gelaufen: die Gorillas flöhen über einen entfernten Hügel, der so hoch wäre, daß er einem Berg gliche. Weiter ging's! Osa und ich waren bereit aufzugeben, doch die Eingeborenen schienen in ihrer Aufregung gar nicht zu merken, daß wir mehrere Stunden in schwierigem Gelände marschiert waren. Außerdem waren sie fest überzeugt, daß sie erreichen würden, was wir uns vorgenommen.

Wieder eine Stunde Klettern, Kriechen und Hinabgleiten. Einmal bellte ein Hund. Da waren die Schwarzen so verängstigt, daß sie in heller Aufregung zu uns zurückgestürzt kamen. Als sie hörten, daß es nur ein Hund wäre, nahmen sie die Fährte wieder auf. Wieder begann ein Hund, der in der Dschungel allein war und Angst hatte, nach seinem Herrn zu heulen. Die Schwarzen fuhren fort zu plappern und umherzuspringen. Sie waren allem Anschein nach eifrig bei der Sache. Wieder einmal näherten wir uns Gorillas, und wieder entkamen sie uns.

Nun hatten wir genug. Da wir glaubten, weit vom Lager entfernt zu sein, und merkten, daß die Jagd zum Unfug geworden war, befahlen wir Pohko, das Unternehmen abzublasen. In Erwartung eines mühseligen Heimwegs begannen wir den Rückmarsch, aber zu unserer unverhohlenen Freude erreichten wir das Lager in weniger als einer halben Stunde. Wir waren ständig im Kreise gewandert.

De Witt, der einen geruhsamen Tag im Lager verbracht hatte, eilte uns entgegen, „um unsern gefangenen Gorilla zu bewundern", doch ich warf ihm einen so vernichtenden Blick zu, daß er verstummte. Das war das Ende unserer Gorillajagd mit den Eingeborenen.

Am andern Morgen regnete es in einem hin, wir brachten die Zeit nützlich damit zu, zum Kauf angebotene Gorillaschädel zu prüfen. Ich konnte ein halbes Dutzend interessanter Stücke für das American Museum of Natural History erwerben. Zur Auswahl hatten wir dreißig, doch die meisten waren alt, vermodert und beschädigt.

Während des klaren Wetters am Nachmittag nahmen wir das Auto, fuhren etwa 15 Kilometer weit der Straße nach, ließen dann den Wagen stehen, wo wir gerade waren, und schlugen uns ohne Führer in den Busch. Schon nach zehn Minuten stießen wir auf eine Gorillahorde. Unglücklicherweise bekamen die Affen unsere Witterung

und flohen. Wir machten keinen Versuch, ihnen zu folgen, sondern nutzten die Zeit aus, um von der wundervollen Gebirgsaussicht, die sich uns an dieser Stelle bot, Aufnahmen zu machen — eine schöne, langgestreckte Kette von Hügeln, Bergen und Buschgebiet.

An den folgenden drei Tagen fuhren wir in Begleitung der Führer ein 75 Kilometer langes Stück Straße ab, und jedesmal, wenn wir in den Busch gingen, fanden wir Gorillas. An einem Tag stießen wir bei einem dreistündigen Marsch auf drei verschiedene Horden. Da das Gelände uneben war, glaube ich, daß wir höchstens 10 Kilometer zurückgelegt haben. 3,5 Kilometer die Stunde kann man in diesem bergigen Gelände schaffen, aber es bedeutet eine wirkliche Anstrengung. Dabei Aufnahmen zu machen, ist unmöglich.

Weiße schienen in diesem Bezirk mehr oder weniger zu den Seltenheiten zu gehören, jedenfalls kamen die Eingeborenen aus viele Kilometer weit entfernten Dörfern ins Lager, um uns Speere, Bogen, Pfeile, Hörner und andere Sammelgegenstände zum Verkauf anzubieten. Unter den Besuchern waren auch zwei Häuptlinge, die aus entgegengesetzten Richtungen kamen. Der Beschreibung nach lag ihr Gebiet je 30 Kilometer von uns entfernt, und beide berichteten, daß in dem an ihre Dörfer grenzenden Gelände und weit darüber hinaus Gorillas vorkämen.

Nach einigem Hin- und Herrechnen kam ich zu dem Schluß, daß das Gorillagebiet der Alumbongo-Berge sich 64 Kilometer weit von Osten nach Westen und 75 Kilometer weit von Norden nach Süden erstreckt. Das ergäbe eine Fläche von mehr als 4800 Quadratkilometer. Nach dem, was ich von den Gorillahorden und der Zahl ihrer Mitglieder gesehen habe, zu schließen, schätze ich, daß es mindestens zwanzigtausend Gorillas in diesem Gebirge gibt.

Eines Morgens, nachdem wir vom Lager aus eine Stunde marschiert waren, ohne einen Gorilla zu sehen, brachte mich die Neugier in eine mißliche Lage. Der Weg führte meist bergauf, bergab, und wir waren schon sehr müde, als wir in ein Tal einbogen, in dem die Taro-ähnliche Pflanze wuchs. Wir sandten die Führer aus, um nach den scheuen Affen Ausschau zu halten, und setzten uns — Osa, De Witt und ich — zum Ausruhen auf einen einladenden Baumstamm. Da erblickte ich vor mir eine Pflanze, die ich nicht kannte, zog die Wurzel aus der Erde, schälte die Außenhaut ab und kostete das Innere. Osa wollte ebenfalls ein Stück haben, was ich ihr auch gab. Wir fingen an,





Gorillas in den Alumbongo-Bergen.
(Vgl. die Bilder neben Seite 105.)





Gorillas in den Alumbongo-Bergen.
(Vgl. die Bilder neben Seite 105.)



das Wurzelfleisch zu kauen, und sofort begann uns der Mund wie Feuer zu brennen. Wir spien die Wurzel gleich aus, doch das Brennen blieb, im Gegenteil, es wurde noch schmerzhafter und zog sich bis zur Kehle hinunter. So ein scheußliches Gefühl im Mund habe ich noch nie gehabt. Es dörrte die Schleimhaut aus wie Lauge. Törichterweise tranken wir Wasser, um das Stechen zu betäuben. Das machte die Sache natürlich nur schlimmer, da der Reizstoff so die Speiseröhre hinunter bis in den Magen gespült wurde. Eine halbe Stunde lang standen wir Qualen aus, und den ganzen Tag über blieben die Wirkungen der Wurzel noch spürbar. Auf Anfragen haben wir später erfahren, daß am Genuß dieser Pflanze schon Leute gestorben sind. Ein kräftiger Aufguß des Wurzelsaftes werde von den Eingeborenen zum Vergiften ihrer Pfeilspitzen verwendet. Ich möchte für die Wahrheit dieser Angaben nicht einstehen, aber ich bin froh, daß wir nichts von dem Wurzelfleisch und nur sehr wenig von dem Saft hinuntergeschluckt haben.

16. Wir fangen Gorillas lebendig.

Mit der Zeit hatte ich jedes Zutrauen zu den Gorilla-Fangweisen der Eingeborenen verloren. Ich bezweifle, ob sie überhaupt je einen lebendig erwischt haben. Unsere Aussichten, einen zu fangen, begann ich allmählich als sehr düster anzusehen; da dämmerte unvermutet der ereignisreiche Tag herauf. Wir waren im Wagen unterwegs. Etwa 30 Kilometer vom Lager hielten wir an, um uns mit einigen vorbeikommenden Eingeborenen zu unterhalten. „Habt ihr Gorillas gesehen?" fragte ich, wie ganz nebenbei. „Aber ja", antwortete der eine, „wir haben sie eben hier neben der Straße gehört."

Wir stiegen aus, horchten und hörten tatsächlich die Tiere nicht mehr als 30 Meter über uns. Mit den Trägern, die die Kameras schleppten, begannen wir den Berghang emporzuklimmen. Das Bambusgehölz war nicht so dicht wie sonst, breite Pfade führten in jeder Richtung hindurch. Plötzlich kam mir der Gedanke, daß dies das Hauptquartier sämtlicher Gorillas des Gebirgszugs sein müsse.

In fünf Minuten stießen wir auf die Horde; die Affen bemerkten uns im selben Augenblick und eilten davon. Bei der Verfolgung verloren wir die Spur, behielten aber die eingeschlagene Richtung bei, ohne uns weit von der Straße zu entfernen. Als wir Geräusche, die die Anwesenheit einer weiteren Horde ankündigten, auffingen, ließ ich halten und kroch, mit einer Handkamera bewaffnet, behutsam allein vorwärts. Da hörte ich Stimmen. Wenn meine Ohren mich nicht täuschten, harrte unser hier in der Tat eine große Entdeckung: eine Horde Gorillas, die englisch sprachen, englisch mit amerikanischem Einschlag! Überrascht sah ich auf, und mein Blick fiel auf Dick und Lew, die durch das Buschwerk herankamen. Lew war vom Fieber genesen, aber noch geschwächt. Sie hatten unsern Wagen auf der Straße stehen sehen und haltgemacht, um uns zu suchen. Keiner von beiden hatte

einen Gorilla gesehen. Ich bat sie, bei Osa und De Witt zu bleiben, und nahm meine unterbrochene Kletterei wieder auf. Ich hatte erst etwa 30 Meter geschafft, als die Gorillas meine Nähe witterten und zu kreischen anfingen. Nun ließ ich alle Vorsicht beiseite und stürzte geradeswegs auf die Tiere zu. Meine Begleiter konnte ich mir folgen hören. Ich stieß auf zwei Jungaffen, die am Fuß eines Baumes saßen, und schritt auf sie zu, die Handkamera aufnahmefertig. Meine Kühnheit setzte die Affen so in Staunen, daß sie völlig den Kopf verloren und statt wegzulaufen auf einen Baum sprangen, der am Fuß etwa 30 Zentimeter Durchmesser aufweisen und an die 24 Meter hoch sein mochte. Hand über Hand kletterten die Tiere empor in die Zweige. Da erschien der Rest unserer Gesellschaft. Hier sahen wir uns einer neuen Lage gegenüber. Diesmal waren die Affen über uns. Entwischen konnten sie nicht. Da beschloß ich, meine eigene Art des Gorillafangs zu versuchen. Dicht neben dem Baum standen zwei weitere, mit Lianen behangen. Ich fürchtete, die Tiere könnten dort hinüberspringen, und befahl meinen Schwarzen, rings um den Baum, auf dem unsere Beute in der Falle saß, alles niederzulegen.

Dann ging ich einige Meter in der Richtung vor, nach der der Rest der Horde davongeeilt war, rechnete allerdings nicht damit, sie noch zu finden. Doch als ich mir den Weg durch das Unterholz bahnte, stürzte ein alter Silberrücken auf mich zu, der anscheinend über das Schicksal der beiden Jungaffen beunruhigt war. Wie alle Gorilla-Angriffe, die wir ausgestanden hatten, war auch dieser nur blind. Aber ich konnte den Alten dabei in Ruhe betrachten. Hatte ich bis zu diesem Augenblick geglaubt, die Alumbongo-Gorillas wären kleiner als die am Mikeno, so genügte ein Blick auf dieses Tier, um solche Gedanken zu vertreiben. Es war so groß, wie ein Gorilla nur werden kann.

Ich selbst mit der Handkamera, Lew und Dick mit Elefantenbüchsen, nahmen wir zu dritt die Verfolgung des Riesen auf. Er setzte seine Scheinangriffe fort, auf steifen Beinen auf und ab stampfend. Fünfmal kam er kreischend vor Wut auf mich zu und gab mir Gelegenheit zu schönen Aufnahmen. Dann stellte er seinen Versuch, die Jungen zu schützen, ein und rannte unter gellenden Schmähungen und Klagelauten davon.

Doch er entkam uns nicht. Wir blieben ihm unmittelbar auf der Spur, und als wir ihn wieder erblickten, war er mit sieben andern Affen zusammen. Sofort nahm er seinen Posten als Nachhut wieder

ein, um den Rückzug der Gefährten zu decken. Sobald wir uns der Horde näherten, machte er einen Angriff. Der alte Gorilla kochte vor Wut, so wild hatte ich noch keinen gesehen. Ich hegte jetzt tatsächlich Befürchtungen für unsere Sicherheit. Tobend schrie das Tier uns seinen Trotz und Haß ins Gesicht, las Bambusstücke auf und brach sie entzwei, wobei es sich auf steifen Beinen hochbäumte. Wenn wir behutsam vordrangen, wich der Wächter zurück, in der Richtung auf seine abziehende Horde zu.

Wir kamen auf einer Lichtung heraus und erblickten die Gorillas, die einen kleinen Fluß auf einem umgefallenen Baumstamm überschritten. Lew zählte zehn Affen, doch ich gab darauf nicht acht. Mir hatte es der große Alte angetan. Hinter ihm überschritt ich den Baumstamm. Er machte noch einen letzten Angriff und verschwand dann mit den übrigen im Gestrüpp, das hier so dicht war, daß wir die Verfolgung einstellen mußten. Das war ein herrlicher Spaß für mich gewesen, dieses Scharmützel mit dem Silberrücken! Von Anfang an war ich überzeugt, daß seine Vorstöße nur Scheinangriffe waren, um den Rückzug seiner Genossen zu decken, und daß er nicht Ernst machen würde. Ich hatte einige recht gute Aufnahmen von ihm erwischt. Hier zeigte sich wieder einmal, daß die Gorillajagd die Krone allen Sports ist.

Wir kehrten zu unserem Baum zurück und fanden die Schwarzen fieberhaft an der Arbeit, den Boden ringsum freizumachen. Auch sie waren voller Begeisterung und Eifer für unsern Plan, es mit dem Einfangen zu versuchen. De Witt war zur Straße zurückgegangen, um Eingeborene als Hilfskräfte anzuwerben. Nach kurzer Zeit kehrte er mit zwanzig Mann zurück, die wir mit bei den Rodungsarbeiten anstellten.

Währenddessen machte ich Aufnahmen von den Gorillas und betrachtete sie genau. Allmählich bekam ich Mitleid mit den Geschöpfen. Es war wirklich ein kläglicher Anblick, wie sie dort oben saßen und jede unserer Bewegungen ängstlich beobachteten. Sie kletterten so hoch hinauf, wie sie konnten, hingen sich an die Zweige und starrten in die Tiefe, gespannt, was nun als nächstes geschehen würde.

Eine Stunde verging über Aufnahmen mit verschiedenen Linsen und Kameras, dann legten wir Mittagspause ein. Die Schwarzen hatten inzwischen eine 30 Meter breite Fläche rund um den Baum freigemacht und einen Streifen von 60 Meter Breite nach der Seite zu geschlagen, wo der Baum beim Fallen aufschlagen sollte.

Dann machten wir uns zu dem Kampf bereit, den wir so oft erträumt hatten, dem Handgemenge zwischen Affe und Mensch. Für Osa stellte ich eine Filmkamera auf, sie sollte das Einfangen aufnehmen. De Witt und ich zogen sämtliche Röcke an, die wir finden konnten, außerdem noch dicke Handschuhe. Unsere Leute aus Nairobi erhielten alles, was wir in den Wagen an Planen und Decken hatten. Dann bildeten wir einen Kreis um die Stelle, wohin die Spitze des Baumes fallen mußte. Als alles soweit vorbereitet war, gab ich das Zeichen für die beiden Leute mit der Axt, die nun auf den Stamm einhieben.

Der Baum schwankte, begann zu knacken und fiel; mit tosendem Krachen schlugen die Zweige auf. Die Gorillas, die mit umeinandergeschlungenen Armen niederfielen, waren betäubt, und ehe sie zu sich kamen, waren wir über ihnen. Bukari trug die Ehre des Tages davon, er fing den einen mit einer Hand. Während der Baum noch vom Fall ächzte und zitterte, war er bereits in den Zweigen verschwunden, ergriff das Tier und hatte es hilflos in eine Verdeckleinwand gewickelt, ehe es wußte, was geschah. Ein Dutzend Schwarze stürzten sich auf das andere Tier und banden es mit Decken und Planen fest. Der Fang ging so schnell vonstatten, daß ich keine Gelegenheit hatte, etwas anderes zu tun, als den Leuten Befehle zuzurufen. Auch für De Witt blieb nichts zu tun übrig, unsere Schwarzen waren zu schnell. Dick und Lew sprangen hin und her und machten Aufnahmen mit Handkameras.

Das war nun ein so schönes Stück Filmhandlung, wie ich es immer einmal zu sehen gehofft hatte, leider dauerte es nur eine Minute. Während die Gorillas, von der schwarzen Schar hilflos festgehalten, dalagen, banden Bukari und Orangi ihnen Hände und Füße mit Stricken zusammen; dann taten wir die Planen und Decken weg.

Als die Tiere sicher festgebunden waren, winkte mir Osa, ihr zu einem Baumstamm zu folgen, wo wir uns hinsetzten. „Ich weiß nicht, ob du daran gedacht hast, wie schön wir in Verlegenheit kommen können, wenn die belgischen Beamten erfahren, daß wir zwei Gorillas gefangen haben, wo wir doch nur für einen Genehmigung haben?" fragte sie. Ich mußte zugeben, daß ich in der Aufregung der Jagd daran nicht gedacht hatte. Während wir nun die Lage besprachen und uns überlegten, was zu tun sei, erschien Bukari mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht. „Bwana", sagte er auf Kisuaheli, „der eine Gorilla ist ein Männchen, und der andere ein Weibchen. Wenn sie

am Leben bleiben, wirst du später einmal eine Gorillafamilie mit vielen kleinen Gorillakindern haben."

Das gab der Sache ein anderes Gesicht. Wir waren ganz sicher, daß die Regierung uns unter diesen Umständen die Genehmigung für das zweite gefangene Tier erteilen würde, denn noch nie vorher war ein Paar lebendig gefangen worden, und die Möglichkeiten für wissenschaftliche Beobachtungen, die diese beiden boten, schienen von großer Bedeutung.

Sobald die Gorillas gefesselt waren, machten sie geringe Anstrengungen zu entkommen. Sie hatten Angst, und all ihr kühner Kampfesmut war erstorben. Die armen Affen sahen mit flehenden Augen zu uns empor. Sie waren bestürzt und verwirrt über diese plötzliche Wendung der Dinge. Es waren ausgesucht schöne Tiere in vollkommener Körperverfassung, ohne einen Riß oder Kratzer auf ihrem Haarkleid. Jedes wog mehr als 100 Pfund, die größten, die bisher gefangen worden sind. Und auch unsere Schwarzen gingen ohne jede Wunde oder Schramme aus der Schlacht hervor; es war ein glänzendes Stück Arbeit auf seiten aller Beteiligten gewesen. Die Tiere wurden nun an Stangen gebunden und jede Stange von acht Schwarzen zu unserem Wagen gebracht.

Bei unsern sämtlichen Wagen bestehen die Seiten- und Rückwände aus schwerem Drahtgitter. Ins Lager zurückgekehrt, brachten wir die Gorillas in einem der Wagen unter, und alles was an einem vollkommenen Käfig fehlte, waren ein paar Querhölzer hinter dem Führersitz. Ein Dutzend Schwarze hielten die Tiere fest, als wir ihnen Hände und Füße losbanden, und schoben sie in den Käfig. Die Gefangenen machten keine Anstrengungen zu entkommen und fügten sich mit philosophischer Gelassenheit in ihre Lage. Wir gaben ihnen eine Schüssel Wasser, und sie soffen sofort. Wie wir ihnen etwas grünen Mais und süße Kartoffeln in den Käfig legten, machten sie sich darüber her, als wären sie verhungert. Ich staunte, daß sie so bald nach ihrem aufregenden Abenteuer zu fressen begannen.

Den Rest des Tages verbrachten wir damit, die Gorillas zu betrachten und uns vor Stolz über den geglückten Fang gegenseitig auf die Schulter zu schlagen. Auf jedem Gesicht war derselbe Gedanke zu lesen wie haben wir das nur fertiggebracht? Zwei so große und starke Tiere! Aber da waren sie im Käfig, und wir freuten uns über diesen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus höchst ungewöhnlichen

und interessanten Fang. Wenn es uns gelang, die Tiere lebendig nach Amerika zu bringen, dann hatten wir der anthropologischen Forschung einen wertvollen Dienst erwiesen.

Am Abend feierten wir ein großes Fest im Lager. Unsern Schwarzen, die sich bewunderungswürdig benommen hatten, gab ich viel Backschisch und verteilte Tee, Zucker und Zigaretten in der Runde. Alle waren glücklich, alle bis auf die arme kleine Tumbu. Trotz seiner Krankheit versuchte das Äffchen sich an der allgemeinen Fröhlichkeit zu beteiligen. Doch es hatte nicht Kraft genug, bettelte getragen zu werden, und fand erst Trost, wenn jemand es auf dem Arm hatte. Selbst den Schwarzen tat das Tier leid, aber alles was sie tun konnten, war, es zu streicheln. Es wollte mir nicht gelingen festzustellen, was ihm fehlte, und daher konnte ich ihm auch nicht die richtige Arznei geben. Ich versuchte es mit Rizinusöl und doppeltkohlensaurem Natron, tat ihm Whisky in die Milch als Anregungsmittel, doch nichts wollte wirklich helfen.

Die ganze Nacht über waren Gorillas in der Nähe des Lagers, die sich auf den Brustkasten schlugen und nach den Gefangenen riefen. Diese antworteten ihnen. Die Unterhaltung dauerte stundenlang, ein Beweis dafür, daß die Affen eine Art Sprache haben. Doch dabei ist nichts Ungewöhnliches, fast alle Tiere verfügen über irgendein Mittel zu mündlichem Verkehr miteinander, selbst unsere Hunde und Katzen zu Hause. Was mich an dieser nächtlichen Gorillaversammlung überraschte, war der Gemeinschaftssinn, den die Tiere bewiesen. Instinktiv wußten sie, wo die fehlenden Glieder ihrer Familie zu finden waren, und sie zeigten sich ernstlich besorgt über das Schicksal der beiden im Käfig. Spät abends gingen Osa und ich ein Stück die Straße entlang und hörten Gorillas im Walde. Das war ein seltenes Ereignis, da diese Affen fast stets schlafen, solange es dunkel ist. Ich bin in dieser Nacht wohl ein halbdutzend Mal aufgestanden, um nach unsern Gefangenen zu sehen. Die Unruhe, die sich meiner bemächtigt hatte, war zum Teil in dem Stolz auf unsern neuen Besitz begründet, indessen ich will ruhig eingestehen, daß mich auch die Angstvorstellung eines Massenangriffs der rachedurstigen Gorillahorde verfolgte. Jedesmal wenn ich an den Käfig trat, fand ich De Witt dort, der ebenso stolz auf unsern Fang und ebenso besorgt um das Wohlergehen der beiden Tiere war wie ich selber.

Wir konnten übrigens viel früher Gorillas gefangen haben, hätten

wir die bei gefährlichen Tieren übliche bewährte Fangweise anwenden wollen, nämlich das Muttertier zu erschießen und ihre Jungen mitzunehmen. Bei unserem Fang dagegen war weder Mensch noch Tier ein Leid geschehen, und darauf durften wir mit Recht stolz sein.

Nur widerstrebend verließen wir am andern Morgen das Lager, um unsere Bildjagd fortzusetzen. Vor dem Aufbruch vergnügte ich mich damit, die Gorillas mit Bananen, jungem Mais und süßen Kartoffeln zu füttern, was sie alles mit Lust fraßen. Wir waren froh, in einem Gelände zu sein, wo wir das richtige Futter für die Tiere bekommen konnten. Sie waren zufrieden und ließen sich durch das Drahtnetz den Rücken kratzen.

Ich fürchte, wir waren mit den Gedanken nicht ganz bei der Sache, als wir kurz darauf abmarschierten; obwohl wir viele Gorillas sahen und hörten, kamen wir nicht zur Aufnahme. So kehrten wir gegen Mittag in glücklicher Stimmung ins Lager zurück und verbrachten den Rest des Tages damit, die neuen Glieder unserer Reisegesellschaft zu bewundern, die sich in ihrem geräumigen Käfig anscheinend recht wohlfühlten.



Die gefangenen Gorillas werden nach dem Wagen gebracht.

Teddy als Filmkameramann.

17. Noch ein Fang — beinahe.

Wir hatten keine Ruhe mehr im Lager bei Kibondo und beschlossen, es an die Stelle zu verlegen, wo wir die Gorillas gefangen hatten. Vorher machten wir noch Tonaufnahmen von den Eingeborenen und ihren Tänzen. Sie gingen mit frischem Mut und Hingebung an ihre Aufgabe heran, und es gelangen uns einige vorzügliche Filme.

Mittags fuhren wir ab. Osa lenkte den Gorillawagen. Nach 16 Kilometer machte sie halt, um frische Elefantenfährten zu untersuchen. Als ich das sah, steuerte ich meinen Wagen neben ihren und hielt ebenfalls an. Unsere Gorillas brachten jetzt sonderbare wimmernde Kehltöne hervor, die von einer 100 Meter entfernten Schlucht her ebenso beantwortet wurden. Ich nahm eine Kamera mit und ging den Stimmen nach. In der Schlucht erblickte ich ein Dutzend Gorillas oder mehr. Während sie sich eilends im Buschwerk in Sicherheit brachten, konnte ich ein paar Meter Film drehen. Auch Elefanten hörte ich durch den Urwald brechen, doch ich machte keinen Versuch, mich heranzupirschen, das Unterholz war sehr dicht, und ich wollte in Rücksicht auf unsere Gefangenen mich nicht auf Wagnisse einlassen.

Bei dem Dorf Makanda angelangt, begannen wir das Lager aufzuschlagen. Dabei hörten wir auf der andern Straßenseite Gorillas. Wieder führten die Affen im Wagen eine wimmernde Unterhaltung mit ihren Genossen in der Freiheit. Das ging den Rest des Tages bis in die Nacht hinein so weiter. Als es dunkel geworden war, schlugen unsere Tiere sich dann und wann an die Brust, was aus dem Walde ebenso beantwortet wurde.

Ich habe mich oft gefragt, was dieses An-die-Brust-Schlagen der Gorillas bedeutet. Ich kann es mir nur als einen Auslaß für überschüssige Lebenskraft oder als Zeichen der Unruhe erklären. Am Mikeno habe ich einen alten Silberrücken sich an die Brust schlagen sehen,

während er uns neugierig beobachtete. Er war weder angriffslustig noch erschreckt. Dann wieder habe ich das dumpfe Schlagen gehört, wenn die großen Affen tief in der Dschungel verborgen waren und keine Ahnung hatten, daß sich Menschen in der Nähe aufhielten.

Manchmal steht mitten aus einer äsenden Horde einer auf und beginnt, auf seinen Brustkasten zu trommeln. Dann wieder bleiben Tiere, die sich laut kreischend auf schleuniger Flucht befinden, plötzlich stehen, um diese Vorstellung zu geben. Auch der Alte, der uns beim Fang der beiden Jungtiere stören wollte, schlug sich an die Brust, obwohl er vor Wut zitterte. Ein bestimmter Anlaß scheint also nicht vorzuliegen. Die Handlung ist wohl Ausdruck einer Laune oder Gemütsbewegung.

Als das neue Lager fast fertig war, tauchte Hauptmann Absil auf, ein hünenhafter, sehniger Belgier, der seit vielen Jahren im Lande weilt und das Gebirge ausgezeichnet kennt. Wie er an der Spitze schwarzer Truppen zum erstenmal hierher kam, waren die Eingeborenen feindselig und kriegerisch. Wenn heute der Bezirk verhältnismäßig sicher für Weiße ist, so ist das nicht zuletzt sein Verdienst. Tiefer ins Gebirge hinein würde er für die Sicherheit von Ausländern allerdings keine Gewähr übernehmen, meinte er.

Absil ließ sich gern unsere Erlebnisse erzählen, und als er die gefangenen Gorillas besichtigt hatte, beglückwünschte er uns zu diesem Erfolg. Auch auf die Ausdehnung des Gorillagebiets kamen wir zu sprechen. Ich nannte ihm die von mir geschätzte Ziffer der Gorillas in diesem Gebirgszug: 20000. Er hält diese Zahl für zu niedrig. Seiner Ansicht nach sind die Affen über ein viel weiteres Gebiet verbreitet, als ich angenommen hatte. Er zeigte mir die Aufnahme eines großen Silberrückens, den belgische Soldaten in den Bergen des Walilale-Bezirks erlegt hatten. Dies Gebirge erstreckt sich von den Alumbongo-Bergen weit nach Westen und etwas nach Süden, steht indessen mit diesen nicht in Verbindung. Der Freund, der Absil das Bild geschickt hatte, berichtete, es gäbe viele Gorillas in seiner Nachbarschaft. Von einem andern belgischen Offizier besaß der Hauptmann Gorilla-Aufnahmen und -Berichte aus dem Pinga-Gebiet, das fast genau südlich der Alumbongo-Berge liegt.

Nun wurde eine große Kongo-Karte vorgenommen, und wir begannen gemeinsam die Lage der Gorillagebiete darauf einzutragen. Wir kamen auf neun verschiedene Bezirke, die zum Teil Hunderte von Kilometern auseinanderliegen. Nicht mitgerechnet sind dabei natürlich

die im Tiefland an der Westküste lebenden Gorillas. Das bedeutet also bereits zehn Wohngebiete, doch Hauptmann Absil glaubt bestimmt, daß im Laufe der Zeit noch weitere Schlupfwinkel gefunden werden. Er zweifelt nicht daran, daß es in Belgisch-Kongo Zehntausende von Gorillas gibt; sie sind aber auch in Französisch-Kongo zu finden.

Heute bin ich überzeugt, daß die Gorilla-Bevölkerung in Belgisch-Kongo viel, viel mal größer ist, als man je zuvor vermutet hat. Mir ist ebenso gewiß, daß für diese Tiere keinerlei Gefahr des Aussterbens besteht. Ich weiß, daß seit der Errichtung des Albert-National-Parks Mikeno-Gorillas von Eingeborenen nicht erlegt worden sind; ob es vorher geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Ganz sicher haben wir im Alumbongo-Gebirge keine Anzeichen gefunden, daß die dortigen Schwarzen Gorillas jagen. Die Schädel, welche diese Leute uns brachten, stammten bestimmt von auf natürlichem Wege verendeten Tieren. Ich habe nie gesehen, daß die Eingeborenen hier Gorillafell zu irgendeinem Zweck gebraucht hätten, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn sie die Affen gewohnheitsmäßig erlegten. Übrigens hätten selbst dann die Menschenaffen nicht viel zu fürchten, solange die Schwarzen in der Weise zu Werke gehen wie bei unserer Jagd unter Pohkos Führung.

Wenn auch die Versuchung groß war, bei unsern beiden kostbaren Gefangenen im Lager zu bleiben, brachen wir in der Frühe doch auf, um die Affen aufzuspüren, mit denen sie sich während der Nacht unterhalten hatten. Wir überquerten die Straße, erkletterten einen atemberaubenden Abhang, glitten in eine Schlucht hinunter und stiegen dann wieder bergauf. Osa, De Witt, Dick und Lew begleiteten mich. Als wir uns der Horde näherten, standen wir plötzlich dem schwächsten Silberrücken gegenüber, der uns bis dahin vorgekommen war. Eine Viertelstunde lang hielt er uns mit fortgesetzten Angriffen auf, die ihn bis auf sechs Meter an uns heranbrachten. Wir hatten die Gewehre schußbereit, und dieser alte Raufbold ahnte nicht, daß er näher am Tod vorbeigegangen ist als alle andern seinesgleichen, mit denen wir in Berührung gekommen sind.

Endlich zog sich der Affe zurück, und wir folgten einer andern Horde in eine tiefe Schlucht hinunter. Sie wichen uns erfolgreich aus, doch wir fanden eine Stelle, wo im Laufe der Jahre offensichtlich eine große Anzahl von ihnen häufig haltgemacht hatte. Der Bambuswuchs war dort dicht und wies eine Menge junger Schößlinge auf. Alte, deutlich abgezeichnete Pfade, denen des Elefanten ähnlich, führten

9*

von hier nach verschiedenen Richtungen. Von Gorillas abgebrochener und zersplissener Bambus bedeckte den Boden in weitem Umkreis.

Abends im Lager ging ich mit Dick unsere Bücher durch. Er hatte am Tage nach unserer Abreise von Kabascha das Geld aus Costermansville erhalten und sofort Läufer ausgesandt, um unsere Schulden zu bezahlen, die sich auf mehrere tausend Dollar beliefen. Wenn auch mein Kummer über diese Geldschwierigkeiten noch nicht gewichen war, so bereitete mir doch das Gefühl große Befriedigung, daß von Kabascha bis zum Mikeno die Belgier mir volles Vertrauen geschenkt hatten — ein weiterer Beweis der großzügigen Gastfreundschaft dieses Volkes.

Während der nächsten drei Tage geschah nichts Außergewöhnliches, obwohl wir Gorillas in solchen Mengen fanden wie Paviane in Kenia. Dann wurde es interessanter. Osa und Pohko machten sich straßenabwärts auf die Suche nach Elefanten, ich ging mit einigen der Schwarzen für mich los. Fünf Kilometer vom Lager entfernt betrat ich das Dschungelgelände zur Linken und kam in einen riesigen Bambuswald — 80 bis 100 Ar waren fast ausschließlich damit bedeckt.

Das Vorwärtskommen auf den vielen Gorillapfaden, die dorthin führten, war einfach. Ihre große Zahl bewies, daß dies Gebiet bei den Affen sehr beliebt war, daß es eine Art Wegkreuzung, Grenze oder Versammlungsplatz darstellte. Ich fand ein Dutzend Nester oben auf dem Bambus. Beim Bau dieser Nester hatten die Affen die Stangen nach einem gemeinsamen Mittelpunkt zu niedergebrochen und die so entstandene Höhlung mit Zweigen und Blättern ausgefüllt. Diese Betten waren zwar recht fest, aber ich glaube, sie schwankten, wenn der Wind blies. Ich ließ von den Schwarzen zwei niederbrechen und fand, daß sie mit Dung gefüllt waren. Bodennester gab es hier aus irgendeinem merkwürdigen Grunde nicht.

Beim Durchschreiten des Bambusgehölzes erreichte ich ein Stück ebenes Gelände zwischen zwei hohen Hügeln. Es war dicht mit Mammutbäumen bewachsen, die einen richtigen Wald bildeten. Das Unterholzgewirr aus Buschwerk und Lianen fehlte darin natürlich nicht. Die Bäume waren viel höher als die meisten, die wir bis dahin gesehen hatten, sie ragten weit über ihre Umgebung hinaus. Beim Hinsetzen zum Ausruhen sah ich nach oben und erblickte zu meinem Erstaunen 9 Meter über dem Erdboden fünfzig bis sechzig Gorillanester in den Zweigen, von denen einige sehr alt, andere indessen nur ein paar Tage alt waren. Sie bestanden aus Reisern, Lianen und Zweigen. Am Boden

konnte ich trotz eifrigen Suchens keine Spur von Nestern entdecken. Da die Äste ganz tief unten anfingen, war es für die Affen ein leichtes, die Bäume zu erklettern, und anscheinend zogen es alle hier durchwandernden Gorillas vor, in der Höhe zu übernachten.

Die Nester erinnerten mich an die der Orang-Utans in Borneo, und wieder einmal dachte ich, daß sie möglicherweise von Schimpansen und nicht von Gorillas gebaut wären. Die Führer, die ich später fragte, behaupteten jedoch hartnäckig, in diesem Gebirgszug gäbe es keine Schimpansen. Es blieb auch wirklich kein Zweifel darüber, daß die Nester von Gorillas herrührten, ringsum waren andere Spuren der Tiere zu bemerken. Immerhin war diese Bauart mir neu.

Nach zweistündigem Marsch — nebenbei bemerkt dem längsten in dieser Gegend, ohne Gorillas zu erblicken — stießen wir auf eine Gruppe Bodennester von der vergangenen Nacht. Die Fährte führte durch so außergewöhnlich dichtes Gestrüpp, daß es mir die Mühe nicht lohnte, sie zu verfolgen; daher legten wir die Mittagspause ein. Beim Aufbruch gegen 2 Uhr fanden wir uns bald in einem nassen, klebrigen Sumpf am Grunde einer Schlucht. Da waten soviel einfacher war, als durchs Gestrüpp kriechen, blieben wir im Sumpf und kreuzten nach eineinhalb Kilometer eine frische Gorillafährte. Einige Tiere der Horde waren durch den Sumpf gelaufen und hatten sicher nasse Füße bekommen, da das Wasser mehrere Zentimeter tief war.

Als wir einen Pfad entdeckten, auf dem frisch gekaute Bambusenden verstreut lagen, — ein sicheres Zeichen, daß Gorillas sich in der Nähe aufhielten, bogen wir in diesen ein. Ich ließ die Eingeborenen in 15 Meter Abstand folgen und schritt mit der aufnahmefertigen Handkamera voraus. Plötzlich befand ich mich inmitten einer großen Gruppe Gorillas. Alte Silberrücken, Halbwüchsige, Jungtiere, Muttertiere mit Kleinen stoben nach allen Richtungen auseinander. Die Horde zählte mindestens dreißig Tiere. Wenige Meter voraus bemerkte ich eine offene Stelle, wo die Sonne durchbrach. Ich lief darauf zu und überraschte eine Gorillamutter mit ihrem Jungen auf dem Rücken.

Bestürzt über mein unerwartetes Auftauchen, sprang die Alte auf einen Baum und kletterte an den dicken Lianen empor, die von den Zweigen herabhingen. Sie arbeitete sich so hoch hinauf, wie sie nur wagte, und blickte dann mit einem törichten Ausdruck auf ihrem schwarzen Gesicht zu mir hinunter. Das Weibchen war eine Schönheit. Ich möchte wetten, daß es fast 400 Pfund wog. Das Kleine, ein Bün-

delchen schwarzer Pelz, klammerte sich in Todesängsten an der Mutter fest. Sein Pelz war so dick, daß ich kaum seine Körperumrisse erkennen konnte.

Das war ja nun eine ganz ähnliche Lage wie beim Fang unseres Gorillapärchens! Zwar hatte ich nur die Genehmigung, einen Gorilla mit nach Hause zu bringen. Aber zwei saßen bereits in unserem Käfig, und wenn ich diese beiden auch noch einfing, dann hatten wir fast eine ganze Familie dieser wertvollen Affen beisammen — eine Fundgrube für Forscher.

Mein Zögern währte nicht lange. Ich entschied mich dafür, auch diese Tiere zu fangen, falls es gelang, und dann schnell nach Irumu zu fahren. Dort war ich überzeugt, Unterstützung seitens der Wissenschaft zu finden und dann von den Beamten die Erlaubnis zu bekommen, sämtliche Affen mitzunehmen. Mißlang das, so war meine Absicht zurückzukehren und Mutter und Kind in Freiheit zu setzen, nachdem wir sie von allen Seiten photographiert hatten.

Da ich die Zahl der Gorillas im Kongo kannte, wußte ich auch, daß die Entführung von vieren nicht den leisesten Einfluß auf die Verbreitung dieser Tiere haben würde.

Nun wurden sofort die Schwarzen angestellt, das Unterholz um den Baum herum niederzuschlagen, und eine Botschaft ins Lager geschickt, so viele Eingeborene wie möglich zusammenzuholen. Meinen Leuten aus Nairobi gab ich Anweisung, alle Decken, die sie besaßen, mitzubringen, ferner die Planen von sämtlichen Wagen. Auch Äxte und Pangas — die von allen afrikanischen Schwarzen benutzten Messer — sollten sie nicht vergessen.

Da es anfing kalt zu werden, zündeten wir ein Feuer an. Nach zwei Stunden emsiger Arbeit trafen die Schwarzen aus dem Dorf ein und halfen beim Abholzen. Inzwischen hatte das Gorillaweibchen eine bequeme Astgabelung gefunden, wo es sich niederließ und uns beim Arbeiten zusah. Sehr beunruhigt schien es nicht zu sein. Ich hoffte, daß wir diese beiden auf dieselbe Art würden fangen können, die sich das erstemal so schön bewährt hatte. Zwar wußte ich, daß die kräftige Alte es auf einen regelrechten Kampf ankommen lassen konnte, doch ich rechnete damit, daß der Fall des Baumes sie betäuben und wir uns ihrer würden bemächtigen können, ehe sie sich aus dem Lianen- und Ästegewirr befreit hatte. Dann wollten wir ihr eine große Wagenplane überwerfen und sie rein durch die Übermacht bezwingen.

Der Boden war nahezu gerodet, als die Dunkelheit einbrach. Da ich wußte, daß vor Tagesanbruch nichts unternommen werden konnte, versprach ich jedem der Eingeborenen ein schönes Backschisch für die Arbeit, denen, welche die Nacht über unter dem Baum Wache halten, eine noch höhere Belohnung und noch viel mehr Geld denjenigen, die beim eigentlichen Fang mitwirken würden. Dann gab ich noch Anweisung, daß die Leute mit Ablösung schlafen und ein großes Feuer unterhalten sollten, und kehrte zum Lager zurück, überzeugt, alle Vorbereitungen bestens getroffen und Mutter und Kind auf dem Baum unentrinnbar in der Falle zu haben.

Beim Überqueren des Sumpfes traf ich Osa. Von ihrem eigenen harten Tagewerk rechtschaffen müde, hatte sie auf der Straße Eingeborene getroffen, die ihr erzählten, ich hätte zwei weitere Gorillas gefangen. Sofort war sie hierher geeilt. Sie war vom schnellen Laufen ganz erschöpft und daher um so enttäuschter, als ich ihr mitteilte, daß wir die Tiere nicht vor dem Morgengrauen einfangen könnten. Ihretwegen war es allerdings sehr gut, daß wir jetzt nichts mehr dazu tun konnten, denn sie hatte an dem Tag schon genug Aufregendes erlebt. Über Berg und Tal war sie einer Herde von wohl 200 Elefanten nachgehetzt, die sie gesehen hatte, aber nicht erreichen konnte. Auch in Todesgefahr hatte sie geschwebt, als sie im hohen Gras unvermutet auf einen riesigen Büffelbullen stieß.

Wir hatten fast das Lager erreicht, als uns De Witt, Dick, Lew und die Schwarzen begegneten, die, mit Planen, Decken, Laternen und Mundvorrat beladen, der Fangstelle zustrebten.

Wir schickten sie alle zurück mit der Anweisung, sich um 2 Uhr früh für den kurzen Endkampf mit dem 400-Pfund-Gegner bereitzuhalten.

Wer beschreibt meine Enttäuschung, als ich von Orangi und seinen Leuten geweckt wurde, die ins Lager zurückkehrten mit der Meldung, die Gorillas seien entwischt! Die Alte sei der beengten Haltung müde geworden und habe sich einen anderen Ruheplatz suchen wollen. Dabei seien die Lianen, an denen sie hing, gerissen. Sie wäre mitten in die schlafenden Schwarzen hineingefallen. „Sie ging einfach weg. Wir konnten nichts tun, um sie aufzuhalten", schloß Orangi seine Geschichte.

Da kann man nichts machen. Ich war bitter enttäuscht, doch ich konnte den Schwarzen keinen Vorwurf machen, daß sie einen 400 Pfund schweren Gorilla nicht zum Kampf herausgefordert hatten.

18. Gorillas im Garten.

Nachdem wir starken Regens halber den ganzen Morgen im Lager verbracht hatten, machte ich mich am Nachmittag mit ein paar Führern auf. Nach einstündigem Marsch, während dessen wir einer Horde Gorillas einen Schrecken eingejagt hatten, setzte ich mich zum Ausruhen nieder. Ich mochte wohl zehn Minuten an der Stelle gesessen haben, als ein Geräusch mich aufblicken ließ: eine Reihe von zwanzig in Tierhäute gekleideten und mit Speeren bewaffneten Schwarzen traten aus einem etwa 200 Meter entfernten Sumpf ins Freie — ein farbenprächtiges Bild, das mich sehr fesselte. Da alle Eingeborenen, die wir bisher getroffen hatten, friedlich waren, nahm ich das ohne weiteres auch von diesen an und schritt mit der Kamera in der Hand auf sie zu, um Aufnahmen zu machen. Doch sobald die Wilden meiner ansichtig wurden, machten sie kehrt und flohen ins Dickicht, ebenso geschwind wie Gorillas. Einer der Führer erklärte, die Leute gehörten zu einem der wilden Bergstämme und hätten eine Todesangst vor Weißen. Dies rief mir Hauptmann Absils Bemerkung ins Gedächtnis zurück, daß er niemandes Sicherheit verbürgen könnte, der in dieser Gegend weit ins Gebirge vordränge.

Ich ging dann, meine Leute hinter mir, auf ein großes Mais- und Süßkartoffelfeld zu. Ich bemerkte, daß drei Frauen und mehrere Kinder dort arbeiteten, und blieb einen Augenblick stehen, um meine Schuhriemen festzumachen. Als ich mich wieder aufrichtete, sprang nicht drei Meter von mir entfernt ein alter Silberrücken-Gorilla mit einem Satz auf und lief laut grunzend, nicht kreischend, dem Walde zu. Wie er dort Bambus und Gestrüpp niedertrampelte, klang es, als ob ein Elefant auf der Flucht wäre.

Ich schaute umher und entdeckte ein Nest, in dem der Gorilla geschlafen hatte. Es war ganz ordentlich gemacht und noch warm vom Körper des Tieres. Hier konnte ich mich zum erstenmal mit eigenen



Blick ins Gorillagebiet der Alumbongo-Berge.

Tanzende Kikuyus.

Augen überzeugen, daß Gorillas am Tag Nester bauen. Um das Lager herum lagen etwa dreißig frische Maiskolben und daraus herausgezogene grüne Hülsen. Der Gorilla hatte kein Körnchen übriggelassen und selbst die Kolben angefressen.

Neugierig zu wissen, woher der Mais gekommen war, folgte ich vom Nest aus den alten Spuren des Gorillas. Sie führten zu dem mit einem hohen Pfahlzaun umgebenen Garten. Die Pfähle standen so dicht beieinander, daß sie sich berührten. Diese Zäune sollen, wie die Führer mich unterrichteten, Elefanten und Büffel fernhalten. Ich konnte sehen, daß der Gorilla hier hinübergeklettert war, so klomm auch ich hinauf und sprang in den Garten. Dort sah ich, wo der große Räuber die Maiskolben abgebrochen hatte, aber es war kein Anhaltspunkt vorhanden, daß er im Garten selbst etwas gefressen hätte.

Hier stand ich vor einem Rätsel, und es ist mir auch bis jetzt noch nicht klar geworden, wie der Affe es fertiggebracht hat, die Maiskolben über den Zaun und noch 15 Meter weiter zu schleppen. So weit lag nämlich die Stelle entfernt, wo er sie aufgehäuft hatte, ehe er zu fressen anfing. Wenn er sie über den Zaun getragen hat, muß er verschiedene Male hinübergeklettert sein, denn bei dem Versuch, die dreißig Kolben auf einmal zu schleppen, müßten ihm einige aus dem Arm gerutscht sein. Ich kann es zwar nicht recht glauben, aber ich habe den Verdacht, daß der Gorilla die Maiskolben über die Pfähle hinübergeworfen hat. Wie er es nun aber auch zuwege gebracht haben mag, unleugbar hat er genug Überlegung besessen, um sich jenseits des Zauns, der sich als Falle hätte erweisen können, in Sicherheit zu bringen, ehe er sich zum Fressen niedersetzte.

Ich kehrte zu dem Nest zurück, um zu sehen, ob ich aus diesem stummen Zeugen noch etwas mehr herauslesen könnte, dann kletterte ich wieder über den Gartenzaun. Ehe ich jedoch drüben hinuntersprang, wie ich es das erstemal getan hatte, betrachtete ich den Boden genau, und irgend etwas kam mir unnatürlich vor. So kletterte ich behutsam abwärts. Das war mein Glück. Ich erreichte den Boden unmittelbar am Rande einer etwa 3 Meter tiefen und 90 Zentimeter breiten Grube. Sie war mit Zweigen und Moos bedeckt, um die Öffnung zu tarnen. Ich nahm die Auflage weg und erblickte ein Dutzend angespitzte Hartholzstäbe, die etwa 90 Zentimeter hoch vom Boden der Grube emporragten. Jedes Tier, das in diese Falle fiele, würde von den harten Pfählen aufgespießt. Wie erfreulich, daß ich bei meinem ersten Besuch

über den Zaun nicht da hineingeriet, und noch erfreulicher, daß ich beim zweitenmal Verdacht geschöpft hatte.

Ich warnte meine Schwarzen, obgleich sie das Loch jetzt, wo es offen lag, sehen konnten, und ging in der Richtung auf die arbeitenden Eingeborenen weiter. Auf einen gellenden Schrei hin drehte ich mich um und sah alle meine Leute nach der Falle zu laufen. Der alte Hampseni war hineingefallen! Er stand als Träger in meinem Dienst, seit ich vor elf Jahren zuerst nach Afrika kam. Bei seinem Alter war er nun zu wenig nütze, doch ich behielt ihn, weil er ein gutherziger Kerl war und früher treu zu mir gehalten hatte.

Während ich zurücklief, erwartete ich nichts anderes, als Hampseni furchtbar zugerichtet vorzufinden. Er war indessen nicht wirklich in das Loch gestürzt, sondern am Rande ausgeglitten und hatte sich vor dem Hineinfallen dadurch gerettet, daß er seine Finger in das Erdreich eingrub. So rutschte er langsam an der Wand hinunter und stieß die Pfähle um, statt sich daran aufzuspießen. Wir fischten ihn unverletzt heraus, und meine Leute freuten sich und hatten an diesem Mißgeschick für lange Stoff zu herzlichem Lachen.

Bei den Frauen auf dem Felde war eine Alte von mindestens 80 Jahren. Sie konnte sich vor Schwäche kaum bewegen, geschweige denn bei der harten Arbeit viel helfen. Da sie einen bemerkenswerten Eingeborenen-Typ darstellte, ließ ich meine Leute die Kamera aufstellen, um eine Aufnahme von ihr zu machen. Die arme Seele hatte in ihrem ganzen Leben nichts Derartiges gesehen und starrte mit ängstlichen Blicken auf das Ding, das sie wohl für ein Teufelswerkzeug hielt. Sie wollte weglaufen, aber sie war zu schwach. Als ich mir nun gar ein schwarzes Tuch über den Kopf deckte, um einzustellen, begann sie zu weinen und zitterte vor Angst. Ich knipste gerade einmal und trat zurück. Dann nahm ich das Tuch und schenkte es ihr, wußte ich doch, wie gierig sämtliche Eingeborene hinter allen Webwaren her sind. Leider konnte ich der alten Frau nicht in ihrer Sprache sagen, wie leid es mir tat, daß ich sie erschreckt hatte; daher versuchte ich auf eine Weise um Entschuldigung für meine Unverschämtheit zu bitten, die sie verstand.

Die folgende Nacht wurde für mich zur Qual. Ob ich etwas gegessen hatte, oder im Walde an etwas vorbeigestreift war, konnte ich nicht sagen; jedenfalls litt ich unter ähnlichen und noch schwereren Erscheinungen, wie giftiger Efeu sie hervorruft. Meine Zunge war

auf ihren doppelten Umfang angeschwollen, meine Haut mit Blasen bedeckt. Meine Finger waren so unförmig, daß ich sie kaum zusammenbrachte, Ohren und Nase geschwollen und entzündet. Mein ganzer Körper juckte zum Rasendwerden, und trotz aller Beherrschungsversuche mußte ich hin und wieder kratzen.

Die Schwarzen behaupteten, hier in der Nähe gäbe es weder giftige Lianen noch Bäume, aber ich glaubte ihnen nicht. Ich verbrachte noch eine weitere Schmerzensnacht. Am folgenden Morgen kam dann die Botschaft ins Lager, eine große Elefantenherde halte sich in einer Lichtung 15 Kilometer straßenabwärts auf. Nun hatte Osa während all unserer Reisen in Borneo und Afrika bisher nur drei Elefanten geschossen, darunter keinen großen, und brannte darauf, einen Bullen mit wirklichem Elfenbein zu erlegen. Meine Schwellungen begannen zurückzugehen, und ich fühlte, daß eine Abwechslung meine gedrückte Stimmung heben würde. So beschloß ich, mit Osa auf Elefantenjagd zu gehen.

Die Führer zeigten uns, wo sie die Dickhäuter gesehen hatten, doch bis wir ankamen, waren sie schon über einen Berg hinweg und außer Sicht. Es war um die Mittagsstunde — für Elefanten Schlafenszeit, da sie gewöhnlich die Nacht über äsen und den größeren Teil des Tages im Halbschlaf verbringen. Nach einem Marsch von 1,5 Kilometer entdeckten wir eine Herde von sechzig Tieren, die an einem sanft geneigten Berghang unter kleinen Bäumen schliefen. Der Schatten war zwar nicht groß genug, um einen Mann zu schützen, geschweige denn einen Elefanten, doch diese Tierriesen sind Lebenskünstler; manchmal scheint ihnen ein Stückchen Schatten von der Größe einer Hand zu genügen.

Pohko, der Schwarze, der unsere berühmte Jagd mit den Gorillahunden angeführt hatte, war mit. Er besaß nur einen Speer und bat um ein Gewehr, mit der Begründung, die Elefanten könnten gefährlich werden. In einem Anfall von Geistesabwesenheit erlaubte ich ihm, eine unserer Ersatzwaffen zu nehmen.

Da das Gras an dieser Stelle über ein Meter hoch war, kletterten Osa und ich auf einen Baum, um die Herde besser überblicken zu können. Wir einigten uns auf einen riesigen Bullen mit Stoßzähnen, von denen jeder mehr als 200 Pfund wiegen mochte. Der Standort des Tieres gestattete uns, auf Schußweite heranzukommen, ohne die andern zu stören. Vom Baum hinuntergeklettert, arbeiteten wir uns vorsichtig näher, um einige verschlafene Elefantenkühe herum.

Als wir unter einem knorrigen alten Baum stehenblieben, um in Schußrichtung zu kommen, kletterte Pohko in die Äste hinauf. Er erhob zwar sein Gewehr gegen die Elefanten zu, aber wir dachten, er wollte uns nur zeigen, wo der große Bulle stand. Statt dessen zielte er, und plötzlich knallte der Schuß. Eine alte Kuh war das Opfer. Dieser unerwartete Lauf der Dinge verblüffte uns völlig, dennoch hatte ich Geistesgegenwart genug, um mit Osa vorzulaufen in der Hoffnung, daß sie zum Schuß kommen könnte, ehe der Bulle Gelegenheit fand, sich in schnellen Lauf zu setzen. Wir kamen zu spät, die ganze Herde stampfte davon. Der große Bulle rannte eine steile Schlucht hinunter, an der andern Seite wieder empor und verschwand im Walde; die andern folgten. Wir wußten, daß eine Verfolgung zwecklos sein würde.

Osa war ganz gebrochen, daß der Narr Pohko ihr diese herrliche Gelegenheit verscherzt hatte. Es war gut für den Schwarzen, daß ich zunächst die Herde verfolgte und meine Wut sich dabei abkühlte. Ich hätte ihm den Hals umdrehen können. Ich kanzelte ihn vor den andern ab, schickte ihn unverzüglich nach Lubero zurück — ein Marsch von mehreren Tagen — und gab ihm kein Backschisch. Eine Entschuldigung hatte er nicht vorzubringen. Ich glaube, er hatte sich vor den andern groß tun wollen und für eine Minute den Kopf verloren.

Bei der Rückkehr ins Lager fanden wir die kleine Tumbu kränker denn je. Da wir nunmehr lebendig und auf Filmen soviel Gorillas eingefangen hatten, wie wir konnten, war es unser dringender Wunsch, bald zu einem Tierarzt zu kommen, der etwas für Tumbu tun konnte. So entschlossen wir uns kurz, die weite Reise nach Ostafrika am nächsten Morgen anzutreten.

Vor Tagesanbruch waren wir schon unterwegs, und etwa 30 Kilometer straßenabwärts trafen wir einen Trupp Eingeborene, die einen kranken, halbverhungerten kleinen Gorilla trugen. Schlaff hing das arme Kerlchen in den Armen eines Schwarzen. Wir hielten an, um das Tier zu betrachten, und die Schwarzen drangen in uns, es zu kaufen. Osa wollte natürlich, aber ich machte Einwendungen. „Wir haben doch schon zwei Gorillas“, erinnerte ich sie, „und außerdem ist dieses Tierchen sowieso bereits beinahe tot.“ — „Ich weiß, aber es sieht so krank aus, irgend jemand sollte ihm helfen“, erwiderte sie.

Der Schwarze legte den Gorilla auf den Boden, um seine Verkaufsbemühungen fortzusetzen. Das Tierchen war mager und sah

hinfällig aus, auf dem Kopf hatte es eine böse, vereiterte Schnittwunde. Osa beugte sich hinunter, um es näher zu betrachten. In diesem psychologischen Augenblick öffnete das hilflose kleine Ding die Augen, blickte flehend auf und streckte seine Arme nach ihr aus. Mit Tränen in den Augen bückte Osa sich noch tiefer. Da legte das Kerlchen ihr die Arme um den Hals. Das war die Entscheidung. „Du kaufst dies arme Tier", befahl sie, „ich werde es nicht hier bei den Schwarzen zurücklassen. Ich will ihm eine Möglichkeit geben zu leben." — „Gut", sagte ich, „ich hoffe, wir werden mit den belgischen Beamten keine Schwierigkeiten haben, da wir bekunden können, daß das Tier krank war."

Zuerst verlangten die Neger einen unverschämten Preis, doch wir gingen nicht über eine Summe, die sechzig Dollar entsprach — für diese Leute ein Vermögen. Ich hätte das Tierchen billiger bekommen können, die Eingeborenen waren sehr darauf aus, es loszuwerden, ehe es starb; doch wir hatten keine Zeit zum Feilschen übrig.

Osa legte das unglückliche schwarze Pelzbündelchen neben sich auf den Sitz, und dann fuhren wir weiter. In verschiedenen Dörfern hielt sie an, um Bananen, süße Kartoffeln und Grünzeug für den neusten Zuwachs unserer Gesellschaft zu kaufen. Zu Mittag trank der kleine Kerl soviel Büchsenmilch, wie wir ihm gaben, kaute Brot und fraß eine Banane; anscheinend hatte er lange gehungert. Als wir das Lager für die Nacht aufschlugen, schrie er, am Morgen schien er indessen etwas lebhafter, und da es selbst Tumbu etwas besser ging, hob sich unsere Stimmung beträchtlich.

Am nächsten Abend erreichten wir Irumu und wurden von unseren Freunden, den belgischen Beamten, begrüßt. Sie waren über unser gutes Glück auf dieser Safari hoch erfreut. Bei der herzlichen Gastfreundschaft, die man uns entgegenbrachte, fühlten wir uns fast, als kämen wir nach Hause. Tumbu war noch sehr krank und der kleine Gorilla so schwach, daß er kaum stehen konnte; er bestand nur aus Haut und Knochen und litt unter der Kopfwunde, die er ohne Zweifel erhalten hatte, als die Eingeborenen ihn fingen. Wir ließen beiden Kranken jede Hilfe angedeihen, die in unserer Macht stand.

Sofort nach der Ankunft leiteten wir alle Schritte ein, um die Genehmigung zu erhalten, die anderen zwei Gorillas mit nach Amerika zu nehmen. Unser erster Besuch galt dem Administrateur territorial, dem wir die Lage auseinandersetzten. Er sagte, die beiden großen Go-

rillas müßten eigentlich bei ihm untergebracht werden, doch da er nichts von der Pflege dieser Tiere verstände, schlüge er vor, daß wir das neben dem seinen gelegene Regierungsgebäude, einen neuen Backsteinbau, bezögen und dort blieben, bis die Sache mit den höheren Stellen ins reine gebracht worden sei.

Nun gingen sogleich Telegramme ab: an das Kolonialministerium in Brüssel, an den amerikanischen Gesandten in Brüssel, an den Generalgouverneur in Leopoldville und an den Bezirksgouverneur in Stanleyville. Es waren lange Telegramme, sie kosteten annähernd 1000 Mark. Des kleinen Gorillas wurde keine Erwähnung getan, da ich die Auskunft bekommen hatte, daß zum Kauf von wilden Tieren eine behördliche Erlaubnis nicht vonnöten sei. Außerdem war geringe Hoffnung, daß das junge Tier am Leben bleiben würde, und einer der oberen Beamten meinte, die Erwähnung des Äffchens würde die Lage nur noch schwieriger machen. Nach vier Tagen hatte das Kerlchen indessen so an Stärke zugenommen, daß wir mit der Möglichkeit rechnen konnten, es durchzubringen. Wir kamen daher zu dem Schluß, es sei richtiger, die Behörden davon in Kenntnis zu setzen, trotz der Tatsache, daß es sich um ein gekauftes Tier handelte. So sandte ich noch einmal eine Reihe Telegramme mit diesem neuen Bericht in die Welt. Drei Tage darauf und sieben Tage, nachdem die ersten Drahtungen abgegangen waren, empfingen wir folgende Nachricht: „Der Generalgouverneur genehmigt, daß Sie die Gorillas behalten!"

Als wir dem Bezirksvorsteher die Botschaft überbrachten, erfuhren wir, daß er selbst einen ähnlichen Bescheid erhalten hatte. Er gab nun sofort den Zollbeamten in Kasenji Anweisung, die Ausfuhrbewilligung auszufüllen, den fälligen Zoll zu erheben und uns die Ausreise zu gestatten.

Der Schiffsgesellschaft in Butiaba am Albert-See drahtete ich, sie möge so schnell wie möglich einen Sonderdampfer für uns schicken. Binnen wenigen Stunden hielt ich die Antwort in Händen: der „Samuel Baker" träfe bei Tagesanbruch in Kasenji ein, wir möchten uns bis dahin reisefertig machen; das Schiff würde am nächsten Tag anderweit benötigt. Mittlerweile war es später Abend geworden! Eilends wurden unsere sieben Autos beladen. Dann legten wir uns für ein paar kurze Stunden zur Ruhe. Um 2 Uhr früh wurde geweckt, und um 3 Uhr waren wir bereits unterwegs nach Kasenji, wo wir bei Tagesanbruch eintrafen und bald in Richtung Butiaba abdampften.

Eine liebe Freundin, Baronin van Zuylen, kam zu Besuch mit uns. Nach einer erfreulich ruhigen Überfahrt fuhren wir im Wagen nach Nairobi zurück, dem Ausgangspunkt unserer sämtlichen Afrikareisen. Unser dortiger Aufenthalt wurde dadurch besonders verschönt, daß sich uns die lang gesuchte Gelegenheit bot, Delia Akeley kennenzulernen, die Witwe unseres Freundes, aber auch selbst eine bedeutende Forscherin. Sonderbarerweise hatten sich unsere Wege in Afrika noch nie gekreuzt, wiewohl wir mit Carl Akeley mindestens zehn Jahre lang verkehrt hatten. Das Ehepaar gehörte zu den ersten Forschern, die im Auftrage des American Museum of National History in Afrika reisten; es hat lange Jahre gemeinsam arbeiten dürfen und hat uralte Schlupfwinkel des Großwilds in Gegenden entdeckt, die den Weißen heute noch fast unbekannt sind.

19. Ein Zoo für uns allein.

Strahlend über unseren Erfolg, befriedigt, unser Ziel erreicht zu haben, nahmen wir Abschied von Belgisch-Kongo. Vergessen die harten Anstrengungen auf Safari! Glücklich und dankbar in Erinnerung an die prächtigen Menschen, die wir getroffen. Unsere Reise straft die Lügen, die behaupten wollen, es sei schwierig, die Einreiseerlaubnis für belgisches Gebiet zu erhalten. Drei Dinge waren erforderlich: Paß, Führungszeugnis — die Bestätigung, daß wir weder Verbrecher noch Menschen von schlechtem Charakter wären — und Gesundheitszeugnis — daß wir nicht an ansteckenden Krankheiten litten. Wer diese drei Schriftstücke vorweist, kann in Belgisch-Kongo einreisen und darf der Unterstützung und einer höflichen Aufnahme sicher sein, solange er kein falsches Spiel treibt.

Bis dies Buch erscheint, werden die Belgier die Straße in das Mikeno-Gebiet am Kiwu-See fertiggestellt haben. Dann kann man die Reise am unteren Nil beginnen, in Kairo oder Khartum ein gut eingerichtetes Schiff besteigen, das einen nach Juba am oberen Nil bringt. Von da fährt man auf einer sehr guten Autostraße durch den Kongo, einer Straße mit stets neuen, fesselnden Eindrücken: Farmen, wo afrikanische Elefanten abgerichtet und eingearbeitet werden; die Zwerge vom Ituri-Wald; Gorillas in ihrer heimischen Bergwelt; ganze Rudel Wild auf den Rutschuru-Ebenen; höchstwahrscheinlich werden auch Löwen nicht fehlen. Ein Besuch des Mikeno mag folgen. Dann geht's weiter zum Kiwu-See und auf einem Dampferchen nach Costermansville. Eine kurze Strecke im Auto bringt den Reisenden zu einer Eisenbahn, die ihn durch herrliche Gegenden nach Kapstadt entführt — eine Afrikafahrt voller Spannung und Anregung.

Ehe wir Irumu verließen, hatte De Witt einen fast kahlen Schimpansen gekauft, den wir Bibi benannten und unserer Tiersammlung eingliederten. Das Äffchen mußte noch mit der Flasche aufgezogen



Der Verfasser mit Okaro, dem kleinen Gorilla.



Die Unzertrennlichen.



Nichts war ihnen heilig.

Okaro, der Gorilla, und Bibi, der Schimpanse.



werden. In Nairobi ließ ich für unsere beiden Gorillas, die wir „Kongo“ und „Ingagi“ riefen, einen Käfig von 21 Meter Länge, 9 Meter Höhe und 9 Meter Breite bauen. Ingagi ist das Wort für Gorilla bei den Eingeborenen des Mikeno-Gebiets; in den Alumbongo-Bergen wird er von ihnen „Ngi“ genannt, und auf Kingwana heißt er „Kinguetti“.

Für unser Gorillakind ergab sich, als es gesund und stark wurde, der Name „Okaro“ wie ganz von selbst. Er bezeichnet die Kawirondo, einen Stamm sehr schwarzer und lärmender Eingeborenen. Das Wort war eigentlich ein Scherz unserer Leute, denn der Kleine hatte tiefschwarze Haut und womöglich noch dunklere Haare, außerdem gewöhnte er sich an, zu schreien oder zu toben, sobald niemand da war, um ihn auf den Arm zu nehmen. Er war eben durch die Sorge, die wir mit ihm gehabt hatten, als er so klein und krank war, ganz verzogen worden. Der Name Okaro blieb hängen. Osa hat allerdings stets behauptet, das Wort bedeutete Schneeball.

Mit benachbarten Kikuyus vereinbarten wir, daß sie uns mit grünem Mais, Süßkartoffeln und Bananen für die Gorillas versorgten. Als Getränk erhielten sie täglich jeder dreieinhalb Liter Milch; dazu fraß jeder noch zwei Weißbrote und Zwiebäcke. Um sie vor Krankheiten zu schützen, wurde keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen. Wir stellten einen eigenen Wärter für die Affen an. Dieser Eingeborene reinigte dreimal täglich ihren Käfig und bespritzte sie zur Abkühlung mittags mit dem Schlauch. Einmal täglich mußte er einen großen Eimer Entkeimungslauge mischen und den Boden des Käfigs damit sprengen, um die Sandflöhe, den Fluch dieses Landes, zu vernichten.

Diese Kerfe bohren sich unter den Zehen- und Fingernägeln ein, legen dort ihre Eier ab und rufen dadurch eine Entzündung hervor. Okaro und die anderen kleineren Tiere durften wir überall frei herumlaufen lassen, denn falls sich bei ihnen Sandflöhe einnisteten, konnten wir sie leicht mit einer Nadel entfernen. Kongo und Ingagi dagegen waren zu wild für solche ärztlichen Eingriffe; hätten sie Sandflöhe bekommen, dann wären wir am Ende unserer Weisheit gewesen. Helfen hätten wir nicht können. Nachbarn von uns besaßen einen ausgewachsenen Löwen, der dieser Plage zum Opfer gefallen ist. An seinen vier Klauen hatte sich Eiter gebildet, das arme Tier konnte vor Schmerz nicht mehr auftreten. Hilfe war unmöglich, es blieb nichts übrig als der Gnadenschuß.

Tumbu war immer noch krank. Ihr Zustand war seltsam, tagelang ging es ihr besser, dann wurde es wieder sehr schlimm. Auch der Tierarzt, der sie behandelte, konnte sich gar kein Bild von ihrem Leiden machen. Schließlich sagte Osa eines Morgens zu mir: „Martin, ich bin in großer Sorge um das arme Tierchen. Es geht ihm heute wieder so schlecht, wir wollen jetzt einen richtigen Arzt nehmen und hören, was er meint.“ Ich hatte nichts dagegen, und so zogen wir unseren eigenen Arzt und eine gelernte Pflegerin hinzu. Diese widmete sich der Kranken mit großer Hingabe, obwohl es ja nur ein Affe war. Sie tat alles, was in ihrer Macht stand, um das Tier zu retten. Aber nichts schien zu helfen. Tumbu, unser schönes Kolobus-Äffchen, starb. Uns allen war zu Mute, als hätten wir ein Glied der Familie verloren.

Kongo und Ingagi konnte man anmerken, daß sie sich in ihrer neuen Umgebung wunschlos glücklich fühlten. Viele Stunden verbrachten sie auf dem Baum, um den herum ihr Käfig gebaut war. Wir dagegen verbrachten viele Stunden mit Versuchen, sie abzurichten. Schließlich konnte Osa mit Kongo, dem kleineren, ganz gut fertig werden. Ingagi jedoch war nicht zu freundlichem Benehmen zu bewegen und schlug eines Tages Osa so heftig auf das Ohr, daß sie lange darunter zu leiden hatte.

Wir versuchten, das Paar zu trennen, aber vergeblich. Die Tiere schrien, heulten und kreischten nacheinander, als fürchteten sie das Alleinsein. Es blieb nichts übrig, wir mußten Kongo wieder in den großen Käfig tun. Seitdem haben wir die Affen nie wieder getrennt. Ihr Verhalten brachte mich auf den Gedanken, daß sie Bruder und Schwester sein könnten. Herzlich froh bin ich, daß uns die Belgier nicht zwangen, einen der Gorillas im Kongo zurückzulassen, denn nach meiner Überzeugung hätte zumindest einer von ihnen die Trennung nicht überlebt, nachdem sie einmal aus ihrer Bergheimat weggeschleppt waren.

In ihrem Käfig benahmen sich die beiden Gorillas wie zwei fröhliche Kinder. Sie spielten den ganzen Tag, balgten sich, kugelten auf dem Boden umher und schlugen sich an die Brust. Dann warf einer den andern auf den Rücken und kitzelte ihn mit den Zähnen an den Rippen, bis das Opfer so laut und andauernd zu lachen anfing, daß es manchmal fast hysterisch klang.

Über Okaros Gedeihen waren wir recht glücklich, er wurde ein lebhafter, zärtlicher kleiner Kerl. Er gewöhnte sich an, mich jeden

Nachmittag gegen 5 Uhr zu besuchen und auf meinem Schoß zu sitzen, während ich klapperte. Dann und wann schlug er auch selbst einmal auf die Tasten, was meinen schriftstellerischen Bemühungen nicht gerade förderlich war. Beim Essen bestand er darauf, daß ein Stuhl für ihn neben meinen gerückt wurde. Sein Benehmen bei Tisch war übrigens besser, als ich es bei manchen Menschen erlebt habe.

Die Nachricht, daß wir Gorillas mitgebracht hatten, verbreitete sich schnell, und bald wurde unser Heim das Ziel von Scharen von Besuchern. Erstaunlich, wieviel Anteilnahme diese Tiere erregten. Selbst auf unserer Reise vom Kongo nach Nairobi wurden die Eingeborenen zu Hunderten angelockt, was mir sehr ungewöhnlich erschien. Wenn wir an einer ganz einsamen Wegkreuzung haltmachten, fernab von menschlichen Siedlungen, plötzlich war der Gorillawagen von neugierigen Schwarzen umringt.

Je mehr der Strom der Besucher wuchs, um so unruhiger wurde unser Leben. Bald vollzog sich unser ganzes Tun und Treiben im Licht der Öffentlichkeit. Kraftwagen auf Kraftwagen fuhr vor unserem Haus vor. Die Menschenmengen zertrampelten uns Gras und Blumen, um ja einen Blick auf die Affen werfen zu können. Schilder mit Aufschriften wie: „Privatbesitz", „Bitte draußen bleiben" u. ä. halfen nichts; diese Leute machten sich nichts aus Verbotstafeln. Ihr Wagen hielt, sie stiegen aus und kamen herein — morgens, mittags und abends. Und daß sie endlose Fragen stellten, versteht sich von selbst. Am häufigsten wollten sie wissen, ob der Gorilla geistig höher stehe als die anderen Affen.

Da wir alle vier Menschenaffen besessen und genau beobachtet haben, dürfen wir uns ein Urteil zutrauen. Einen Orang-Utan und einen Silber-Gibbon hatten wir uns auf Borneo verschafft, jetzt lebten Gorillas und Schimpansen bei uns. Sowohl der Orang-Utan wie der Gibbon sind neun Jahre alt geworden, letzterer ist mit uns um die Welt gereist.

Meiner Ansicht nach überragt keiner der vier Menschenaffen geistig die andern. Wohl gibt es Unterschiede im verstandsmäßigen Handeln dieser Tiere, aber die gibt es bei den Völkern und Stämmen der Menschheit ebenso. Die vier Affen vergleichen wäre etwa dasselbe, als wollte man die geistigen Fähigkeiten von Männern wie Präsident Hoover, Professor Einstein und Oberst Lindbergh gegeneinander abwägen. Das Denken eines jeden von ihnen verläuft in bestimmten

Bahnen; daher verlangt auch jeder von ihnen seinen eigenen Maßstab. Genau so verhält es sich mit den Menschenaffen.

Teddy, unser Schimpanse, besaß eine außergewöhnliche Auffassungsgabe. Wenn er mich etwas tun sah — etwa einen Nagel einschlagen —, dann begriff er sofort den Sinn der Sache und versuchte sie nachzumachen. Am andern Tag aber hatte er alles vergessen. Lehren konnte man ihn etwas nur durch ständige Wiederholung. Allen Bemühungen zum Trotz ist es uns indessen nicht gelungen, ihm beizubringen, daß Stehlen ein Unrecht ist.

Okaro, der Gorilla, dagegen begriff nur sehr langsam, aber was er einmal erfaßt hatte, vergaß er nie. Ein Beispiel. Beide Affen fraßen Marmelade gern, und Teddy brachte Okaro mit großem Eifer bei, wie man sie stehlen konnte. Teddy bekam Hunderte von Klapsen für das Naschen, die jede Wirkung auf ihn verfehlten. Als wir aber Okaro klargemacht hatten, daß er die Marmelade stehen lassen müßte, konnten wir ihn unbesorgt mit einer Dose voll im Zimmer allein lassen, sie blieb unangerührt.

Unser Gibbon wiederum pflegte sich, wenn er etwas getan hatte, was er nicht sollte, solange zu verstecken, bis er glaubte, wir hätten den Fehltritt vergessen. Der Orang-Utan schließlich verbarg sich zwar nicht, war jedoch so verlegen und schuldbewußt, daß er sich oft selbst verriet, ehe wir etwas gemerkt hatten.

Ein paar Bilder aus dem Familienleben unserer drei Lieblinge mögen folgen. Teddy mußten wir meist angebunden lassen, da er seine Nase in alles steckte und ständig Unfug anrichtete. Jeden Abend kamen dann die Stunden der Freiheit für ihn. Da ging es lustig, wild und laut zu. Sobald die Kette fiel, schoß er wie ein Pfeil auf das Haus zu, Okaro und Bibi hinterher, so schnell ihre kleinen Beine sie tragen wollten. Die nächste Stunde hallte unser Heim vom Toben der drei wider — treppauf, treppab, ins Schlafzimmer meiner Frau; kein Raum blieb verschont. Genau wie ein Horde wilder Rangen. Teddy natürlich stets an der Spitze.

Damit der Spaß richtig in Fluß kam, jagte Teddy zuerst hinter Okaro her, dann war Okaro an der Reihe. Klein-Bibi, die gerade laufen konnte, tat ihr Bestes, um sich an dem Lärm und dem Jagen zu beteiligen. Wenn sie dann bei der Balgerei ein paarmal tüchtig hin und her geworfen worden war, zog sie sich bedauernd als Zuschauer in eine Ecke zurück, wechselte aber falls nötig den Platz, damit ihr

ja nichts von dem Spaß entging. Sobald die wilde Jagd an ihr vorbeitoste, feuerte sie die beiden mit aufgeregtem „Hu, hu" zu neuen Taten an.

Wenn sich Teddy eine Stunde lang ausgetobt hatte, wurde er in den Schuppen gebracht und dort für die Nacht eingeschlossen, während Okaro, der sich entschieden weigerte, in seine Kiste zu gehen — er konnte überhaupt nicht leiden, daß eine Tür hinter ihm geschlossen wurde — es sich auf dem Sofa im Wohnzimmer gemütlich machte. Trotz mannhafter Versuche wach zu bleiben, sank sein Kopf immer tiefer, dann raffte er sich mit einem Ruck auf. Nach einer halben Stunde dieser Versuche, den Erwachsenen zu spielen, war sein Widerstand besiegt, und er nahm eine bequeme Schlafstellung ein.

Wie alle kleinen Kinder, wenn sie darauf bestehen, mit den Eltern aufzubleiben, mußte er zu Bett gebracht werden. Osa nahm ihn auf, trug ihn zu seiner Kiste, legte ihn sanft nieder, damit er nicht aufwachte, und schloß ihn ein. Dies war nötig wegen der Leoparden und Hyänen, die auf ihren nächtlichen Raubzügen oft in unserem Garten einbrachen. Klein-Bibi war natürlich schon längst in ihr Bettchen gebracht worden. Nun war alles still.

Am Morgen öffnete der Koch als erstes die Türen von Okaros und Bibis Gemächern. Okaro schoß hinaus — wie eine Kugel aus dem Flintenlauf — geradeswegs nach dem Haus und hinauf vor unser Schlafzimmer. Er trommelte gegen die Tür, bis einer von uns aufwachte und ihn hineinließ, verschwand unter Osas Bett, kam hervor und versuchte einen von uns zu ermuntern, mit ihm zu spielen. Gelang das nicht, so kroch er unter die Decken, zog sie über sich, versank noch eine Stunde in Schlaf und gestattete uns dasselbe zu tun.

Aber sobald die Stunde vergangen, war für keinen mehr an Schlaf zu denken. Stand meine Frau nicht sofort auf, dann begann der Affe ihr die Decken wegzuziehen, über und unter das Bett zu klettern, darauf herum und auf den Boden zu springen. Falls das alles nichts half, räumte er sämtliches Bettzeug herunter. Zum wahren Künstler entwickelte er sich im Springen von einem Bett aufs andere.

Um diesen Zeitpunkt pflegte dann Bibi auf dem Schauplatz zu erscheinen, nachdem sie sich mit großer Mühe die Treppe hinaufgearbeitet hatte, deren Stufen für ihre kurzen Beine zu hoch waren. Gewöhnlich brauchte sie etwa eine halbe Stunde für die Reise, doch sie ließ nicht ab, bis sie ihr Ziel erreicht hatte. Und auch sie wollte mit ins Bett genommen werden.

Nach meinen Beobachtungen ist der Gorilla keine Spur klüger als die anderen Menschenaffen. In der Entwicklung des Verstandes bestehen deutliche Unterschiede zwischen allen vier, doch wenn es irgendeine Waage gäbe, mit der man das messen könnte, ich glaube, sie würde ungefähr denselben Ausschlag zeigen.

Die volkstümliche hohe Meinung über den Gorilla beruht wohl darauf, daß man von ihm so wenig weiß, besonders aber auch auf dem Einfluß von mit üppiger Einbildungskraft begabten Schriftstellern, die ein geheimnisvolles Dunkel um dieses Tier weben, gestützt auf die wenigen und meist ungenauen Berichte, die vom schwarzen Erdteil her durchsickern. Einige Schreiber wollten uns ja glauben machen, der Gorilla sei nur eine Entwicklungsstufe vom Menschen entfernt.

Zweifellos sind diese Affen sehr mutig, sonst würden sie nicht Menschen angreifen und sich so rücksichtslos Gefahren aussetzen. Aber bösartig sind sie nicht. Sie lassen jeden unbehelligt, der ihren Frieden nicht stört. Mit dem Menschen wollen sie nichts zu tun haben.

Der Gorilla ist kein gefährliches Tier, das ist durch unsere Erfahrungen im Kongo über allen Zweifel erhaben bewiesen. Wir haben sie sicherlich kräftig genug herausgefordert, um den Wunsch uns zu töten in ihnen zu erwecken, trotzdem sind wir unverletzt geblieben und haben nie nötig gehabt, zur Verteidigung unseres Lebens einen Schuß abzufeuern. Ich bezweifle keinesfalls, daß dann und wann ein Gorilla einen Angriff wirklich durchführt und einen Menschen tötet, doch die Regel ist das nicht. Als ich in meiner Jugend in Kansas das Rindvieh hütete, hatten wir eine Milchkuh, mit der sehr schwierig umzugehen war. Eines Tages hat sie einen Jungen aufgespießt und übel zugerichtet — hätten wir daraufhin alle Kühe als gefährliche wilde Tiere ansehen sollen?

Ich habe öfters die Redensart gehört: er sah so wild aus wie ein Gorilla, und habe mir Gedanken über ihren Ursprung gemacht. Ich vermute, sie beruht auf uralten Geschichten über diese Affen und auf dem Eindruck von ausgestopften Tieren, denn die Ausstopfer geben ihnen gern den wildesten Gesichtsausdruck, den sie zustande bringen.

Hunderte von Gorillas habe ich gesehen und darf wohl sagen, daß auch ein erregtes oder verärgertes Tier weder wild, noch gemein, noch mörderisch aussieht. Wenn sie ungestört sind, wirken diese Affen gedankenvoll, ruhig und neugierig, auf ihren gewölbten Lippen scheint allerdings ein Grinsen zu spielen. In Ruhestellung sehen sie infolge-

dessen eher hochmütig aus als grausam. Das kann jeder selbst in jedem zoologischen Garten beobachten, der Gorillas besitzt.

Eins muß man dem Gorillamännchen hoch anrechnen. Es benimmt sich viel anständiger als seine Vettern, die anderen Affen; man kann es ausstellen, ohne Anstößigkeiten zu erleben. Tatsächlich sind die Gorillas fast geschlechtslos. Als wir unsere beiden fingen, berichteten uns die Schwarzen, es seien Männchen und Weibchen. Doch erst ganze vier Monate später haben wir gemerkt, welches das Männchen war, nämlich Ingagi.

Es mag sein, daß die Tatsache des mangelhaft entwickelten Geschlechtsinns in vielen Forschern den Glauben genährt hat, der Gorilla sei in Gefahr auszusterben. Das trifft aber nicht zu, unsere Erlebnisse im Gorillaland, wo wir Unmengen von Jungtieren und Kleinen gesehen haben, beweisen, daß die Fortpflanzung dieser Affen ganz regelrecht verläuft.

20. Ein richtiges Heim in Afrika.

Ehe ich weitererzähle, möchte ich einer falschen Meinung entgegentreten, die viele unserer Zuschauer und Leser über uns selber haben, nämlich daß wir in Afrika ständig ein rauhes Forscherleben führten, im feuchten Dunkel der dichten Dschungeln verloren. Die lieben Freunde und Verwandten in der alten Vaterstadt Independence (Kansas) beschwören uns, doch endlich zur Herde zurückzukehren, uns niederzulassen und ein gesundes, gesichertes Bürgerleben zu führen.

Natürlich haben wir unsere Strapazen und Widerwärtigkeiten auf Safari, doch selbst da kann man mit Überlegung und ein wenig Mühe sich mancherlei Behaglichkeit schaffen. Viele stellen sich indessen schon die Anreise nach Ostafrika als lang, ermüdend und langweilig vor. Von Neapel aus braucht das Schiff aber nur 17 Tage bis nach Mombasa, unserem nächsten Hafen; die Dampfer der verschiedenen Linien — deutsche, holländische, englische, französische — sind sämtlich nicht nur gut, sondern auch für verwöhnte Ansprüche eingerichtet. In Mombasa, der Eingangspforte für Kenia, steht bei der Landung stets ein D-Zug mit Speisewagen bereit, der sich in bezug auf Bequemlichkeit und Sauberkeit mit jedem europäischen messen kann. Er fährt in Mombasa um 4 Uhr nachmittags ab und trifft in Nairobi am nächsten Morgen um ½11 Uhr ein. Die Entfernung beträgt 535 Kilometer, aber es geht die ganze Fahrt bergauf, Nairobi liegt ja mehr als 1600 Meter über dem Meere.

Diese Eisenbahnfahrt ist allein eine Reise nach Ostafrika wert. Staunend betrachtet man die zahllosen Scharen Wild, die friedlich rechts und links der Gleise grasen: Giraffen, Kongonis, Zebras, Wildebeest-Antilopen, Thompsons Gazellen, Grants Gazellen; auch Strauße, Impalas, Warzenschweine, Nashörner, Löwen, Hyänen, Schakale und Geparde bekommt man zuweilen zu sehen. Fällt die Fahrt in die Trockenzeit, so wird man viele, viele Tausende erblicken, während



Unser Heim in Nairobi.



Okaro und Bibi machten es sich gern in meinem Bett bequem.

Die Ufer des Nakura-Sees, von Unmassen rosafarbener Flamingos umsäumt.

der Regenzeit nur ein paar tausend, stets aber mehr als der Uneingeweihte selbst in der afrikanischen Wildnis für möglich gehalten hätte.

In Nairobi fährt der Zug in einen neuzeitlichen Bahnhof ein, Träger eilen den Bahnsteig hinunter nach dem Gepäck. Im Empfangsgebäude befinden sich ein Zeitungsstand, eine Bar, eine Wirtschaft sowie Schaukästen der ortsansässigen Firmen.

Vor dem Bahnhof stehen Kraftdroschken, die einen über gutgepflasterte Straßen zu einem der vier vorzüglichen Hotels bringen. Berittene Polizei auf schönen Pferden fehlt ebenso wenig wie der schwarze Verkehrsschutzmann auf dem Fahrdamm.

An Läden gibt es: zwei hübsche Kaufhäuser, zwei Frisöre, die man jeder Dame für Dauerwellen empfehlen kann, neuzeitliche Drogerien, das Zweiggeschäft einer bekannten Kamerafirma, das auch auf Laufbilderarbeiten eingerichtet ist. Ferner gute Lichtspielhäuser, und wer Süßigkeiten wünscht, erhält im Lande hergestellte erstklassige Ware in mehreren Läden. Auf der Sechsten Avenue sind Kraftwagen aller führenden Marken ausgestellt. Es gibt Zeitungsjungen auf den Straßen und eine Tageszeitung, über die der Fremde staunt. In den Damenkleiderläden findet man Pariser Modelle, Herrenschneider fehlen ebenso wenig. Kurz, Nairobi ist keine Wildnis, man bekommt dort alles, was es in europäischen Städten zu kaufen gibt. Ein zeitgemäßes Flugverkehrsunternehmen befördert die Reisenden nach allen Richtungen, die Preise sind nicht höher als bei den Kraftdroschkengesellschaften. Für Sport und Vergnügen sorgen eine Rennbahn, ein Poloplatz und zwei schöne Landklubs.

Aber immerhin, Nairobi liegt in Afrika. Im Park des einen Klubs äst nachts das Wild. Vor noch nicht langer Zeit ist einmal eine Herde Zebras am hellen Tag durch die Hauptstraße gerast. Ein andermal hat der amerikanische Konsul einen Leoparden in seinem Badezimmer gefunden. Auf unserem Grundstück erscheinen allnächtlich Hyänen, Buschböcke und andere Gazellen. Manchmal hören wir in der Ferne einen Löwen brüllen, und ich möchte wetten, daß ich an einem schönen Tag nur zwanzig Minuten von unserem Haus entfernt jedem, der es nicht glauben sollte, wenigstens zehn verschiedene Arten Wild zeigen kann, friedlich auf den Ebenen äsend.

Einundzwanzig Jahre haben Osa und ich nun auf Safari gelebt, in der Südsee, in Borneo, Malakka, Ceylon und Afrika. Neunzehn Jahre lang haben wir kein Heim mehr besessen, obwohl ich bei der Hochzeit

Osa das schönste versprach. Da sie nie gereist war, träumte sie von einem häuslichen, geruhsamen Leben unter unseren Freunden. Der Gedanke an Reisen kam ihr überhaupt nicht in den Sinn — mir damals übrigens auch nicht. Das Neuartige des Ehelebens nahm uns so gefangen, daß wir nie Zukunftspläne machten — und Afrika lag meilenfern.

Da erhielt ich ein paar Wochen nach der Hochzeit ein verlockendes Angebot, meine Südseefilme vorzuführen, die ich mit Jack London auf der „Snark" gedreht hatte. Wir nahmen an und verdienten damit mehr Geld, als ich je vorher besessen hatte. Meine Filme fanden Anklang und machten uns bekannt. Neue Angebote folgten, und ehe wir uns versahen, waren wir auf einer Vortragsreise, die uns nach dem Westen und dann nach Kanada führte. Unser Weg war vorgeschrieben. Wir wurden fahrende Leute.

Die günstige Aufnahme, die man meinen ziemlich mittelmäßigen Filmen entgegenbrachte, gab mir den Gedanken ein, größere und bessere Filme zu drehen. Die Sehnsucht nach der Wildnis überkam mich. Bald waren wir entschlossen, nach der Südsee zu fahren und dort einen Film über Land und Leute aufzunehmen. Das war der Beginn unseres Wanderlebens. Dampfer, Zelte, Eingeborenenhütten und Schlafsäcke wurden für lange Jahre unser Heim. Schließlich führte uns das Geschick hinauf in den Norden Britisch-Ostafrikas, an die abessinische Grenze. Dort, am Paradies-See bauten wir ein Standlager, in dem wir vier glückliche Jahre verbrachten. Unsere Hütten bestanden aus Gras und Lehm; wir setzten uns sogar in den Kopf, aus selbstgebrochenen Steinen ein richtiges Haus zu bauen. Doch unsere Tätigkeit dort fand ein natürliches Ende: jeden Elefanten, Büffel, jedes Nashorn und jedes andere wilde Tier in unseren Wäldern hatten wir aufgenommen. Wir kannten sie schon alle einzeln bei Namen, die wir ihnen beigelegt hatten. Es hieß neue Arbeitsgebiete suchen.

Wir hatten herausgefunden, daß die bestgeeigneten Felder für unsere Tätigkeit strahlenförmig um Nairobi herum lagen. Aber an einer bestimmten Stelle ein Dauerlager zu errichten und zugleich eine abwechslungsreiche Menge Wild und Eingeborene für Aufnahmen zur Verfügung zu haben, erwies sich als unmöglich. Nach vielem Hin und Her entschlossen wir uns daher, Nairobi zu unserem Hauptquartier zu machen und von dieser Stadt aus je nach der Jahreszeit den Fährten des Wildes zu folgen.

Als wir soweit waren, wurde in meiner Frau die Sehnsucht nach dem eigenen Heim unüberwindlich. Ein richtiges Haus verlangte sie, mit dauerhaften Betten, und einen Garten zum Betreuen. Einmal sagte sie ganz offen: „Als wir heirateten, hast du mir einen Palast versprochen, und das beste, was du mir bisher gegeben hast, war eine Lehmhütte unter Wilden. Ich will ein Heim, in dem ich meine Ruhe habe — wenigstens für ein paar Monate im Jahr."

So begannen wir, nach einem Heim Ausschau zu halten, und stolperten geradezu über das, was wir suchten. 6,5 Kilometer vom Postamt Nairobi, in der anmutigsten Gegend der Stadt, fanden wir eine fünf Morgen große, sehr schöne Besitzung mit einem weit von der Straße abgelegenen zweistöckigen Haus. Erbaut hatte es ein Engländer, der große Sisalpflanzungen besaß und sie selbst bewirtschaftete. Er war bereit, zu einem erträglichen Preis zu verkaufen, da der größere Teil seiner Besitzungen zwischen Nairobi und Mombasa gelegen war und er mit dem Hinundherfahren zuviel Zeit verlor. Wir griffen zu und begannen Verbesserungen vorzunehmen, entsprechend unserer Vorstellung von Schönheit und Behaglichkeit. Indische Steinmetze, Zimmerleute, Klempner und Elektriker wurden angestellt, und zwar Sikhs, denn sie sind die gescheitesten Vertreter des „Fundi", des Handwerkers aus Indien: große, gutmütige, willige Arbeiter, mit der sehr wertvollen Erfahrung im Bauen in den Tropen. Ihr Lohn betrug im Durchschnitt 3,50 Mark am Tag. Sie begannen um 7 Uhr und machten um 5 Uhr Feierabend.

Es ist eine Freude, mit diesen Leuten zu arbeiten; sie sind höflich und führen alle Anweisungen aufs Wort genau aus. Ihre Werkzeuge sind meist sehr einfach, aber sie können damit besser arbeiten als mit den neuzeitlichen der Weißen. Daß sie auf der anderen Seite der Erdkugel wohnen, ist vielleicht die Begründung dafür, daß sie ihre Werkzeuge in entgegengesetzter Weise verwenden wie wir: beim Sägen z. B. schneiden sie beim Ziehen, statt wie wir beim Drücken. Zehen und Füße gebrauchen sie fast ebenso viel wie Finger und Hände. Wenn man nicht genau aufpaßt, sind sie imstande, Türen und Fenster verkehrt herum einzuhängen; die Schlösser setzen sie sowieso falsch ein.

Unsere erste Aufgabe war ein Bauwerk, das zugleich Kraftwagenschuppen und Lichtbildwerkstatt darstellen sollte. Gepreßte Zementblöcke wurden in Nairobi erstanden und in Ochsenkarren zum Haus gebracht. Für alle Zimmerarbeiten wurden afrikanische Hölzer verwendet, mit

Ausnahme der Gestelle, Bänke und Stühle, wozu wir die Fichtenbretter der Kisten nahmen, in denen Filme und sonstiges Lichtbildgerät eingepackt gewesen waren. Die Tischler arbeiteten sehr gern damit, weil das Fichtenholz weich und leicht zu bearbeiten ist, das afrikanische dagegen häufig hart und ungünstig gemasert. Das meiste Nutzholz dieses Landes ist ja in der Tat so hart und schwer, daß es im Wasser nicht schwimmt.

Die Lichtbildwerkstatt ist 27 Meter lang und 6 Meter breit. Am äußersten Ende liegt der Trockenraum, wo ich eine große Trommel aufgestellt habe, die 600 Meter Film auf einmal faßt. Hier ziehen sich an allen vier Wänden Abstellbretter bis zur Decke hinauf. Dort ist mein gesamtes Bildzubehör untergebracht, mit Ausnahme der unbelichteten Filme und Papiere; für diese verderblichen Sachen errichteten wir vor dem Trockenraum ein feuchtigkeitssicheres, warmes, gutgelüftetes Gewölbe.

In der anschließenden Dunkelkammer steht ein 4,5 Meter langer Spültisch aus Teakholz, der gerade die richtige Höhe hat, daß ich mich beim Arbeiten nicht zu bücken brauche. An seinen Längsseiten befindet sich alle 30 Zentimeter ein Wasserhahn. Sechs große hölzerne Tanks für Entwickler, Fixierbad und Wasser ziehen sich an den Wänden hin, sie fassen je 109 Liter. In einem Bad kann ich 2100 Meter Film entwickeln.

Über den Raum verstreut sind an den günstigsten Stellen rote Lampen angebracht sowie dunkelgrüne für die panchromatischen Filme. In jeder Ecke und jedem Winkel, wo Platz ist, finden sich Wandbretter, die Schalen, kleine Tanks, Meßzylinder, Chemikalien usw. aufnehmen. Ich glaube kaum, daß es daheim eine besser ausgestattete Lichtbildwerkstatt gibt als diese, die ich mir hier in Afrika selbst errichtet habe.

An jeder Häuserecke steht ein Regenfaß; im ganzen sind es zwölf von je 380 Liter Inhalt. Das dort aufgefangene weiche Wasser wird durch eine Rohrleitung einem großen Behälter zugeführt, der unmittelbar vor der Dunkelkammer seinen Platz hat. Hier wird es gefiltert und fließt weiter nach dem Arbeitsraum. Alle Fenster und Türen sind mit engmaschigem Kupferdrahtnetz ausgefüllt, um Staub und Kerbtiere fernzuhalten, außerdem befinden sich Eisenstäbe vor den Fenstern zum Schutz vor diebischen Schwarzen.

Neben der Dunkelkammer liegt ein Schuppen für vier große Lastwagen. Auch hier auf drei Seiten Wandbretter, die vom Boden bis zur Decke hinauf reichen und Raum für Kraftwagen-Ersatzteile bieten.

Das andere Ende des Gebäudes bildet das Maschinenhaus mit Werkstatt. Dort habe ich alle Arten von Drehbänken und Werkzeugen stehen, sowie die Delco-Lichtanlage. Sechs Jahre lang hat sie uns treue Dienste geleistet; das Herumgeschlepptwerden hat ihr nicht geschadet. Die Spannung beträgt 32 Volt. Wir betreiben damit Heizvorrichtungen, Kaffeemaschinen, Lötkolben, Messerschärfer, Ventilatoren und die gesamte Beleuchtung.

Das nächste Haus ist ein Schuppen für drei Kraftwagen mit zwei großen Zimmern für je vier Schwarze.

Jetzt zum Wohnhaus, auf das wir sehr stolz sind. Es ist aus einem Stein erbaut, der dort in Steinbrüchen mit der Säge geschnitten wird und an der Sonne erhärtet. Im alten englischen Landhausstil aufgeführt, hat es neun große Zimmer und zwei geräumige Dielen. Sämtliche Dächer sind mit roten Bombay-Ziegeln gedeckt.

Im Erdgeschoß befindet sich das Wohnzimmer mit einem mächtigen Kamin — der ist selbst hier recht nötig, denn es wird nachts oft kühl. Gelegentlich fällt das Thermometer auf 12 Grad Celsius. Das danebenliegende Eßzimmer betritt man durch einen großen Steinbogen, so daß beide Räume fast wie einer erscheinen. Weiter findet sich unten der Vorratsraum, ganz aus Zement erbaut und mit leckeren Dingen angefüllt.

Dann folgt ein Waschraum, in dem wir auch eine mit allem Notwendigen versehene Hausapotheke untergebracht haben. Daneben die Anrichte mit Aufwasch- und Spültisch. Alle Räume sind zur Abwehr von Ameisen und anderen kleinen Lebewesen mit Drahtnetz vergittert.

In der Küche stand ein großer eingebauter Herd für Holzfeuerung. Damit haben wir einen Heißwassererzeuger verbunden und in einer anderen Ecke einen Ofen zur Herstellung von Gas aus Benzin aufgestellt, das einen Herd mit vier offenen Brennern speist.

Im Oberstock gelangt man über die Diele in unser Schlafzimmer, zwei Gastzimmer und ein neuzeitlich eingerichtetes Badezimmer.

Die Decken sind sehr hoch und sämtlich mit weißgestrichenem Holz getäfelt, die Wände bemalt, jedes Zimmer in einer anderen Farbe, die mit der Einrichtung übereinstimmt.

Bilder, Glas, Porzellan und Wäsche haben wir aus Amerika mitgebracht, auch zwei Rundfunkempfänger, einen schönen fürs Haus und einen einfachen, den wir auf Safari mitnehmen. Es ist herrlich, in unserem Heim zu sitzen und England, Deutschland und Holland zu

hören. Falls wir amerikanische Sender zu erreichen wünschen, müssen wir allerdings um 4 Uhr morgens aufstehen, da dann die Bedingungen für den Empfang am besten sind. Wir sind der Neuyorker Zeit um fast sieben Stunden voraus.

Von dem einen Schlafzimmerfenster aus können wir an einem klaren Morgen die Kuppe des 175 Kilometer entfernten Kilimandscharo erkennen, vom andern den Kenia, dessen schneebedeckte, zerschrundene Haube sich 145 Kilometer weit im Norden erhebt.

Von unseren schönen, ausgedehnten Gartenflächen nimmt ein Viertel die Obst- und Gemüsezucht ein. Die Obstbäume stehen überall verstreut, sie liefern Apfelsinen, Lemonen, Grapefruit, Grenadilläpfel, Bananen, Pfirsiche, Birnen und Pflaumen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich Ananas und Erdbeeren.

Auf den Wiesen wachsen fast sämtliche Kräuter, Sträuche und Bäume der tropischen und gemäßigten Breiten: Bambus, Pfefferrohr, Gummibäume, Schwarze Akazien, süßduftende Mimosen. Die Kletterpflanzen sind vertreten durch Goldregen, Bougainvillea und Irischen Efeu. Die Beete schmücken Tausendschön in vielen prächtigen Farben, scharlachroter Salbei, wundervolle bunte Dahlien mit oft tellergroßen Blüten, Nelken in vielfarbiger Pracht, tiefpurpurne Verbenen vor sattgrünen Hecken.

Die Einfahrt und der Hof sind mit einer tonähnlichen Lava gepflastert, die unter dem Namen Murrum bekannt ist. In mehreren Schichten mit der Walze festgestampft und durch Lagen kleiner Kieselsteine widerstandsfähiger gemacht, ergibt das eine vorzügliche Straßendecke.

21. Zwei Meter am Tod vorbei.

Obwohl wir die fesselndste und ertragreichste Zeit unseres an Abenteuern reichen Lebens hinter uns hatten, waren uns für unseren diesmaligen Afrika-Aufenthalt noch einige besondere Aufregungen vorbehalten. Das sollten wir auf einer verhältnismäßig kleinen Safari erfahren, die wir von Nairobi aus zur Vervollständigung unserer Lichtbildsammlung unternahmen, und zwar nach Ratrays Zebrafarm, am Ufer des Guascha Njero entlang und durch die Kaisut-Steppe.

Wir trafen mit Al Klein aus Nairobi zusammen, der für den am Fieber erkrankten Mr. Hope aus Philadelphia als weißer Jäger tätig war. Nachdem wir das Lager aufgeschlagen hatten, nahm Al mich in seinem Wagen zu einem etwa elf Kilometer entfernten Wasserloch mit. Auf dem Rückweg stießen wir beim Einbiegen in die Straße auf eine mächtige Löwin. Reglos ließ sie uns auf 18 Meter herankommen. Dann stoben zwei kleine Junglöwen tollend aus dem Gras hervor und sprangen ihrer Mutter knurrend und fauchend auf den Rücken. Al hatte eine Kamera, ich nicht. Doch Mr. Hopes Kamera lag im Wagen; ich nahm sie, und wir machten beide Aufnahmen. Währenddem kam ein großer Löwe mit majestätischen Schritten aus dem Gras — jeder Zoll ein König, mit schwarzgestreifter goldener Mähne, die über einem vollkommenen Körper flatterte. Erhobenen Hauptes schritt er stolz neben die Löwin. Dann wendete er seine Aufmerksamkeit den Zebra-, Oryx- und Gazellenherden zu, die auf den Steppen weideten. Durch uns sah er glatt hindurch, als wären wir nicht vorhanden. Ich vermute, er wollte mit seiner Gattin einen nächtlichen Jagdzug verabreden. Einen so reizvollen Anblick einer Löwenfamilie bekommt man selten zu Gesicht und noch seltener auf das Bild. Ohne uns die geringste Beachtung zu schenken, trotteten alle vier gemächlich von dannen.

Wir fuhren nach verschiedenen Wasserlöchern, um Aufnahmen zu machen und das Leben der Wildnis zu beobachten. Da wir allnächtlich Löwen brüllen hören konnten, beschloß Osa, eine Nachtaufnahme zu versuchen. Wir fanden einen geeignet scheinenden Platz und schossen ein Zebra als Köder. Osas Wagen, in dem das Bettzeug auf dem Boden ausgebreitet war, wurde mit der Rückseite bis auf neun Meter an den Kadaver herangefahren. Dort wartete sie, Kamera und Blitzlicht bereit. Das Glück war ihr hold, ein großer Löwe erschien früh am Abend beim Köder.

Damit der Löwe aufblicken sollte, ließ Osa ihre große Taschenlampe aufblitzen, kurz ehe sie knipste. Am andern Morgen entwickelte ich das Bild, während sie noch schlief; es war eine glänzende Aufnahme — nur war der Löwe durch das Taschenlampenlicht geblendet worden und — schielte. Es ist das lustigste unserer Löwenbilder.

Bei einer Fahrt durch das hohe Gras am Nachmittag überrannten wir beinahe einen schlafenden Nashornbullen. Er hatte nur ein Horn, aber das war nadelscharf und 75 Zentimeter lang. Zu einer Aufnahme blieb keine Zeit, wir schossen dem Tier eine Kugel vor die Füße und waren froh, daß es uns gelang, ihm einen Schreck einzujagen und es vom Angriff abzuhalten.

Nur eineinhalb Kilometer vom Lager trafen wir vier ausgewachsene Mähnenlöwen bei einem toten Zebra. Sie schienen so freundlich wie Hauskatzen, vollgefressen wie sie waren, und zu faul sich zu rühren. Als wir näherkamen, blieben drei liegen, doch der vierte und größte schlüpfte weg und duckte sich unseren Blicken verborgen im Gras nieder. Wir machten zunächst Aufnahmen von den dreien und fuhren dann im Wagen auf den vierten zu. Da zog er sich weiter in das meterhohe Gras zurück, in dem Aufnahmen unmöglich sind. In der Hoffnung, ihn auf eine der nahen felsigen Lichtungen zu treiben, fuhren wir im Kreise umher, verloren aber dabei seine Spur.

Ich hielt oben auf dem Wagendach stehend Ausschau, als plötzlich ein Schuß und ein durchdringender Schrei an mein Ohr drangen. Da sah ich mich um und entdeckte den Löwen zwei Meter hinter dem Wagen, tot. Von unserer Hetze wütend gemacht, hatte das Raubtier zum Sprung auf Osa angesetzt. Nur die Tatsache, daß sie ihr Gewehr im Anschlag hatte, rettete ihr das Leben. Wie sie im Bruchteil einer Minute den Löwen entdecken, zielen und den tödlichen Schuß hatte abgeben können, geht über mein Verständnis. Es war tatsächlich

ein Eingreifen der Vorsehung, das sie vor Verletzung oder Tod bewahrte. Den Löwen selbst in den Wagen zu schaffen waren wir zu schwach, daher blieb ich bei der Beute, während Osa zurückfuhr und unsere Leute holte, die das Raubtier heimbrachten und ihm das Fell abzogen. Es war einer der schönsten Löwen, die wir an der Nordgrenze gesehen haben.

Gleich am nächsten Tag hatte Osa ein Erlebnis, das uns beiden einen Stoß gab. Sie war im Lager geblieben, um Vorräte zu ordnen, und ich hatte allein eine kleine Nashornpirsch unternommen. Mittags bei der Heimkehr kam mir Osa mit kreidebleichem Gesicht entgegengelaufen: „Ach, Martin, dieser kleine Ausflug scheint schlimmer auszugehen als die Gorilla-Safari." „Was ist denn los?" fragte ich erstaunt.

Osa führte mich in das Vorratszelt und zeigte mir einen Klumpen tote schwarze Brillenschlangen — zwei große und fünf kleine. Sie hatte Kistenbretter aufgehoben und war voller Entsetzen rechtzeitig zurückgesprungen, als zwei große Schlangenköpfe emporschossen und sich mit flachgedrückter Haube ihr entgegenstreckten. Osa rief die Schwarzen herbei, und diese töteten die Schlangen, die sich dort zum Nisten niedergelassen hatten. Ihre Aufregung war groß; sie kann Schlangen nicht leiden — ich übrigens auch nicht, besonders Brillenschlangen.

Auf dem Rest unseres Ausflugs fühlten wir uns fast wie auf Sommerurlaub. Wir errichteten ein Lager in einer herrlichen Waldlichtung am Guascho Njero, und ich setzte von dort aus meine Bemühungen um Flußpferdaufnahmen fort. Unser Lager war tagsüber durch die mächtigen Bäume vor der drückenden Hitze geschützt und nachts angenehm kühl. Okaro, Teddy, Elenor und Bibi verlebten herrliche Tage beim Spielen auf den Bäumen. Wir bestimmten einen Schwarzen als Wächter, nicht weil wir gefürchtet hätten, die Affen würden uns weglaufen, sondern weil wir in Sorge waren, daß sie sich tiefer ins Buschwerk vorwagen und dort einer Hyäne, einem Leoparden oder einer Schlange zum Opfer fallen könnten. Und dann bestand ja auch immer die Gefahr, daß sie einmal eine selbständige Entdeckungsreise durch unsere Zelte unternehmen würden.

Jeden Abend waren unsere Lieblinge mit uns bei Tisch. Nach dem Essen, wenn wir uns hinsetzten, um Zeitschriften zu lesen, lagen sie zusammengerollt zu unseren Füßen. Welch seltsames Bild häuslichen Friedens in der Wildnis: meine Frau und ich mit einem Gorilla, zwei

Schimpansen und einem Kongo-Affen wie eine Familie am Herd in der Heimat.

Bei der Rückkehr nach Nairobi kam noch ein Tier zu unserer Sammlung: Bong, ein Gepard, den eine Farmersfrau aufgezogen hatte. Der Gepard (Jagdleopard) ist von allen Tieren, die ich kenne, dasjenige, das einer Kreuzung von Hund und Katze am nächsten kommt. Er hat ein helles, sandfarbenes Fell, das wie beim Leoparden gesprenkelt ist. Seine Pfoten dagegen sind die eines Hundes. Die Krallen sind nicht rückziehbar, wie es für die Familie der Katzen kennzeichnend ist. Obwohl nicht in Gefangenschaft geboren, war Bong sanft und fügsam. Er lief uns wie ein gutgezogener junger Hund nach und war keine Spur gefährlich. Trotzdem sah mancher unserer Freunde ihn scheel an und wurde unruhig, sobald er in der Nähe war. Ebenso wie unsere anderen Tiere wollte Bong, daß man sich mit ihm beschäftigte, und wenn wir ihn streichelten, schnurrte er in höchstem Behagen genau wie eine Katze. Er schien sich in unserem Zoo ganz zu Hause zu fühlen, wenn auch die jungen Affen ihm mit ihren rauhen Sitten gelegentlich auf die Nerven fielen.

Ich hatte vorgehabt, mich nun der Arbeit des Filmentwickelns zu widmen, aber es sollte nicht sein. Wir erhielten Nachricht, daß am Nakuru-See, 160 Kilometer nordwestlich von Nairobi, ein Zug Flamingos sich niedergelassen habe. Solch einen wundervollen Anblick darf man nicht versäumen. Wir fuhren daher im Wagen hin.

Der See, dessen Uferlinie 48 Kilometer mißt, war rings von Flamingos umsäumt. Zu Millionen schwammen diese Vögel dort einher, dicht aneinandergedrängt, so daß meterweit in den See hinein nichts vom Wasser zu sehen war. Wer ein solches Bild, das eine Weltreise verlohnt, nicht kennt, hat Schwierigkeit, sich diese Unzahl von Vögeln an einer Stelle überhaupt vorzustellen.

Das Federkleid der Flamingos ist weiß und rosa gefärbt, aber auf die Entfernung herrscht der rötliche Ton vor. Der ganze See wirkte wie mit Korallen eingefaßt. Eine leichte Brise trieb schwache Wellen heran, auf denen die Vögel wie eine flutende Farbenmasse leise schaukelten, dann und wann mit den langen Schnäbeln nach den Kleinlebewesen tauchend, die ihre Nahrung bilden. Ein überwältigender Anblick!

Wieder in Nairobi, ließ ich mich nicht länger von meiner Pflicht abhalten und begann mit dem Entwickeln. Aber Osa hatte keine Ruhe.

„Ich gehe auf die Suche nach einem Bongo", kündigte sie eines Tages mit funkelnden Augen an. Ihr Blick ließ keinen Zweifel, daß ihr Entschluß feststand.

Das Bongo, eine der größten Antilopen, zur Verwandtschaft der Waldböcke gehörig, ist sehr selten. Es lebt im Bambuswald in kalter, kärglicher Umgebung. Der Gehör-, Gesichts- und Geruchsinn dieses Tieres sind so hoch entwickelt, daß wenige Menschen überhaupt dicht genug herankommen, um es zu sehen. Noch weniger haben eins erlegt, und Osa ist die zweite Frau, von der ich es weiß.

Osa wollte ihr Jagdglück in den Aberdare-Bergen versuchen. Wieder wurden die Safariwagen bereit gemacht. Ich fuhr mit bis nach den Vorbergen, wo wir 112 Kilometer von Nairobi das Standlager errichteten. In der Nacht strömte der Regen auf unser Zelt nieder. Am andern Morgen half ich dreißig Träger auswählen, ferner eine Anzahl Führer und verschiedene unserer eigenen jüngeren Leute, die sich freiwillig zum Mitgehen gemeldet hatten. Kalt und ungastlich lag das Bergland vor uns; tiefhängende Wolken wälzten sich gegen die Gipfel, der Regen konnte jeden Augenblick einsetzen. Mein Versuch, Osa von ihrem Plan abzubringen, schlug fehl, ihr Entschluß war gefaßt. So blickte ich gegen 10 Uhr der sich bergauf schlängelnden Safari nach, bis sie verschwand, und kehrte allein nach Nairobi zurück.

Nach fünf Tagen fuhr gegen Abend ein Auto im Hofe vor. Darin lag ein wundervolles Bongofell mit 70 Zentimeter langen Hörnern, ein großer Bongobraten, zwei Dutzend prächtige, pfundschwere Forellen und ein Brief, in dem Osa mir ihre Jagderlebnisse berichtete. Nach zwei Tagen anstrengendsten Marsches hatte sie die Gegend erreicht, wo es Bongos gibt. Am dritten Morgen nahmen die Führer eine Spur auf. Osa verfolgte sie unermüdlich Stunde für Stunde, über Berge, um schlüpfrige Abhänge, durch tiefe Schluchten. Erst gegen 4 Uhr nachmittags sichtete sie das Wild, einen großen Bock. Behutsam, auf Händen und Füßen, kroch sie weiter, bis sie in Schußweite des Tieres war, das aus einem Forellenbach soff. Ein Blattschuß, und die Antilope brach zusammen.

Nun begann es zu regnen, aber Osa wollte die Beute nicht im Stich lassen. Sie befahl also ihren Leuten, eine rohe Bambushütte zu errichteten, und verbrachte dort zusammengekauert die Nacht, während das Bongo abgezogen und ausgeweidet wurde. Am nächsten Tag schickte sie mir das Fell; sie selbst wollte noch dort bleiben, um zu

fischen, Landschaftsaufnahmen zu machen und Stoff für ihr Geschichtenbuch von den jungen Tieren im Urwald zu sammeln.

Eine ganze Woche verging. Dann kam eines Abends Osa ins Haus gehumpelt, ausgepumpt, von Kopf bis Fuß mit Schlamm bedeckt und vom Regen durchweicht. Beim Herumklettern in den Bergen hatte sie sich die Zehen wundgelaufen, und da sie fast die ganze Zeit über in nassen Stiefeln gesteckt hatte, war eine Entzündung hinzugetreten. Sie mußte nun eine Woche zu Bett liegen, von Arzt und Pflegerin betreut. Aber ihr Bongo hatte sie geschossen!

An dem Tag, als sie zum erstenmal aufstand, ging sie in den großen Affenkäfig und wurde von Ingagi angenommen. Der Gorilla biß sie in Hand und Arm, so daß sie nochmals ein paar Tage in ärztlicher Behandlung bleiben mußte.

22. Heimfahrt mit unserer Tiersammlung.

Nach zweijährigem Ausflug ins Land der Zwerge und Gorillas wurde es nun Zeit, an die Rückkehr nach Amerika zu denken. Das waren geschäftige Tage in Nairobi! Es hieß Käfige bauen, den Papierkrieg mit den Behörden durchkämpfen, unsere Tiere und unsere Habe versandbereit machen sowie unser afrikanisches Heim für eine längere Zeit unter Obhut stellen.

Als Tierwärter für die Reise wählten wir zwei Eingeborene, die am meisten Anteil an unseren Lieblingen genommen hatten, Aussaine, einen Mohammedaner, und Manuelli, einen Katholiken. Beide waren etwa 45 Jahre alt, und beide hatten noch nie ihr heimatliches Steppenland verlassen. So versprach die Reise ein großes Abenteuer für sie zu werden. Beide konnten natürlich Kisuaheli sprechen, aber ihre gegenseitigen Mundarten verstanden sie ebensowenig wie Englisch.

Zu unserer Reisegesellschaft gehörten außer den Schwarzen und uns selbst die zwei großen Gorillas Ingagi und Kongo, die zwei Schimpansen Teddy und Bibi, der junge Gorilla Okaro, der Kolobus-Affe Elenor, Kimo, ein weißnasiger Kongo-Affe, und Bong, unser schöner Gepard. Ein Sonderwagen der Eisenbahn brachte uns nach Mombasa. Dort bestiegen wir den Dampfer „Njassa"; die Tiere wurden auf dem Kapitänsdeck untergebracht. Nach sieben Tagen war Aden erreicht, in fünf Tagen durchfuhren wir das Rote Meer, in zwölf Stunden den Suez-Kanal. Von Port Said aus brauchten wir sechs Tage nach Genua.

Im Roten Meer war die Hitze geradezu mörderisch. Zwei Fahrgäste starben, sieben andere wurden schwer krank. Die an solches Wetter nicht gewöhnten Gorillas hatten in ihrem dicken Pelzkleid schwer zu leiden. Der Schweiß rann ihnen von Gesicht und Händen. Wir hielten ständig Zuber mit frischem Wasser für sie bereit, in denen sie

stundenlang hockten. Vielleicht haben wir ihnen damit das Leben gerettet.

In Genua durften die Tiere nicht an Land. Daraufhin mietete ich einen Leichter, der mit den Tieren und ihren beiden Wärtern an Bord in der Bucht vor Anker ging. Um den Schwarzen eine Freude zu machen, nahm ich sie abwechselnd mit in die Stadt. Manuelli kam als erster daran. Wir fuhren in einer Kraftdroschke zwei Stunden spazieren. „Nun, wie gefällt dir Genua?“ fragte ich ihn bei der Rückkehr an Bord. „Ich hätte nie geahnt, daß es so viele Italiener auf der Welt gibt“, lautete die Antwort, „diese Stadt ist nicht so schön wie Nairobi.“

Am nächsten Tag begleitete mich Aussaine, seinen roten Fez auf dem Kopf. Ich hatte eine Besorgung in einer Lichtbildwerkstatt zu erledigen und ließ den Neger in der Kraftdroschke warten. Als ich herauskam, fand ich eine wohl hundertköpfige Menschenmenge um ihn geschart. Natürlich trug er, von dem Fez abgesehen, die übliche Kleidung, aber irgendwie muß er den Leuten in Genua doch merkwürdig vorgekommen sein. Er kochte vor Wut über das Aufsehen, das er erregte. „Was denken denn diese Leute, daß ich wäre?“ polterte er los, „ein wildes Tier?“ Noch auf dem Schiff war Aussaine ganz empört über die Gaffer. Seitdem konnte ich keinen der beiden Schwarzen mehr bewegen, in Genua mit an Land zu kommen.

Wir hatten dort vier Tage auf den Anschlußdampfer, die „Excalibur“, zu warten. Für die Affen wurde als Schutz vor dem rauhen Wetter, das wir nach Ansicht des Kapitäns auf dem Atlantik antreffen könnten, ein besonderes Haus auf dem Deck errichtet. Mit Ausnahme der beiden Gorillas liefen unsere Tiere auf dem Schiff frei umher und freundeten sich mit jedermann an.

Hier rauchten unsere Schwarzen zum erstenmal amerikanische Zigaretten. Sie lernten das Nikotin in dieser Form so schätzen, daß sie sich zu Kettenrauchern entwickelten. Wie sie später daheim in Afrika ohne diese Zigaretten ausgekommen sind, ahne ich nicht! Auch mit den Genüssen des Gaumens machten sie Bekanntschaft, sie erhielten das Essen der ersten Klasse mit. Für Aussaine hatte ich gegen die Summe von 30 Mark von einem mohammedanischen Priester die Erlaubnis erwirkt, daß er auch nicht nach den Vorschriften seiner Religion geschlachtetes Fleisch essen durfte. Entsagung brauchte er sich also nicht aufzuerlegen, was er, nebenbei gesagt, auch gar nicht vorhatte. Welcher

Gegensatz zu der heimischen Kost dieser Schwarzen, die im wesentlichen aus Poscho, einem Maismehlbrei, besteht.

Unser Schiff legte in Marseille an, fuhr an den Felsen von Gibraltar vorüber, und zwölf Tage nachdem wir Genua verlassen, grüßte uns die Freiheitsstatue im Hafen von Neuyork. Die Wolkenkratzer machten wenig Eindruck auf unsere Afrikaner. Sie schienen alles, was sie sahen, als selbstverständlich hinzunehmen. Wie ihre Vettern daheim im Urwald glauben sie, daß der Weiße alles kann. Staunen würden sie nur, wenn er etwas nicht könnte. Wird ihnen in Afrika irgendein neues Wunder vorgeführt, so sagen sie nur: „Schuirie mazunga“, „das ist eine Angelegenheit des Weißen“. Damit ist der Fall für sie erledigt.

Ich verschaffte den Schwarzen die Aufenthaltsbewilligung — sie durften nur drei Monate in Amerika bleiben — und brachte die Tiere im Central-Park-Zoo unter. Dann mietete ich den Wärtern zwei durch ein Bad verbundene Zimmer — ein unerhörter Luxus für sie; zu Haus kannten sie nicht einmal Betten.

Für uns selbst mieteten wir ein Haus nicht weit vom Park. Dort hatten wir unsere jungen Tiere oft zu Gast. Okaro blieb auch gelegentlich über Nacht bei uns. Eines Morgens klappte er die Stützen unseres Frühstückstischs nieder, so daß der Kaffee und alles, was sonst darauf stand, sich über den Fußboden ergoß. Wir fanden ihn, wie er sich in den Spiegeleiern herumwälzte. Osa strafte ihn und schloß ihn im Schlafzimmer ein, doch hier fand er bald neue Unterhaltung in Gestalt von Osas Puder und Lippenstift. Dann stellte er den Wecker auf den Fußboden, legte sich zu Bett, deckte sich zu und schlief ein. Solche Possen waren eigentlich Teddys Fach, der seinem Ruf auch alle Ehre machte, indem er eine Flasche „Ketchup“ bei uns im Zimmer umwarf, wofür er tüchtige Klapse bezog.

Bong kam ebenfalls ein paarmal zu Besuch, allerdings nicht oft, weil er eine starke Abneigung gegen Kraftdroschken hatte. Wenn er mit einsteigen sollte, zerrte er so wild an der Leine, daß ich fürchten mußte, er würde sich losreißen, und das hätte wahrscheinlich eine furchtbare Aufregung in Neuyork verursacht, so harmlos das Tier ist.

Selbstverständlich wollte ich bei Aussaine und Manuelli mit der Größe Neuyorks Eindruck machen und nahm sie zu Kraftwagenfahrten durch die Straßen mit. Sie taten aber so abgebrüht wie irgendein Weltreisender, nicht einmal die höchsten Wolkenkratzer setzten sie in

Erstaunen. Für sie war das einfach „Angelegenheit des weißen Mannes", was bedeutet, daß nichts in diesem großen Lande sie überraschen konnte. Der Broadway, gaben sie zu, wäre eine nette „Regierungsstraße", und nach einer Fahrt auf der Hochbahn an Mietshäusern vorbei erzählten sie, die weißen Leute wohnten in Nestern wie Vögel.

Ein Besuch in Harlem wurde für unsere Afrikaner zum Ereignis. Überall in diesem großen, von ihren amerikanischen Vettern bewohnten Stadtteil wurden sie bewundert. Wir fanden zehn Gebirgsbewohner, die Kisuaheli sprachen, und nicht weniger als ein Dutzend Gesellschaften, die mit Innerafrika zu tun hatten. Alle wollten sie unsere Leute begrüßen. Eine der Gesellschaften war eine religiöse, die lehrt, Abessinien sei das Mutterland der Menschheit, und schließlich einmal, wenn Schwarze und Weiße gleichberechtigt seien, würden alle Menschen dorthin zurückkehren.

Auch von Kommunistengruppen wurden die Schwarzen aufgegriffen. Dort hörten sie, es wäre nirgends so schön wie in Rußland, wo es keinen Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen gäbe. Man versuchte, sie für die Sowjets zu begeistern und sie als Sendboten ihrer Lehre für Afrika zu gewinnen. Allmählich bekam ich Angst, die beiden Naturmenschen könnten durch soviel Aufmerksamkeit verdorben werden, und machte mir Sorgen. Morgens erschienen sie mit schweren Augenlidern zur Arbeit; ein Zeichen, daß sie sehr spät ins Bett kamen. Den Eindruck, als ob sie getrunken hätten, machten sie allerdings nie. Auch im Zoo empfingen sie viele Besucher, mit einigen konnten sie sich auf Kisuaheli unterhalten. Mit der Zeit schnappten sie auch ein paar englische Brocken auf, doch sie machten keine Fortschritte mit der Sprache. Die kommunistischen Lehren schienen zu wirken. Eines Morgens kamen sie erst um 8 Uhr zum Dienst in den Zoo. Auf meine kräftige Strafpredigt erwiderte Manuelli: „Die Weißen beginnen auch erst um 8 Uhr zu arbeiten, sie machen eine Stunde Mittag und gehen um 5 Uhr nach Hause."

Diesen Gedanken brachte ich ihnen bald aus den Köpfen, und weitere Unbotmäßigkeiten kamen nicht vor. Ihr Dienst dauerte von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Ihre Pflicht bestand aus weiter nichts als dem Füttern der Tiere und dem Reinigen der Käfige, was für zwei ausgewachsene Männer wirklich keine schwere Arbeit ist. Sie verbrachten denn auch fast den ganzen Tag an der Erfrischungsbude mit Eisessen und Zigarettenrauchen.

Mit dem Reiz der Neuheit ließ die Begeisterung Harlems für unsere Neger nach, und die meisten ihrer Bekanntschaften wandten sich bald von ihnen ab. Schließlich lernten sie zwei gut erzogene und gekleidete farbige Frauen kennen, die einen günstigen Einfluß auf sie hatten.

Mit der Ankunft in Amerika begann unser Tiergarten sich aufzulösen. Bibi nahm De Witt mit nach seiner Wohnung in Long Island. Elenor, der Kolobus-Affe, und Kimo, der weißnasige Kongo-Affe, kamen nach St. Louis in den Zoologischen Garten.

Ingagi und Kongo siedelten nach einem längeren Aufenthalt im Central-Park-Zoo nach dem von San Diego über. Dort haben sie die besten Aussichten für ein langes Leben, denn die klimatischen Bedingungen sind denen in ihrer Heimat sehr ähnlich. Sie sollen einen großen Freiluftkäfig erhalten, mit Bäumen, auf denen sie spielen können. Hier sind sie für den Forscher und alle, die es sonst angeht, jederzeit zu besichtigen. Es wird fesselnd sein, ihre Entwicklung im Lauf der Jahre zu beobachten.

Teddy und Okaro waren zunächst in Neuyork im Elefantenhaus untergebracht, wo sie sich mit Ringkämpfen und Spielen die Zeit vertrieben. Bong hat einen besonderen Käfig erhalten, leider allein, getrennt von seinen Freunden. Ich besuchte die Tiere täglich zweimal; sie waren alle gesund und munter. Sie freuten sich stets, mich zu sehen.

Jetzt, wo ich meine Tiere glücklich in Amerika habe, tut es mir leid, daß ich sie herüberbrachte. Ingagi und Kongo hinter Eisenstäben und Drahtnetz in einem viel zu kleinen Raum, diese stattlichen Gorillas, denen noch vor wenigen Monaten die Weiten des Kongos offen standen — der Anblick läßt mich bereuen, daß ich sie gefangen habe. Und dann Elenor, dieses lebendige Farbenspiel, die mit uns durch Innerafrika wanderte und dort fröhlich in den Bäumen spielte! Der Gedanke, daß sie ebenso wie der lustige Kimo ihr Leben in Gefangenschaft zubringen soll, macht mich traurig. Ich hoffe nur, daß die Leute, deren Obhut diese schönen Affen anvertraut sind, sich in sie hineinversetzen können und ihnen ab und zu gestatten, sich im Freien zu tummeln; wenn sie richtig behandelt werden, laufen sie nicht davon und sind so harmlos wie die Vögel auf den Bäumen.

Für Bong sehe ich ein Leben erzwungener Trägheit in steter Absperrung voraus. Das arme Tier! Dieser Gepard ist so groß und sieht einem Leoparden so ähnlich, daß die Leute trotz seiner sanften Natur

Angst bekommen und unbeabsichtigt grausam werden könnten. Ich fürchte, er wird seine Tage in engen, unbequemen Käfigen verbringen müssen.

Bibi wird bei De Witt gut untergebracht sein, des bin ich sicher, und eine Zeit lang werden Teddy und Okaro sich noch ihres Lebens freuen, aber auch sie werden einmal ausgewachsen sein und leiden, wenn sie merken, daß sie hinter Gittern sitzen. Bestimmt steht Okaro, dem kleinen Gorilla, dies Schicksal bevor. Wir haben ihn Dr. Mann geschenkt, dem Direktor des Smithsonian Zoologischen Gartens in Washington, durch dessen Freundlichkeit wir seinerzeit die Erlaubnis der belgischen Regierung zum Fang eines Gorillas erhielten. Teddy schickten wir mit; die beiden waren so gute Freunde, daß wir es für unmenschlich hielten, sie zu trennen. Als wir sie in ihrem neuen Heim besuchten, schienen sie gesund und zufrieden. Die Beamten des Zoo haben ihnen einen großen Freiluftkäfig versprochen, in dem sie spielen können, wenn es die Wetterverhältnisse gestatten.

Bestimmt wird Okaro so groß und stark werden wie seine riesigen Ahnen in den Bergen, doch daß er nie bösartig oder gefährlich werden wird, steht für mich ebenso fest. Teddy hat bessere Aussichten auf ein gewisses Maß von Freiheit, weil er hübsch aussieht und gelehrig ist; trotzdem ist er kein so angenehmer Gefährte wie der junge Gorilla.

Es gibt Menschen, die einem erzählen, daß es Tiere in der Gefangenschaft besser haben als unter den Gefahren und Härten ihres Lebens in der Freiheit, doch ich vermag diesen Glauben nicht zu teilen. Ich denke besonders an die Tiere, die ihre Tage in der engen Haft eines Käfigs verbringen müssen. Sie möchten so gerne hinaus auf das Gras und umhertollen wie in der Wildnis, sie sehnen sich danach, im goldenen Sonnenschein zu springen und zu spielen, wie Gott es für sie bestimmt hat. Wenn Sie, verehrter Leser, eine der großen Katzen in ihrem Käfig rastlos auf und ab schreiten sehen, dann ist der Grund nicht etwa, daß sie darauf brennt, Ihnen ein Stück aus der Haut zu beißen. Nein, sie möchte ausbrechen, hinaus in die Freiheit, laufen, springen, sich schütteln und wälzen, die langentbehrte Freude genießen, ihre Muskeln zu bewegen.

Damit will ich nichts gegen zoologische Gärten sagen; ich besuche sie gern und betrachte mir die Tiere so gut wie jeder andere. Aber ich kann nicht verschweigen, daß es grausam ist, Tiere so einzupferchen, wie es an vielen Orten der zivilisierten Welt geschieht. Die armen,

stummen Tiere können sich nicht über ihre Wohnungen beschweren, obwohl sie gewöhnlich viel zu klein sind. Oft müssen sie auf Steinböden liegen, davon bekommen sie Rheumatismus oder Englische Krankheit. Und wie sorgfältig ihre Pfleger auch sein mögen, die Nahrung ist an Nährwert mit der nicht zu vergleichen, die sie sich in der Freiheit selbst suchen.

Ich bin sicher, daß die Sterblichkeit unter den Insassen von Tiergärten 14 bis 35% im Jahr beträgt. Den meisten Vierbeinern und Vögeln ist ja von der Natur eine kurze Lebensspanne zugemessen, aber ich habe das Gefühl, daß viele infolge unrichtiger Behandlung in der Gefangenschaft ein frühes Grab finden, und daß es hart für sie sein muß, das Leben hinter kalten Gittern zu ertragen. Für Tiere, die im Käfig geboren und aufgezogen wurden, mag das nicht zutreffen, aber selbst sie werden gelegentlich die Stimme ihres Blutes und die Sehnsucht nach der Freiheit verspüren.

Ein anderes trauriges Kapitel ist die Art, wie viele wilde Tiere gefangen werden. Wie schon erwähnt, werden oft die Muttertiere abgeschossen, um die Jungen leicht zu erhaschen. Auch grausame Fallen sind in Gebrauch, in denen die Tiere Qualen ausstehen und oft zu Krüppeln gemacht werden. Dann kommt die Mühsal des Verladens und Verschiffens, die die Gefangenen über sich ergehen lassen müssen, zuweilen in so niedrigen Käfigen, daß sie nicht darin stehen können. Nicht mehr als eins auf fünfundzwanzig Tiere, die von ihrer Heimat nach zoologischen Gärten verschickt werden, übersteht die Reise. Natürlich ist die Sterblichkeit sofort nach dem Fang am größten.

Höre ich da jemanden fragen: warum hast du denn deine Gorillas gefangen? Warum bringst du sie nicht wieder dahin, wo du sie hergeholt hast?

Darauf antworte ich, es tut mir ernstlich leid, daß ich sie von ihren Bergen entführt habe. Aber wenn ich sie jetzt zurückbrächte, würden höchstwahrscheinlich ihre Artgenossen über sie herfallen und sie töten; das Beste, was ihnen bevorstände, wäre ein Leben in Einsamkeit und Entbehrung. Sie sind ihrem natürlichen Dasein und ihrer Heimat völlig entfremdet worden. Ich bezweifle, ob sie überhaupt ihr Leben fristen könnten, brächte ich sie zurück; sie würden nichts zu fressen haben, denn Tiere sollen ihren Instinkt, der sie die Nahrung selber finden läßt, verlieren, sobald sie auch nur für kurze Zeit aus ihrer natürlichen Umgebung entfernt werden.

Das Schicksal hat bereits über die Insassen unseres einst so fröhlichen Tiergartens entschieden. Meine Hand kann den Lauf des Rades nicht aufhalten. Ich wiederhole, daß ich bedauere, diese Tiere in die Zivilisation gebracht zu haben. Und ich werde nie wieder ein Tier in Gefangenschaft schicken, obwohl ich mit Befriedigung feststellen darf, daß jeder unserer Lieblinge ein Heim gefunden hat, das alle Ansprüche erfüllt, die man bei den Verhältnissen eines Tiergartens nur stellen kann.



Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

